

Hilgerleben

und

Hilgerarbeit

von

Elias Schrenk

Kassel
Verlag von Ernst Röttger, 1905, 2. Auflage

© Neu bearbeitet und herausgegeben von Thomas Karker, Bremen
2/2021

Inhaltsverzeichnis

	Seite
<i>Vorrede</i>	3
1. <i>Elternhaus und Jugendzeit</i>	4
2. <i>Meine kaufmännische Lehre</i>	8
3. <i>Ein Jahr in Donaueschingen</i>	11
4. <i>Ein Jahr in Freiburg i. B.</i>	15
5. <i>Fünf Jahre Missionshaus in Basel</i>	21
6. <i>Erster Aufenthalt in Afrika von 1859 bis 1864</i>	30
7. <i>Dreizehn Monate in England</i>	44
8. <i>Ein Jahr Erholung in der Schweiz</i>	49
9. <i>Zweiter Aufenthalt in Afrika von 1866 – 1872</i>	52
10. <i>Ein Jahr Erholung im Kanton Zürich, und ein Jahr Kurpfarrer in Davos</i>	67
11. <i>Ein Jahr in England von 1874 – 1875</i>	71
12. <i>Vier Jahre Missions-Reiseprediger in Frankfurt a.M. von 1875 – 1879</i>	76
13. <i>Sieben Jahre in Bern von 1879 – 1886</i>	80
14. <i>Evangelist in Deutschland von Oktober 1886 an</i>	91

Vorrede.

Wie kommst du dazu, deine Selbstbiographie zu veröffentlichen zu deinen Lebzeiten? So werden viele Freunde mich fragen. Bis vor wenigen Jahren dachte ich nicht im entferntesten daran, mein Leben zu beschreiben. Ich hatte nicht einmal ein Tagebuch geführt, und meine Familie hatte über die letzten fünfzig Jahre meines Lebens nichts in Händen. Meine Frau und Kinder baten mich wiederholt, Erinnerungen aus meinem Leben für sie zu schreiben. Ich versprach es ihnen, weil ich glaubte, es ihnen schuldig zu sein. Nachher wurde ich von drei Seiten ersucht, Erinnerungen aus meinem Leben zu veröffentlichen. So kam ich zum Schreiben dieser Blätter. Über Evangelisation hatte ich noch nie etwas geschrieben; man wird es verstehen, wenn ich es endlich tue. Wer meine Stellung kennt, weiß, wie wenig Zeit ich habe für eine solche Arbeit. Meine Freunde werden es daher begreifen, wenn ich die Mitteilungen in unvollkommenem, teilweise familiärem Gewand gebe. Wenn dieser und jener Leser Gott lobt für Seine Liebe, Gnade und Treue, mit der Er mich geführt hat, so ist der Hauptzweck dieser Blätter erreicht. Herrn Missionsinspektor Dr. Oehler in Basel danke ich herzlich für die Freundlichkeit, mit der er mir das Missionsarchiv zur Verfügung stellte; es hat mir wesentliche Dienste geleistet.

Barmen, im Juli 1905

Elias Schrenk

I.

Elternhaus und Jugendzeit.

Im schönen Württemberg, im Oberamt Tuttlingen finden wir am Fuße des Hohenkarpfen das lieblich gelegene Pfarrdorf Hausen ob Verena, wo meine Eltern Jakob Schrenk, Schneider, und Regina, geb. Glanz, wohnten. Dort bin ich als das zweitjüngste von fünf Kindern am 19. September 1831 geboren. Die zwei ältesten Geschwister starben in früher Jugend. Mein Vater war ein begabter, unternehmender und gottesfürchtiger Mann, der viel von der Welt gesehen hatte. Neben der Schneiderei betrieb er noch ein gemischtes Warengeschäft mit Landwirtschaft, so dass in meinem Elternhaus ein großer Umtrieb war. Ich hing mit inniger Liebe an meinem Vater und er an mir. Es war mir eine große Freude, wenn ich als kleiner Knabe ihn nach dem eine Stunde entfernten Aldingen begleiten durfte, wo er oft Waren einkaufte.

Schon in meinem sechsten Jahre erkrankte er, und war über fünf Jahre fast immer im Bett, was für die Erziehung von uns Kindern nach einer Seite nachteilig wirkte; nach der anderen Seite auch segensreiche Folgen hatte, indem unsere Jugend unter dem Zeichen des Kreuzes stand. Schon mein Großvater war ein frommer Mann mit viel Bibelkenntnis. Sein Segen ruhte sichtlich auf meinem Vater und seiner Schwester. In meinem Elternhause war tägliche Hausandacht, in der mein Vater Schmolkes Gebetbuch las, das mir zum Segen wurde. Ich fand es daher immer verkehrt, wenn man da und dort gegen Andachtsbücher eiferte. Hätten wir doch in jedem Hause unsers Volkes Andachtsbücher! Gewiss stände es dann in religiöser Beziehung viel besser bei uns. Ich sage das selbstverständlich nicht, um das Herzensgebet in den Schatten zu stellen. Zur Hausandacht gesellte sich dann noch stramme väterliche Zucht, die jede Unart strafte und auf Ordnung hielt. Wenn Abends die Betglocke geläutet wurde, so musste ich rasch nach Hause springen, um vor meinem Vater zu beten:

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist;
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
Lass ja bei uns auslöschen nicht.

In dieser letzten betrübten Zeit
Verleih uns, Herr, Beständigkeit,
Dass wir dein Wort und Sakrament
Rein behalten bis an unser End.
Und neiget unser Leben sich,
Lass uns einschlafen seliglich. Amen.

Meine Mutter hatte weniger religiösen Einfluss auf uns Kinder, der Herr musste sie erst später durch viel Trübsal zu sich ziehen. Dagegen habe ich meiner Großmutter viel zu

verdanken. Als kleines Knäblein durfte ich in ihrem Zimmer schlafen, und sie ist die erste Person, die mir in früher Kindheit etwas von der Kraft des Blutes Jesu Christi in mein Herz hinein betete. Ich werde es nie vergessen, wie sie jeden Abend mit Inbrunst betete:

Christi Blut und Gerechtigkeit
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Drum soll auch dieses Blut allein
Mein Trost und meine Hoffnung sein.
Ich bau im Leben und im Tod
Allein auf Jesu Wunden rot.

Ich steh' in Gottes Macht,
Ich steh' in Gottes Kraft,
Ich steh' in Christi Blut,
Das ist für alle bösen Geister gut.

Wenn Augen und Herze im Tode sich beugen,
So will ich doch endlich mit Seufzen bezeugen,
Dass Jesus, nur Jesus, mein Jesus soll heißen,
Von welchem mich ewig kein Teufel soll reißen.

Wüssten doch alle Mütter und Großmütter, von welcher Bedeutung es für ihre Kleinen ist für Zeit und Ewigkeit, wenn sie ihnen in zarter Kindheit herzlich vorbeten, und sie, sobald sie stammeln können, beten lehren! Gewiss hätten wir dann viel mehr betende Menschen und viel mehr Freude an unsern Kindern. Der Geist der Dorfjugend in Hausen war kein guter; es gab Konfirmandenklassen, an die ich nur mit Entsetzen denken kann. Auch ich nahm frühe Schaden in dieser Stickluft durch Vergiftung der Phantasie, was mir später viel Not machte. Der Herr hielt mich aber in seiner Hand, so dass ich vor viel jugendlichem Leichtsinn bewahrt blieb. Doch fehlte es nicht an Knabenstreichen. Es gab viel Obst im Dorf, und als kleiner Kommunist eignete ich mir leider oft fremde Äpfel, Zwetschen und Birnen an. Der Herr züchtigte mich später dafür, und ich bekannte meinen Frevel und erstattete alles zurück. Meines Vaters Krankheit hatte zur Folge, dass ich mit meiner zwei Jahre älteren Schwester schon frühe manche Arbeit in Haus, Feld und Wald verrichten musste. Wir hatten in meiner Jugendzeit prachtvolle Kommunal- und Privatwäldchen, Tannen und Buchen von einem Umfang, wie man sie jetzt nicht mehr kennt. Das Leben im Wald war meine Lust und Freude, und man sagte mir nach, ich könne klettern wie ein Eichhörnchen. Das war aber wohl übertrieben; denn einmal fiel ich hoch von einer Tanne herunter, weil ein Ast unter meinen Füßen brach. Ich fiel auf den Kopf und die rechte Hand, und habe es der göttlichen Bewahrung zu danken, dass ich ohne bleibenden Schaden, wenn auch blutüberströmt nach Hause kam. Eine Spur dieses Falles trage ich an meiner Stirne. Dieser Unfall hinderte mich aber nicht, am selben Abend auf dem Dach eines Hauses zu sitzen und Ziegel beim Dachdecken zu bieten. Charakteristisch war es für meinen damaligen Zustand, dass ich auf die Frage, was ich werden wolle, gewöhnlich antwortete: Förster oder Pfarrer.

Mein Vater hatte mir versprochen, mich Theologie studieren zu lassen, wenn er wieder gesund werde. Wir hatten ja im benachbarten Spaichingen eine Lateinschule, die ich hätte besuchen können, wie die Söhne unsers Pfarrers es taten. Allein des Vaters

Krankheit hielt an, und durch die großen Kosten, die sie verursachte, litt auch unser Vermögensstand. Als er dann in meinem elften Jahr starb, war keine Rede mehr vom Studieren, ich blieb in der Dorfschule bis zur Konfirmation. Mein Lehrer Beutel war ein ernster, pflichttreuer Mann, und machte es sich zur Aufgabe, seine Schüler in Gottes Wort einzuführen, so dass ich ziemlich viel Bibelkenntnis bekam. Durch ihn wurden auch die ersten Missionsgedanken in mir geweckt, die nie wieder verschwanden, sondern von meinem zehnten Jahr an immer wieder in mir aufwachten. Er machte uns auch frühe auf das Herzensgebet aufmerksam, wofür ich ihm heute noch danke. Mit der Rechenkunst stand ich einige Jahre auf Kriegsfuß. Meine Schwester war aber eine sehr gute Rechnerin und half mir nach. Ich ahnte damals nicht, dass ich in meinem späteren Leben so viel werde zu rechnen haben und die schwierigsten Kopfrechnungen mit Lust machen werde. Das mag manchen ermutigen, der vor dem Einmaleins gar zu viel Respekt hat. Im übrigen war ich fast immer der Erste in meiner Klasse. Auf den Konfirmandenunterricht schaue ich mit Wehmut zurück. Unser Herr Pfarrer Lang war in damaliger Zeit krank und starb. Auf ihn folgte ein sittenloser Pfarrverweser, der sich so weit vergaß, dass ihn unsere Jünglinge bei Nacht durchprügelten. Das Konsistorium entließ ihn nachher. Vom Konfirmandenunterricht weiß ich kein Wort, außer dem Versprechen des Pfarrverwesers, er wolle uns das Lied lehren: „Jetzt geht ans Brünnele, trink aber nit.“ Aber – unser Gott ist ein Wunderbarer Gott: Dieser unwürdige Mann gab mir folgenden herrlichen Denkspruch:

Unvergesslich bleibe dir die Stunde,
Da du sprachst: treu will ich ewig sein!
weiche nie von diesem heil'gen Bunde,
Folge deinem Heiland, Ihm allein.

Sieh, wie Er dich sucht, dich liebt und leitet,
Dich bewahren will, Sein Eigentum:
Wie Er dir ein ew'ges Glück bereitet.
Nun, so lebe denn auch Ihm zum Ruhm.

Diese Worte nahm ich am Konfirmationstag direkt vom Herrn; sie wurden mir in den gefährlichsten Jahren Stecken und Stab, und dienten mir sehr oft zur Ermunterung und Bewahrung, dem Herrn sei Lob und Dank dafür!

Schaue ich auf meine ganze Schulzeit zurück, so darf ich einen Einfluss auf mein Herz nicht unerwähnt lassen. Meine Gemeinde gehört zum Dekanat Tuttlingen, wo damals der gottselige Dekan Heim stand, der eine vortreffliche Erklärung vom ersten Buch Mose geschrieben hat. Dieser geheiligte Mann visitierte unsere Schule. War mir bei meinem Vater vor allem Gottesfurcht und unbestechliche Gerechtigkeit entgegengetreten, so sah ich in Herrn Dekan Heim die erste geheiligte Persönlichkeit, in der Christus eine Gestalt gewonnen hatte. Er machte mir als Knaben einen tiefen Eindruck. Außer einem frommen Schuhmacher gab es damals in Hausen keine lebendigen Christen. Um so eindrucksvoller war mir die Persönlichkeit des Herrn Dekan. Der genannte fromme Schuhmacher ging nie zur Kirche, weshalb man ihn Separatist nannte. Er wurde sehr alt. Mit neunzig Jahren bestieg er noch den östlich vom Dorf gelegenen bewaldeten Berg, verirrte sich gegen Abend und fiel einen Abhang hinunter. Unten angekommen, betete er und sang noch ein Lied. Dann legte er sich schlafen in einem Kartoffelacker. Am darauffolgenden Morgen erschien er unversehrt mit seinem Stock im Dorf. Schade, dass dieser Mann allein stand; zwanzig Jahre später hätte er Gemeinschaft gehabt.

Nach meiner Konfirmation handelte es sich bei mir um die Wahl eines Berufes. Das war aber nicht leicht. Durch die lange Pflege meines kranken Vaters, verbunden mit vieler anderer Arbeit brach die sonst kräftige Konstitution meiner Mutter völlig zusammen, so dass alle Arbeit im Haus und auf dem Feld auf mir und meiner Schwester lag; mein Bruder war noch schulpflichtig. Ich war also fast unentbehrlich. Zwar hatten wir nicht mehr so viel Land wie früher; mein Vater verkaufte soviel, dass unser Besitz nach seinem Tod völlig schuldenfrei war. Dabei ging es uns aber wie vielen anderen Landleuten: wir hatten reichlich Nahrung, aber oft wenig bares Geld. In letzterer Tatsache lag für mich eine Aufforderung, etwas zu verdienen. Ich arbeitete daher vom vierzehnten bis zum fünfzehnten Jahr viel im Wald, machte Holz, band Besen und war hoch erfreut, Mk. 48 – zu verdienen; das war damals eine große Summe, denn das Geld hatte mehr Wert als jetzt und die Verhältnisse waren noch einfacher.

II.

Meine kaufmännische Lehre.

Meines Vaters letzter Wunsch war, ich möchte sein kleines Warengeschäft weiterführen, und so entschloss sich meine Mutter, mich in eine kaufmännische Lehre zu tun. Am 16. Februar 1847 verließ ich meine todkranke Mutter und meine Geschwister und trat bei Herrn Kaufmann Johann Conrad Martin in Tuttlingen in eine vierjährige Lehre ein. Bei uns Menschenkindern bleibt in allen Lebensverhältnissen etwas zu wünschen übrig; so war es auch mit meiner Lehre; aber im ganzen war doch die Wahl dieses Lehrherrn eine freundliche Fügung Gottes, für die ich heute noch dankbar bin. In religiöser Beziehung vermisste ich schon insofern vieles, als sich niemand meiner persönlich annahm. Mein Prinzipal hatte nicht viele religiöse Bedürfnisse; er lebte ganz seinem Geschäft und brachte im Sommer die Sonntagvormittage oft im Garten zu. Mit mir redete er während meiner Lehrzeit nie über Religion. Seine Frau stand besser; aber sie behielt ihr Christentum mehr für sich. Wir saßen manchen Winterabend arbeitend an einem Tisch; aber nie redete sie mit mir über mein Seelenheil, und doch wäre ich empfänglich gewesen für Zuspruch. Mit Wehmut und Überraschung hörte ich nach ihrem Tode, sie habe mit andern auf den Knien gebetet. Hätte sie doch auch mit mir gebetet! Ich glaube, ich würde mich schon damals bekehrt haben, wenn mir jemand den Weg gezeigt hätte. Wollen wir unser Licht leuchten lassen vor den Leuten, so müssen wir uns der Verantwortung klar bewusst sein, unsern Hausgenossen Gelegenheit zu geben den Heiland zu finden, wenn sie ihn suchen wollen. Wie viel wird von manchen Herrschaften in diesem Stück an jungen Leuten versäumt und gesündigt!

Zur Predigt und zum heiligen Abendmahl ging ich aus eigenem Antrieb regelmäßig und hörte noch einige Zeit den seligen Dekan Heim; allein ich kam innerlich zu keiner Entscheidung, weil mir jede persönliche Berührung mit lebendigen Christen fehlte. Der Nachfolger des Dekans war kein lebendiger Zeuge. Die geistliche Luft war damals in Tuttlingen überhaupt nicht günstig für junge Leute. Die Bevölkerung war sehr materiell gerichtet; Sonntagsarbeit war leider an der Tagesordnung, der Kirchenbesuch daher mäßig. Die vorhandene Gemeinschaft hatte auch nicht die rechte Frische; der Kleinbärenwirt gehörte zu derselben. War die Gemeinschaftsstunde vorbei, so gingen die Brüder in den kleinen Bären und tranken ihren Schoppen. Später wurde es durch jüngere Brüder entschieden besser, der Schoppen verschwand. Ich war geschäftlich sehr angespannt, und hatte keine Zeit, für Verkehr mit anderen, was insofern sein Gutes hatte, als ich bewahrt blieb vor sehr vielen Versuchungen. Tuttlingen war nicht nur reich an Messer-, Schuh- und Strumpfwarenfabrikation, sondern besonders auch an Brauereien und darum auch reich an Wirtshäusern.

Blicke ich zurück auf meine vierjährige Lehrzeit, die für Jünglinge so gefährlichen Jahre, so habe ich Gott für drei Stücke besonders zu danken:

☛ ich wurde von meinem Prinzipal sehr streng gehalten. Meine zwei letzten Vorgänger waren Diebe: der eine aus Genusssucht, der andere aus Eitelkeit. Deshalb

durfte ich nur alle Monate einen einzigen Spaziergang von zwei bis drei Stunden machen. Das war gesetzliche Zucht auf Christum hin.

② Gott hat mich in äußerer Kirchlichkeit und in einer gewissen Gottesfurcht bewahrt, so dass mir ein äußerlich rechtschaffenes Leben zur andern Natur wurde, und ich nie in grobe Sünden fiel.

③ Ich blieb in zarter Anhänglichkeit an meine kranke Mutter, schränkte mich aus freiem Antrieb in allen Ausgaben ein, ging nie über meinen Stand hinaus und machte meiner Mutter keine Sorgen. Dabei war ich aber leider sehr selbstgerecht und meinte, ich sei ein Christ, während mein Herz voll Sünde war. Ich war einer der vielen jämmerlichen Kirchenchristen, der vielen soliden Menschen, ohne den heiligen Geist, ohne Wiedergeburt, ohne eigenen Heiland. Ich stand im Vorhof, und kannte das Heiligtum nicht. Einmal bekam ich in jenen Jahren einen tieferen Eindruck. Herr Prälat (Generalsuperintendent) Kapff kam nach Tuttlingen zur Visitation, und predigte über die Zeitsünden. Sein Wort packte mich; aber zu innerer Klarheit und Entscheidung kam ich nicht. Eigentliche Liebe zu Gottes Wort und Trieb zum Gebet hatte ich wenig; doch hörte das Gebet nie ganz auf, ich war nie ohne Arbeit des Geistes Gottes an meinem Herzen. Auch die Missionsgedanken kamen mächtiger als früher; ich wies sie aber ab, weil ich entschlossen war, meiner Mutter durch materielle Hilfe erst unter die Arme zu greifen. Im ganzen kann ich, was meine innere Stellung betrifft, nur mit Schmerz auf meine Lehrjahre zurückblicken. Doch muss ich auch loben und danken, dass der Herr mich nicht weiter von Ihm abkommen ließ.

Günstiger sah es aus in meiner geschäftlichen Stellung. Herr Martin, mein Prinzipal, war ein tüchtiger, sehr solider Kaufmann, kein Spekulant, er ging immer Numero sicher. Seine Buchführung war musterhaft, das Geschäft ein gutes. Da es ein gemischtes Warengeschäft war, so konnte ich mir sehr viele Warenkenntnisse aneignen, was mir für mein ganzes Leben zu gute kam. Wir hatten Manufaktur-, Farb- und Kolonialwaren; daneben führten wir alle Messerschmiedeartikel: Ebenholz, Perlmutter, Elfenbein, Neusilber, Messing, Nickel, Stahl, Messer, Gabeln u.s.w. Meine erste Arbeit war das Kopieren eines Wechsels; wir hatten nämlich auch ein kleines Wechselgeschäft, was für meine künftige Laufbahn sehr wichtig war. In den ersten Tagen schwindelte es mir beim Anblick der vielen Artikel, und ich fragte mich, wie sollst du alle die Preise in deinen Kopf bekommen? Nach einem halben Jahr war aber die größte Schwierigkeit überwunden, und ich lebte mich immer mehr ein in das ganze Geschäft. Herr Martin hatte die Eigentümlichkeit, seinen Lehrlingen in der Kontorarbeit wenig Anleitung zu geben, man musste alles selbst lernen. So nahm ich denn Morgens vor dem Frühstück alle Geschäftsbücher vor, und lernte die doppelte Buchhaltung. Mein Kollege verklagte mich, ich stöbere alle Bücher durch; die Antwort war: „Lieber Freund, mach's auch so.“ In jener guten alten Zeit hatte man noch keine Kopiermaschinen, die Lehrlinge mussten jeden Brief abschreiben. Ich hatte damals keine Ahnung, dass dieses viele mühsame Briefabschreiben eine herrliche Vorbereitung sei für die viele Korrespondenz, die ich als Missionar und Evangelist bekam. Unser Leben besteht nicht nur in losen Abschnitten; jeder Lebensabschnitt ist eine direkte Vorbereitung für fernere Lebensaufgaben, wenn wir uns von Gott führen lassen. Wie außerordentlich viel habe ich u. B. beim Verkauf im Laden gelernt für künftige Seelsorge! Wir hatten oft eine Menge Menschen im Laden, besonders an den Sonntagen. Da kamen natürlich allerlei Leute, auch Diebe. Unwillkürlich lernt man da jedes Gesicht fixieren und bekommt im Lauf der Jahre viel Menschenkenntnis. Einige Zeit kam immer eine Dame in den Laden am Sonntag morgen, solange ich allein war, und ließ sich teure Artikel vorlegen, wie z. B. Wienershawls. Wenn ich die Leiter hinaufstieg,

musste ich sie unausgesetzt im Auge behalten, wenn ich nicht bestohlen werden wollte. Ich weiß nicht, wie ich fertig geworden wäre in meinen Sprechstunden als Evangelist, wo ich von zwanzig, dreißig Menschen belagert war, wenn ich nicht als Kaufmann beim Ladenverkauf gelernt gehabt hätte, die Gesichter zu studieren.

Endlich kam der Schluss meiner Lehrzeit und ich freute mich von Herzen, sie hinter mir zu haben. Heute würde niemand mehr auf eine vierjährige Lehrzeit eingehen und dazu noch 300 Mark Lehrgeld zahlen; denn nach einem halben Jahr verdient ein Lehrling sein Brot. Aber die damalige Art hatte gewiss ihr Gutes; die Schultern wurden breiter zum Tragen als heutzutage, das Wort des Jeremias wurde in Praxis umgesetzt: „es ist ein köstlich Ding einem Manne, dass er das Joch in der Jugend trage,“ (Klagl. 3,27). Mein Prinzipal nahm es genau mit dem Lehrling: kein Nagel, den man aus einer Kiste zog, durfte verschleudert, kein Kistendeckel zerbrochen werden. Jeden Morgen mussten die Ladentische blank sein. Auch im Magazin war stramme Ordnung, was nicht immer leicht war, weil wir so vielerlei Artikel hatten. Dazu war die Arbeit sehr anstrengend: die Kaffeeballen, die Stahlbündel, das Eisenblech, die Ebenholzblöcke, die Salzsäcke waren oft recht schwer für so ein kleines Männchen, wie ich es war. Der Höhepunkt der Magazinarbeit war das Kaffeefärben, das mir ganz übergeben war. Ganze Tage färbte ich Kaffee. Die Frauen wollten ja gerne grüne Kaffee haben; und den stellt man her mit grüner Erde. Zum Glück ist sie nicht schädlich; aber ich rate doch den lieben Leserinnen dieser Zeilen, Kaffee mit Naturfarbe zu kaufen; sie brauchen ihn dann nicht zu waschen, und ersparen dem Magazinier die Mühe. Auch die Kontrolle des Schnupftabakschneidens war mir übertragen, da Herr Martin keinen Geruchssinn hatte. Am meisten Freude hatte ich an den Manufakturwaren; wenn im Frühjahr die großen schönen Sendungen von Damenstoffen kamen, so lebte ich auf. Früher brachte ich meine Zeit ja ganz in Feld und Wald zu, der Wald war meine Lust; und jetzt war der Laden, das Magazin, der Salzsäcke und das Kontor die kleine Welt, in die ich Jahre lang eingeeengt war, die ich nur alle vier Wochen auf zwei bis drei Stunden verlassen durfte, um etwas frische Luft zu genießen. Da kam mir ein schönes Stück Kattun mit schönem Dessin wie Poesie, wie ein Gruß aus der Natur vor.

Wenn ich aber gemeint hatte, nun bald in die weite Welt hinaus zu kommen auf eine neue Stelle, so täuschte ich mich. Mein Prinzipal bat mich länger bei ihm zu bleiben mit einem Jahresgehalt von 140 Mark, heute lacht man darüber. Ich ging auf seinen Wunsch ein und blieb noch ein Jahr als Kommis; lernen konnte ich natürlich nichts mehr. Als er aber nach diesem Jahr keine Miene machte, mir eine Stelle zu verschaffen, weil er mich behalten wollte, so legte ich meine Schüchternheit ab, und fing an, eine Stelle zu suchen, denn ich war jetzt fünfeinhalb Jahr auf meinem ersten Posten gewesen, und das war lang genug.

III.

Ein Jahr in Donaueschingen.

Wenn man fünfeinhalb Jahre in einem Geschäft ist, so lernt man eine große Anzahl Reisende kennen und steht dem einen und andern auch näher; das kam mir zu gute, als Herr Martin sich gar nicht für mich bemühte. Durch einen Handelsreisenden aus Freiburg i. B. fand ich eine Stelle in dem Eisen- und Kolonialwarengeschäft von Franz Lachers Witwe in Donaueschingen (Baden), wo ich am 24. Juni 1852 eintrat. Hier hatte ich das ganze Geschäft in meiner Hand. Zu Lebzeiten von Herrn Lacher war das Eisenwarengeschäft blühend, aber nach seinem Tode ging es zurück, besonders unter meinem Vorgänger, der eine gräuliche Unordnung in der Buchführung hatte, so dass ich gleich im Anfang den ganzen Schwarzwald bereisen, und unsere alten Kunden besuchen musste, um klar zu werden über die Ausstände.

Meine Stellung in Donaueschingen war so verschieden von der in Tuttlingen, wie Tag und Nacht. Wäre ich in Tuttlingen nicht fünfeinhalb Jahre in den engen, unnatürlichen Schranken gestanden – denn es ist unnatürlich für die Entwicklung eines jungen Menschen, monatlich nur einen Spaziergang machen zu dürfen – so wäre ich vielleicht in Donaueschingen für immer zugrunde gegangen, denn das dortige Jahr war das versuchungsreichste meines Lebens. Die Dame deren Geschäft ich führte, war streng katholisch. Sie war eine Schwester von Herrn Ganter dem Besitzer des Gasthofes „Zur Linde.“ Auch die Familie von Herrn Ganter war streng katholisch. Parterre in der Linde war mein Laden und das Kontor, das Magazin war eine Schussweite von der Linde entfernt. In der ersten Etage war eine sehr frequentierte Wirtschaft, in der sich verschiedene Beamte des Fürsten von Fürstenberg und andere Gäste, z. B. ein katholischer Pfarrer, fleißig einfanden. Im zweiten Stock war ein großer Saal für Konzerte und Theater. In diesem Hause wohnte ich mit Frau Lacher. An meinem Vorgänger war man es gewohnt, ihn jeden Abend in der Wirtschaft zu sehen. An stark besetzten Abenden, wie Konzert-, Theater-, und Gesangabenden spielte er auch den Kellner, eine angenehme Hilfe für die vielbeschäftigten Wirtsleute.

Selbstverständlich ließ ich mich in der ersten Zeit nie in der Wirtschaft sehen, sie ging mich ja nichts an. So nach und nach, kam ich aber in ein näheres Verhältnis zur Familie Ganter. Die Wirtin war eine fromme, ernste Katholikin. Als sie merkte, „ich habe auch Religion,“ wurde sie freundlich und zutraulich. Einmal war sie krank und bat mich, ihr aus katholischen Legenden vorzulesen; ich wurde Hausfreund. Dazu kam ich auf eigentümliche Weise in nähere Beziehung zu den fürstlichen Beamten, die Abends die Linde besuchten. In meinem Geschäft waren auch Zigarren. Mein Vorgänger hatte auch das Zigarrengeschäft sehr vernachlässigt; als Ich aber merkte, er lässt sich unter diesen Beamten ein gutes Geschäft machen, wandte ich mich an die Zigarrenfabriken, die ich im ersten Geschäft kennen gelernt hatte und bestellte Muster. Bis dorthin hatte ich wenig geraucht, obschon ich zwanzig Jahre alt war. Nun aber musste ich die Muster probieren. Als ich das erste Mal etwa sechs brennende Zigarren nebeneinander liegen hatte, wurde ich kreideweiß und seekrank auf dem Schwarzwald. So nach und nach gewöhnte ich mich

aber an das Rauchen, und bekam durch die Gäste der Linde ein gutes Zigarrengeschäft. Natürlich wurde ich so persönlich mit ihnen bekannt.

Nun war es Frau Lacher und ihren Geschwistern fast unerträglich, dass ich Abends immer einsam auf meinem Zimmer saß und nie in der Wirtschaft erschien. Da hieß es immer wieder: „Herr Karl! Kommen Sie doch herauf und setzen Sie sich zu den Herren; Sie brauchen ja nichts zu trinken, Sie werden gewiss noch schwermütig.“ Wenn man mich fragt, warum ich in Donaueschingen auf einmal Karl hieß, so lässt sich das auf einfache Weise erklären: Herr Martin, mein erster Prinzipal, hatte wohl trotz meines alemannischen Gesichtes Angst, man könnte mich für einen Juden halten, wenn er in mein Zeugnis den altmodischen Namen Elias schreiben würde; darum schrieb er „El.“ Ich musste das Zeugnis einsenden vor meiner Anstellung und da machten die lieben Donaueschinger Karl daraus; dabei blieb es ein Jahr lang, trotz der Korrektur des Elias. – Ich sträubte mich einige Zeit, in die Wirtschaft zu gehen; endlich ging ich, setzte mich aber nicht unter die Gäste, sondern zur Familie Ganter. Nun kamen aber die arbeitsreichen Abende, an denen meine Wirtsleute gehetzt wurden bis lange nach Mitternacht. Da hatte ich Mitleiden mit ihnen, half mit und wurde Kellner. Entsetzlich! wird mancher Leser denken. Die Sache sieht schlimmer aus als sie ist. Wenn es nötig gewesen wäre, mich von der Wirtschaft zu bekehren – es war aber durchaus unnötig – so hätte man mich zum nächtlichen Kellner machen müssen. Da lernte ich die ganze Öde des elenden Wirtshauslebens kennen. Wie tief fühlte ich oft mit den beiden Wirtstöchtern, wenn sie bis Nachts zwei Uhr zu einigen Stammgästen hinsitzen und unter Seufzen das leere Gerede anhören mussten! Oft sagte ich: Ich könnte alles Mögliche werden, nur kein Wirt. Häufig sind aber die Wirte besser als die Gäste. Vor einigen Jahren arbeitete ich in einer süddeutschen Stadt. Die Wirte der Stadt hatten eine Bitte um eine frühere Polizeistunde beim Stadtrat eingereicht mit dem Zusatz: Wir Wirte möchten auch Nachtruhe haben. Die Stadtväter verweigerten aber die frühe Polizeistunde, waren also schlimmer als die Wirte. Ich kann nun sagen: Die Wirtschaft hat mir nicht geschadet, ich habe fast nichts getrunken, rate aber heute jedem aus Erfahrung: Halte dich fern von den Wirtschaften und werde in deinem Leben kein Wirt. Hätte ich damals dem Herrn angehört, so hätte er mich wohl gar nicht nach Donaueschingen geführt.

Hat schon mancher Leser den Kopf geschüttelt über den Kellner, so wird er noch entsetzter sein, wenn ich ihm von weiteren Dingen erzähle, die ich in Donaueschingen lernte, aber nachher nicht praktizierte. Wie ich bereits bemerkte, war in der Linde ein großer Saal für Gesangvereine, Konzerte und Theater. Der katholische Gesangverein, zu dem auch einer der beiden Priester gehörte, sang sehr schöne Stücke, da war für mich keine Gefahr. Wenn bei dem Abschied des Priesters vor seinem Umzug auf eine andere Pfarrei, derselbe bei einem Sologesang stecken blieb, weil er zu tief ins Glas geschaut hatte, so nahm ich nicht teil am Gelächter des Vereins, sondern bedauerte, dass ein Priester sich so benehmen durfte, ohne seinen Beichtkindern Ärger zu geben. Auch die Konzerte boten keine Gefahr für mich; sie wurden gegeben von Mitgliedern der fürstlichen Kapelle, die damals unter dem berühmten Direktor Kalliwoda stand, ich hörte also wirkliche Künstlermusik. Anders stand es mit dem Liebhabertheater, bei dem ich nicht nur auf die Bühne, sondern auch hinter die Kulissen sah. Da waren die leitenden Persönlichkeiten nicht gerade ein Vorbild für einen jungen Mann. Die Herren kamen aber zu mir in den Laden, und als sie für ein Stück aus dem dreißigjährigen Kriege jemand brauchten, ließ ich mich überreden, eine Rolle zu übernehmen. Es war ja durchaus kein anrüchiges Stück; aber ich fühlte doch, zumal hinter den Kulissen, wo die Herren sich gehen ließen, dass ich auf schlüpfrigem Boden stand, und spielte nie mehr mit. Überhaupt

besuchte ich von dort an das Theater nur noch einmal in meinem Leben, wo Goethes Faust gegeben wurde.

Da die völlige Leitung des Geschäftes in meiner Hand lag, so wünschte die Besitzerin, dass ich sie bei verschiedenen Veranlassungen vertrete, z. B. bei Hochzeiten. Dann waren auch Wirte unsere Kunden; bei diesen sollte ich zuweilen ein Glas Bier trinken. Das waren aber für mich sehr unangenehme Ansprüche. Es ging nicht lange, so fragte mich Frau Lacher: Herr Karl, können Sie tanzen? Nein, sagte ich. Das geht nicht, erwiderte sie, denn sie müssen mich vertreten an Hochzeiten. Der Tanzlehrer kam und der Kursus begann; ich wartete aber noch acht Tage, und wollte nicht teilnehmen. Endlich gab ich nach und lernte tanzen. Mit dem Tanzunterricht war Anstandslehre verbunden, die ich mir schon gefallen lassen konnte; aber für das Tanzen ich musste acht Tage nachholen – waren meine Beine etwas steif. Ich hatte aber angefangen, und um mitzukommen und die vielerlei Bewegungen machen zu können, musste ich meine Beine täglich mit Franzbranntwein einreiben. Ich schämte mich vor mir selber bei diesen Einreibungen. Ich lernte tanzen; aber mein bisheriges Leben war absolut keine Vorbereitung zum Tanzen und so war etwas in meiner ganzen Haltung, was die jungen Damen nicht anzog. Wir lernten auch französische Tänze; beim Kontretanze mussten die Damen ihre Tänzer wählen. Was geschah? sie ließen mich stehen, es wählte mich keine. Das war heilsam; ich bekam den bestimmten Eindruck, da gehörest du nicht her. Und als der Schlussball kam, blieb ich schön daheim, ich nahm nicht teil. Nachher vertrat ich Frau Lacher ein einziges Mal bei einer Hochzeit und machte da eine kurze gymnastische Übung. Damit war meine Tanz-Periode für mein ganzes Leben abgeschlossen, ohne irgend welchen Schaden für meine Seele. Ich hatte die Sache nicht gesucht und wurde nicht begeistert dafür. Mein Nachbar, auch ein junger Kaufmann, nahm Schaden in jener Zeit.

So lernte ich in Donaueschingen die Welt aus Erfahrung kennen, was mir für mein ganzes Leben, für meine Kinder und für meinen künftigen Beruf, ein bleibender Gewinn war. Ich danke heute noch Gott dafür. Damals stand ich in der Welt; aber Gott in Seiner Barmherzigkeit bewahrte mich, dass ich innerlich nicht selber Welt wurde. In Tuttlingen hatte ich keine Bibel bei mir, trotz meines Kirchenbesuches, konnte daher auch nicht darin lesen. In Donaueschingen, inmitten der mich umgebenden Welt, die das Herz so leer lässt, erwachte in mir ein tiefes Verlangen nach Gottes Wort. Ich bat meine Schwester, die den Herrn schon kannte, mir meine Bibel zu senden und fing an, sie wieder zu lesen. Ich merkte aber zu meinem Schrecken, dass meine Augen in den fünfzehn Jahren in Tuttlingen nicht heller, sondern dunkler geworden waren: ich verstand die Schrift weniger als in meiner Jugend, und hatte in jener Zeit mehr Segen von den Liedern des Württembergischen Gesangbuches, als von Gottes Wort. Es war besondere Treue des Herrn, dass Er in jenem versuchungsreichen Jahr ohne Menschenzuthun geistlichen Hunger in mir erweckte. Von außen hatte ich ja keinerlei geistliche Versorgung. Während des ersten halben Jahres war evangelischer Gottesdienst im Schloss. Die damalige Fürstin war evangelisch. Ich besuchte ihn regelmäßig, erinnere mich aber nicht, je einen tieferen Eindruck empfangen zu haben; ich begegnete in Donaueschingen auch keinem lebendigen, evangelischen Christen. Wollte ich mit jemand über innere Angelegenheiten reden, so hatte ich nur die katholische Wirtin. Sie beriet mich auch, als damals mit dem inneren Erwachen die Missionsgedanken wieder mit Macht in mir auftauchten. Sie meinte aber, ich sei zu alt, um Missionar werden zu können. So schickte ich mich an, Kaufmann zu bleiben, ich hatte ja Freude an meinem Berufe.

Im zweiten Halbjahre meines dortigen Aufenthaltes hatten wir keinen evangelischen Gottesdienst, und so besuchte ich regelmäßig den katholischen. Das war für mich nichts

unvermitteltes. Ich hatte von Jugend auf viel Berührung mit Katholiken gehabt, weil meine Heimatgemeinde umgeben war von katholischen Gemeinden, die immer durch Hausen pilgerten nach dem Wallfahrtsort auf dem Dreifaltigkeitsberg. Wir waren auch in geschäftlicher Beziehung angewiesen auf die benachbarte katholische Stadt Spaichingen. Meine Jugend fiel in die Zeit, in der katholische Priester noch viel Verkehr hatten mit evangelischen Geistlichen, was durch Papst Pius IX. mit einem Schlag anders wurde. So kannte ich in Spaichingen einen frommen katholischen Dekan. Als ich einst in meiner Jugend das Bedürfnis hatte zu beichten, wandte ich mich an ihn. Er durfte aber nur im Beichtstuhl Beichte anhören und dieser war einem Evangelischen verschlossen. Er entließ mich freundlich mit den Worten: ich wünsche, dass Sie unserer Kirche immer näher kommen. Ich war also dazu vorbereitet, eine katholische Predigt zu hören. Es standen damals zwei katholische Priester in Donaueschingen, ein frommer ultramontaner Tiroler, und ein weltlicher, national gerichteter Badenser. Letzterer trank regelmäßig seinen Schoppen in der Linde, sang auch jenes Solo, in dem er stecken blieb. Er war ein guter Redner. Es versteht sich von selbst, dass ich im katholischen Gottesdienst nicht viel holen konnte. So war in meiner ganzen Stellung und Lage nichts, was mich hätte veranlassen können, lange in Donaueschingen zu bleiben, als etwa das bequeme Leben. Ich hatte einen vorzüglichen Tisch, mäßige Arbeit und war gehalten wie ein Familienglied. Aber gerade in letzterer Tatsache lag wohl für mich die größte Gefahr, hängen zu bleiben, und später mit der jüngeren Wirtstochter das Geschäft zu übernehmen. Daran dachte ich aber nicht im entferntesten. Das Geschäft suchte ich zu heben, so gut ich konnte; aber es ist immer schwer, ein älteres, herabgekommenes Geschäft wieder in die Höhe zu bringen, umso mehr, wenn die Lokalitäten und das Betriebskapital bescheiden sind. Lernen konnte ich nicht viel, und ich sehnte mich nach einem Prinzipal. Diesen sollte ich bald bekommen, als ich erwartete.

IV.

Ein Jahr in Freiburg i. B.

Derselbe Reisende, der mich seiner Zeit auf die Stelle in Donaueschingen hingewiesen hatte, teilte mir mit, dass die Herren Gebrüder Mez in Freiburg einen Gehilfen suchten; es werde aber keiner engagiert, der sich nicht persönlich stelle. So reiste ich nach Freiburg, und die Folge war, dass ich die Stelle bekam, am 17. August 1853 in Donaueschingen austrat, um am 18. August in Freiburg einzutreten. Mit Tränen entließ mich Frau Lacher; aber der Wechsel war für mich geboten. Als ich im Postwagen von Donaueschingen nach Freiburg fuhr, hatte ich keine Ahnung von der Bedeutung, die Freiburg für mein künftiges Leben haben werde. Wie in meinem ganzen Leben, so offenbarte sich besonders in meiner Freiburger Anstellung das gnadenvolle Walten meines Gottes. Ich hatte keine Empfehlung als mein ehrliches Gesicht und das Zeugnis meines ersten Prinzipals, und dennoch erhielt ich jene Stelle, in einem der ersten Geschäfte Süddeutschlands, nach einer kurzen Unterredung. Oft fragte man mich nachher: wer hat Ihnen diese Stelle verschafft? Ich musste sagen: Gott.

Hatte ich in Donaueschingen keinen Prinzipal gehabt, so bekam ich in Freiburg drei, die Herren Carl, Gustav und Christian Mez. Die ersteren zwei Herren hatten die Seiden- und Bandfabrikation in der Hand. Die Fabrik lag eine Viertel Stunde vor der Stadt, draußen im schönen Dreisamtal; mit ihr waren eine ganze Reihe von Filialen auf dem Lande verbunden. Christian Mez war der Leiter der Bank in der Stadt, mit der ein Engros- und Detailgeschäft von Seide, Faden, Garn, Bändern etc. verbunden war. In letzteres Geschäft trat ich ein; und Herr Christian Mez war mein Vorgesetzter. Die drei Herren waren in jeder Beziehung sehr verschieden. Carl, der Gründer der Seidenfabrik, war der allseitig begabteste und ein entschiedener Christ. Gustav war ein gemüthlicher Weltmann. Christian war Bankier von Kopf bis zu Fuß, Geschäftsmann durch und durch, Kirchenältester, aber Rationalist; bei ihm logierte ich.

Das ganze Geschäft wurde auf gemeinsame Rechnung der drei Teilhaber geführt; aber jeder derselben war in seinem Gebiet völlig selbständig. Das musste ich in meiner Stellung bald erfahren. Obschon mein Chef Kirchenältester war, so war doch unser Laden an Sonn- und Festtagen geöffnet, was mir und meinen Kollegen oft schwer war. An einem Karfreitag hatten wir einen Erlös von 60 Pfennigen, sodass jeder der drei Millionäre zwanzig Pfennig bekam. Nach meinem Abgang wurde der Laden an Sonn- und Festtagen geschlossen. Auch im Bankgeschäft war einzelnes, wodurch ich mein Gewissen beschwert fühlte, ohne es ändern zu können. Die ersten Monate verliefen für mich mit Einarbeiten in das Engros- und Detailgeschäft. Bald verließ uns aber der Buchhalter und ich übernahm seinen Posten. Von dort an gehörte meine Zeit fast ganz dem Bankgeschäft. Dasselbe war sehr ausgedehnt; wir hatten Verbindung mit allen größeren europäischen Städten, wie auch mit New York. Da konnte und musste ich viel lernen, wofür ich sehr dankbar war. Mit den Familien unserer Prinzipale hatten wir Angestellte fast keine Berührung, da wir uns die Kosthäuser selber zu suchen hatten; ich speiste mit katholischen Studenten bei einer Witwe. In den ersten Wochen verkehrte ich mit einigen jungen, soliden Kaufleuten, in

deren Kreis unser Reisender mich einführte. Es war ein ganz anständiger Verkehr, bei dem aber für mein Herz nichts zu gewinnen war. Es sollte aber bald anders kommen.

In dem Kontor, in dem ich arbeitete, lief die Post für das ganze Geschäft ein. Jeden Morgen kam ein junger Mann in die Stadt und holte bei uns die Post für die Fabrik. Dieser Mann fiel mir auf durch sein ausgeprägt jüdisches Gesicht. Ich fragte unsern Hausknecht Riser: wie kommt denn dieser Jude in das Haus von Herrn Carl Mez? Er antwortete: Alexander ist kein Jude mehr, er wurde getauft in Karlsruhe und will Missionar werden. Letzteres war für mich eine große Überraschung. Missionar werden! Der war ja so alt wie ich. Seit bald einem Jahr hatte ich den Missionsgedanken auf die Seite gelegt, weil ich dachte, ich sei zu alt, nun rückte er mir wieder näher. Am folgenden Morgen fragte ich Alexander, ob er wirklich Missionar werden wolle und ob er nicht zu alt sei. Er antwortete ja, er wolle Missionar werden, und in seinem Alter nehme man junge Männer am liebsten auf, weil man voraussetze, sie wissen was sie wollen. Er war wie ich zweiundzwanzig Jahre alt. Also es gab auch für mich eine Hoffnung, meine Missionsgedanken in die Tat umzusetzen.

Ein Hindernis, das mir früher im Wege stand, verschwand je mehr und mehr. In Tuttlingen und Donaueschingen gab ich meiner Mutter einen großen Teil meines Salärs. In Freiburg, wo ich viel besser gestellt war, konnte ich ihr noch mehr geben, so dass ihre Auslagen für mich reichlich zurückerstattet wurden, und sie keinerlei Mangel hatte. So fragte ich sie um Erlaubnis, Missionar werden zu dürfen. Erst antwortete sie ja; aber bald kam ein Brief mit einem entschiedenen Nein und der Bemerkung: ich könne Gott überall dienen. Dazu schrieb mir ein Onkel, der mich warnte vor dem Missionsgedanken, und mir das bekannte Schreckgespenst vorhielt, ich werde gewiss noch schwermütig.

Ich schäme mich, bekennen zu müssen, dass ich zunächst eine große Freude hatte über das Nein meiner Mutter; ich hatte ja jetzt eine vorzügliche Stelle, mit schönen Aussichten für die Zukunft. Die Firma Gebrüder Mez war eine vortreffliche Empfehlung für junge Leute, so dass meine Vorgänger sehr gute Stellen bekommen hatten; deshalb wäre ich gerne auf meinem Posten geblieben, um den so viele junge Kollegen mich beneideten. Die Freude über meiner Mutter Nein sollte aber nicht lange währen. Kurze Zeit nach meiner ersten Unterredung mit dem Proselyten Alexander bekam ich auf einen Sonntag Abend eine Einladung zum Nachessen von dem gläubigen Carl Mez, dem ich vorher nicht näher getreten war. Ich folgte ihr dankbar und blieb an jenem Abend auch bei der Hausandacht. Diese machte mir einen wunderbaren Eindruck; war es doch die erste lebendige Familienandacht in meinem Leben, der ich beiwohnen durfte in einer gebildeten reich begabten Familie. Schon der Gesang ergriff mich. Man sang das Lied: Ach bleib mit deiner Gnade, nach des schönen hohenloheschen Melodie, und nachher das Lied; Die Gottesseraphim erheben ihre Stimm'. Der Gesang mit Klavierbegleitung war in hohem Grade gemütvoll, und es war mir, als wäre ich im Vorhof des himmlischen Jerusalem. Dann folgte ein Bibelabschnitt mit praktischer Erklärung und zum Schluss betete Herr Mez mit der ganzen Familie kniend. Das alles packte mich tief, und mein Herz sprach zu allem Amen.

Auf dem Heimwege nach der Stadt sagte ich mir: Diese Leute haben, was du seit Jahren gesucht, aber nirgends gesehen hast. Ich besann mich keinen Augenblick, gab allen bisherigen Umgang auf und suchte und pflegte von stund an nur entschieden gläubigen Umgang, den ich auch fand. Besonderen Segen hatte ich von dem in Gottes Wort tief gegründeten Lehrer Gilg im Blindeninstitut, einem Schüler des berühmten Direktor Stern in Karlsruhe. Ihn besuchte ich oft nach Feierabend; wir wurden innig

befreundet und schieden nie von einander ohne Betrachtung von Gottes Wort und Gebet. Damals stand der jetzige Kirchenrat Bähr, Dekan in Offenburg, als Stadtvikar in Freiburg. Auch von ihm hatte ich Segen. Dann war auch eine kleine Gemeinschaft dort, zu der ein Briefträger mit seiner kranken Frau gehörte. Diese war eine herrliche Christin: immer war sie fröhlich und lobte Gott, so dass man von ihr nie leer ausging. War Lehrer Gilg mein mich vertiefender Rektor, so war Herr Carl Mez mein Inspirator. Ich verkehrte von nun an fleißig mit ihm und seiner Familie. Er war nicht nur ein sehr bedeutender, selten tüchtiger Fabrikant, sondern auch ein reich begnadigter, groß angelegter, begeisterter Christ. Das Große war, dass der Fabrikant und der Christ bei ihm vollständig verbunden waren, und so in seinem täglichen Wirken segensreich in die Erscheinung traten allen gegenüber, die mit ihm im Geschäft oder außer dem Geschäft in Berührung kamen.

Der Sonntag war ihm des Herrn Tag, an dem nie ein Geschäftsbrief geöffnet, nie über das Geschäft geredet wurde. Er hatte einen weiten Weg zur Kirche; aber er benutzte nie ein Gefährt; die Pferde sollten auch einen Ruhetag haben. Am Sonntag Abend hielt er eine Bibelstunde, zu der jedermann Zutritt hatte. In seinem persönlichen, wie in seinem Familienleben war stramme, vom Gebet und Gottes Wort getragene Ordnung. Bis in sein Alter arbeitete er täglich zwölf Stunden. Jahraus, jahrein stand er morgens um fünf Uhr auf, nahm erst ein kaltes Bad, betete für sich auf den Knien und arbeitete bis sieben Uhr. Dann kam das Frühstück mit der Familie und daran anschließend gemeinsame Andacht mit Gebet auf den Knien. Ebenso wurde es abends gehalten. Nach dem Mittagessen las er ein kurzes Wort Gottes und machte darüber einige praktische Bemerkungen. Seine Frau, geb. v. Langsdorff ergänzte ihn trefflich; während er ein begeisterter Mann war, der immer eine offene Hand hatte, und deshalb manchmal missbraucht wurde, war sie eine ruhige, abwägende Natur mit scharfem Blick. Sein Familienleben war musterhaft.

Die Familie Carl Mez verband eine gewisse Vornehmheit mit großer Einfachheit, es gab kein Gebiet im persönlichen Leben im Familienleben, das nicht unter der Zucht des Geistes Gottes stand. Auch die Tischgespräche waren immer fruchtbar. Einmal war ich zu Tisch geladen mit einem amerikanischen Pastor; da kam die Rede auf das Rauchen. Anno 1848 als Mez in den ersten Reihen der Freiheitsmänner stand, fragte er sich einmal: was heißt frei sein? Antwort; durch nichts mehr gebunden sein. Er und sein berühmter Freund Hecker waren leidenschaftliche Raucher; als freie Männer gaben sie es auf und berechneten dann, dass in Deutschland jährlich eine bedeutende Flotte verbraucht werde. Von dort an war Herr Mez ein Feind des Rauchens. Er sagte an jenem Mittagessen: wer raucht, hat dem Teufel den kleinen Finger gegeben, denn rauchend kann man nicht vor Gott treten. Ich war in Donaueschingen auch Raucher geworden. Von jenem Mittag an wurde ich nicht völlig ruhig, bis ich das Rauchen aufgab. Wer Herrn Mez nur in der Familie sah, hatte kaum geahnt, dass er jahrelang auch in der Politik eine große Rolle gespielt hat. Er war wiederholt Mitglied II. Badischen Kammer und anno 1848 auch Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Überall gehörte er der linken Partei an und kämpfte für die Freiheit. Er unterschied sich aber doch wieder sehr von seinen Genossen, indem er sich offen auf den Boden des Wortes Gottes stellte, seinen Glauben überall freimütig bekannte, und entschieden gegen allen Umsturz auftrat. Letzterer Tatsache hatte er es zu verdanken, dass er fast der Einzige war unter den badischen Parteihäuptern der Linken, der anno 1848 nicht gerichtlich verfolgt wurde.

Es war ein großer Segen für Herrn Mez, dass er während seiner politischen Tätigkeit mit Herrn Seminardirektor Professor Stern, Herrn Pfarrer Henhöfer und andern

bekannt wurde. Diese Säulen der badischen Kirche halfen ihn bewahren gegenüber der mächtigen Zeitströmung, sodass er nie im Glauben wankte. Im Laufe der Zeit erweiterte sich sein christlicher Freundeskreis, und als es galt, gegen den sich erhebenden Unglauben in Baden zu streiten, stand er Schulter an Schulter da mit den genannten Männern, sowie mit Pfarrer Rein, Oberkirchenrat Mühlhäuser, Dekan Ledderhose, Doerrfuß und andern.

Ich habe nicht viele Kaufleute getroffen, die ein so lebhaftes Interesse hatten für alle Kirchen- und Reichsgottesfragen, wie ich es bei ihm fand. Alle religiösen Zeiterscheinungen wurden in seinem Hause besprochen, die verschiedensten Reichsgottesmänner kehrten bei ihm ein. Sein Standpunkt war mehr Reichsstandpunkt als Kirchenstandpunkt. Er hielt sich immer zur Kirche; war doch Herr Stadtpfarrer Helbing sein Jugendfreund; aber sein Kirchturm war bisweilen recht niedrig. Das wird niemand wundern, der die Geschichte der badischen Kirche während seiner Zeit kennt. Er pflegte die Zeiterscheinungen gerne im Lichte der apostolischen Zeit zu betrachten und fühlte sehr den Mangel an Geistesgaben. Sein Herz war ungemein weit; er verkehrte gerne mit Katholiken, wie z. B. mit dem bekannten Alban Stolz und Professor Hirscher, hatte Verbindung mit Vertretern der Irvingianer, dem bayerischen Chiliasten Pfarrer Clöter, und stand jahrelang in engem Verkehr mit Christoph Hoffmann, dem Gründer der Templer-Kolonie in Palästina. Solche Vielseitigkeit hat ja große Gefahren, er stand aber so fest im Zentrum, in der Versöhnung, war so eng mit seinen badischen Freunden und besonders auch mit der Chrischona und ihrem Gründer C. L. Spittler verbunden, dass er vor Verirrungen bewahrt blieb.

In Freiburg selber war er als Stadtrat sehr tätig und es zeugt von hoher Achtung, und ist ein glänzendes Zeugnis für ihn, dass ihm in einer Stadt, die zu $\frac{2}{3}$ katholisch war, das Bürgermeisteramt angeboten wurde. Er musste es aber ausschlagen, weil sein großes Geschäft ihm die Annahme nicht erlaubte. Der Schwerpunkt seines Lebens lag doch in seinem christlich-sozialen Wirken, verbunden mit seinem Geschäft. Als christlicher Sozialist ist er auch heute noch Vorbild. Nicht nur für seine Person hatte er den Wahlspruch: „bete und arbeite“ sondern für alle seine Arbeiter und Angestellten. Für ihn waren seine Arbeiter nicht nur Mittel zum Erwerb; Zweck seiner Industrie war das zeitliche und ewige Glück und Wohlbefinden seiner Angestellten. Vermehrung des Wohlstandes ohne Besserung der sittlichen Zustände sah er für eine Gefahr an. Diese Prinzipien waren nicht nur in seinem Kopf, er führte sie auch konsequent durch in seinem ganzen Geschäft, in dem er fast nur Mädchen beschäftigte. Er stand nicht nur als Fabrikherr, sondern als Vater unter seinen Arbeitern.

Wir haben schon gehört, dass er viele Filiale auf dem Lande hatte. Wo schon eine Fabrik oder hinreichende Beschäftigung war, errichtete er kein Filiale, er sprang nur da ein, wo es an Beschäftigung und Verdienst fehlte, er wollte Segen bringen. Für die fremden Mädchen, die in der Hauptfabrik in Freiburg beschäftigt waren, errichtete er ein Heim, wo sie Kost, Logis, tägliche Andachten und zugleich Gelegenheit hatten, sich als künftige Hausfrauen in Haus- und Gartenarbeit auszuüben. Die täglichen fünf Mahlzeiten kosteten einem Mädchen 30 Pfennige und so kam es, dass dieselben schöne Beträge in die Sparkasse liegen konnten, die Herr Mez für sie errichtet hatte. Er zahlte ihnen 5 % Zins. Kein Wunder, dass evangelische, wie katholische Mädchen bei ihm Arbeit suchten. Sie fanden ein christliches Heim, ohne konfessionelle Beengung. Carl Mez hat in seinem Geschäft Bahn gebrochen für Lösung der sozialen Frage und im Interesse der letzteren empfehle ich seine Biographie im Verlag von Paul Kober, vormals C. F. Spittler in Basel.

So viel muss ich sagen von Carl Mez Persönlichkeit, wenn man die Bedeutung meines einjährigen Aufenthalts im Hause Mez verstehen soll. Freiburg bildete einen Wendepunkt in meinem Leben für Zeit und Ewigkeit und ich bleibe meinen dortigen zwei Hauptfreunden Carl Mez und Lehrer Gilg für immer dankbar; dem ersteren für seinen christlichen Anschauungsunterricht und die außerordentlich viele Anregung, und dem letzteren für Vertiefung und Befestigung. In Freiburg lernte ich zum ersten Male in meinem Leben den Unterschied zwischen Geselligkeit der Welt und christlicher Gemeinschaft verstehen. Die anständigste Geselligkeit ist doch ein armseliges und leeres Ding im Vergleich mit der Gemeinschaft der Kinder Gottes. Welch herrliche Sonntage verlebte ich in Freiburg!

Noch viel herrlicher waren sie, als die Natur um mich her, und diese ist doch auch wunderschön in Freiburg. Man wird es wohl begreifen, dass die vom Herrn schon in meiner Jugend in mich gelegten Missionsgedanken nun in ganz anderer Weise in mir hervortraten; jetzt hieß es in meinem Herzen: Du musst Missionar werden, Gott will es. Ich schrieb daher wieder an meine Mutter, bat sie nochmals um Erlaubnis, und erinnerte sie an ein Wort meines seligen Vaters: „Meine Kinder dürfen ihren Beruf selbst wählen.“ Der Herr lenkte das Herz meiner Mutter und ich bekam ihre Zustimmung. Nun bat ich Herrn Prälat Kapff in Stuttgart um seinen Rat, wie ich Missionar werden könne. Am 16. November 1853 antwortete er mir und wies mich an das Missionshaus zu Basel. Am 20. November meldete ich mich in Basel und bekam drei Tage nachher die Antwort, die Aufnahme finde erst im Anfang des Sommers statt.

Das war für mich eine lange Wartezeit vom November bis Juni. Ich hatte mich Herren Gebrüder Mez gegenüber kontraktlich für eine vierteljährliche Aufkündigung verpflichtet, war also in Verlegenheit. Infolgedessen besuchte ich im Februar 1854 an einem Sonntage, in Gemeinschaft mit dem proselyten Alexander, der sich auch gemeldet hatte, Herrn Inspektor Josenhans in Basel, um zu hören, ob wir Hoffnung hätten, aufgenommen zu werden. Er war gegen Alexander sehr freundlich, gegen mich eher unfreundlich, was ich zehn Monate nachher als „Musterung“ verstand. Josenhans war Regent und prüfte seine künftigen Untergebenen gern, ob sie sich auch etwas gefallen lassen könnten. Er konnte uns über die Aufnahme noch gar nichts sicheres sagen. Seine unfreundliche Behandlung hatte mich mutlos gemacht. Alexander dagegen war siegesgewiss und sagte: ich werde aufgenommen, du wirst nicht aufgenommen. Nach Freiburg zurückgekehrt, ging ich am selben Abend zu Carl Mez und erzählte ihm mein Erlebnis. Er sagte: „Wenn man mich so behandelt hätte, so hätte ich mich sofort auf der Chrischona gemeldet.“ Herr Mez war, wie gesagt, sehr befreundet mit dieser Anstalt, und dem damaligen Inspektor derselben, Christoph Hoffmann, dem späteren Gründer der Templer-Kolonie in Palästina. Also – ich meldete mich dort, ohne die Basler Meldung zurückzuziehen. Nun war aber Herr Spittler Komiteemitglied auf der Chrischona und in der Basler Mission. Er hätte mich sehr gerne sofort aufgenommen und nach Jerusalem gesandt; weil ich mich aber in Basel zuerst gemeldet hatte, fühlte er sich gebunden, auf die Entscheidung des Basler Komitees zu warten. Am 27. Juni erhielt ich die Nachricht von meiner Aufnahme in das Missionshaus in Basel. Alexander wurde nicht aufgenommen, und was geschah? Nach dieser Enttäuschung entpuppte er sich als durch und durch unsittlicher, unaufrichtiger Mensch, der sich nur in die Mission gemeldet hatte, um umsonst Theologie zu studieren, wie er mir selbst bekannte. Herr Mez musste ihn Hals über Kopf nach Amerika senden. Es war mir eine wunderbare Führung, dass ich, nachdem ich meinen Missionsberuf glaubte aufgeben zu müssen, durch diesen Menschen zur Meldung in der Mission kommen musste.

Erst als ich meiner Aufnahme in Basel gewiss war, konnte ich meine Stelle kündigen. Mein Chef wusste natürlich wohl dass Herr Carl Mez mein Vorhaben bekannt sein werde, und so nahm er meine Kündigung freundlich an, obschon die Kündigungsfrist zu kurz war. Am 25. August 1854 verließ ich Freiburg und trat am selben Tag in Basel ein. Mit Dank und Anbetung gegen Gott schied ich von Freiburg unter dem Segen meiner dortigen Mitverbundenen. Unklar war ich ein Jahr vorher dort angekommen; ich gehörte seit Jahren nicht recht der Welt an, und gehörte doch auch nicht Gott an. Als Jünger Jesu durfte ich Freiburg verlassen.

Betrachte ich heute die damals hinter mir liegenden dreiundzwanzig Jahre, so geschieht es mit Beugung und mit Wehmut zugleich. Mit Beugung, weil ich bekennen muss, dass wenn ich mit der Erkenntnis, die ich von Jugend auf bekam, treuer gewesen wäre, ich bald als im dreiundzwanzigsten Jahre hätte zum Heiland kommen können. Was mich aber besonders demütigt, ist die Erinnerung an das tiefe Verderben meines Herzens. Was wäre aus mir geworden, wenn die Macht der Gnade meines Gottes mich nicht bewahrt hätte! Ich habe es an meiner eigenen Person gründlich erfahren, dass man bei regelmäßigem Gebrauch der Gnadenmittel ein vor Gott erbärmlicher, selbstgerechter Mensch sein kann, solange man Jesus nicht wahrhaftig kennt als persönlichen Heiland. Wenn ich in späteren Jahren oft der Meinung begegnete, Leute, die in die Kirche gehen, brauchen keine Evangelisation, so seufzte ich manchmal entrüstet und dachte: o, wenn ihr wüsstet, wie selbstgerecht, wie blind, wie unrein und unbefriedigt viele eurer Kirchgänger sind, ihr würdet ganz anders reden. Zweiundzwanzig Jahre lang habe ich es an meinem eigenen Herzen gründlich erfahren, dass man eine gewisse Gottesfurcht, viel äußere Rechtschaffenheit und Kirchlichkeit, wie auch eine gewisse Bekanntschaft mit Gottes Wort haben kann, und doch nie eigentlich hinauskommt, über eine Art alttestamentliche, gesetzliche Frömmigkeit, die dem Herzen keinen Frieden mit Gott, und keinen Sieg über inwohnende Sünde gibt.

Ich denke aber auch mit tiefem Schmerz an meine ersten zweiundzwanzig Jahre. In jener ganzen Zeit ist mir kein Mensch begegnet, der mir unter vier Augen den Heilsweg klar dargelegt, mit mir gebetet und mich aufgefordert hätte, mich dem Heiland zu übergeben. Ist das nicht ein Jammer! Meine man doch ja nicht, es sei getan mit dem Anpredigen. Nein, es ist nicht damit getan. Der größte Teil der Menschen bedarf persönliche Seelsorge. Wir stehen Gott lob! Im allgemeinen viel besser als vor fünfzig und sechzig Jahren: wir haben Jünglings- und Jungfrauenvereine, Evangelisation und vieles andere Gute; aber auch heute findet man noch an vielen Orten schreienden Mangel an Einzelseelsorge. Gott helfe in Gnaden, dass das mehr erkannt werde und mehr im Gewissen brenne. Er helfe auch jedem gläubigen Christen, nicht stumm an anderen vorüberzugehen, sondern sich ihrer anzunehmen, und sein Zeuge für Jesum zu sein.

Nach all dem Gesagten spreche ich es vor Gott aus, wie dankbar ich heute noch bin für die von Jugend auf in mich gepflanzte Gottesfurcht, für den Segen des Elternhauses, für das Wort Gottes, das ich hören durfte, für göttliche und menschliche Zucht, für die viele Trübsal, in der ich im Elternhaus aufwuchs. In allem war die gute Hand Gottes über mir, es war eine Schule der vorlaufenden Gnade Gottes, direkt vorbereitend für die Gnade in Christo Jesu, die mir in Freiburg geoffenbart wurde. Durch langes Tasten und Suchen wurde ich zubereitet, im späteren Leben allerlei Menschen dienen zu lernen, und die göttlichen Spuren vorlaufender Gnade auch im Leben anderer anzuerkennen, statt ein Schablonenmann zu werden, der jeden Menschen durch ein und dieselbe Putzmühle schickt über ein und denselben Leisten spannt, weil man kein Verständnis hat für göttliche Erziehung vor der Bekehrung.

V.

Fünf Jahre im Missionshaus in Basel.

Jimmer bleiben wir hienieden Schüler, nie lernen wir aus. Mit meinem Eintritt In Basel begann eine neue Schule im Vollsinn des Wortes. Das Basler Missionshaus besteht aus zwei Abteilungen. Erst kommt die Voranstalt mit zwei Jahresklassen und dann das Missionshaus mit vier Jahresklassen. Die Voranstalt ist Probeanstalt. In den ersten zwei Jahren muss es sich zeigen, ob die Gesundheit, die Begabung und das innere Leben der Zöglinge ausreichen für den Missionsdienst, und so versteht es sich von selbst, dass in den ersten zwei Jahren immer einzelne entlassen werden. Da ich kaufmännische Bildung hatte, so beschloss das Komitee, ich solle die Voranstalt überspringen und sofort in das Missionshaus eintreten. Ich bat aber, mich ein Jahr in der Voranstalt bleiben zu lassen, damit ich mir mehr Bibelkunde aneigne, was gewährt wurde. Unser damaliger Hausvater war Herr Kolb, Vater des gegenwärtigen Oberhofpredigers Kolb, in Stuttgart, Neffe des berühmten Lehrers Kolb in Dagersheim, dessen Biographie bekannt ist. Er war ein treuer Schüler seines Onkels, ein ernster Christ, dem es ein Anliegen war uns anzuleiten durch Wort und Vorbild zu einem demütigen Wandel vor Gott. Sein Gehilfe war Herr Lehrer Krauß, der heute noch lebt in Heilbronn. Beide Männer gehörten der Hahnischen Gemeinschaft in Württemberg an.

Zu meiner Zeit war die Voranstalt provisorisch in Birsfeld, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Da war alles sehr einfach, auf Demut abzielend. Wir wuschen uns morgens im Sommer und Winter am offenen Brunnen im Hof. Zum Frühstück hatten wir nach alter Art Suppe, an einem Morgen gebrannte Mehlsuppe, am andern Wassersuppe mit Zwiebeln. Ich war an Kaffee gewöhnt, und so verdarb mir diese Zwiebelsuppe den Magen derart, dass ich manche Speise nicht mehr vertragen konnte. In Kleinbasel, dreiviertel Stunden von der Anstalt entfernt, hatten wir einen Garten, den wir Zöglinge bearbeiten mussten. Eine meiner ersten Taten war, dass ich einen zweirädrigen Dungkarren nach dem Garten schieben musste; natürlich ging mein dreiviertel Stunden langer Weg durch die Stadt Basel. Wenn ich mich mit meinem Karren auch nicht gerne präsentiert hätte vor meinen Freiburger Kollegen, so muss ich doch sagen, dass solch Karrenschieben zu den leichtern Übungen gehörte. Schon etwas schwerer war das Zusammenleben mit den Brüdern, die natürlich sehr verschieden waren. Es ist aber für das künftige Zusammenarbeiten auf dem Missionsfeld eine ausgezeichnete Vorbereitung, wenn man in der Voranstalt und im Missionshaus einander kennen, und sich ineinander schicken lernt, was nur stattfinden kann, wenn sich jeder duckt. Wer letzteres nicht kann, wird einfach ausgeschieden. Der Schwerpunkt der Disziplin liegt in der Hand der Brüder selbst, was nicht anders sein kann. Wir hatten zwei in meiner Klasse, die nicht hinein gehörten; der eine war ein unreiner Mensch, und der andere ein Heuchler; sie mussten weichen. Die Handhabung einer richtigen biblisch-geistlichen Disziplin durch die Brüder selbst, halte ich für Missionshäuser für eine der wichtigsten Aufgaben. Wird diese Aufgabe richtig verstanden, so werden wenig unlautere Elemente auf das Missionsfeld hinauskommen. In diesem Stück haben die Brüder eine große Verantwortung.

In der ersten Zeit stand ich in der Voranstalt etwas auf Kriegsfuß mit dem Lektionsplan. Das Wort Gottes wird ja reichlich getrieben; weil aber der Bildungsgrad der Schüler ein verschiedener ist, so versteht es sich von selbst, dass die Elementar- und Realfächer doch viel Zeit beanspruchen, wozu dann noch Latein kommt. Ich trat mit der Idee ein: In Basel lehrt man dich, wie man den Heiden das Evangelium verkündigen soll, und hätte am liebsten schon in der ersten Woche Predigtübung gehabt. Im Kleinen hatte ich mich ja in Freiburg schon geübt im „Stundenhalten.“ Statt dessen musste ich auf der Schulbank sitzen. Das gefiel mir gar nicht, es war mir nicht fromm genug. Ich fing an nach Chrischona zu schielen mit dem Gedanken: O, wärest du doch auf der Chrischona, dort muss man nicht so viel lernen. Zweimal ging ich vor die Zimmertür des Hausvaters, um meine Entlassung zu nehmen; das erste Mal traf ich ihn nicht, und das zweite Mal verwehrte mir der Geist Gottes das Anklopfen. So blieb ich, und befreundete mich allmählich mit meinen Aufgaben in der Hoffnung, dass dann im Missionshaus meines Herzens Sehnen gestillt werde durch die Theologie.

Gelernt habe ich doch vieles in der Voranstalt; sie war mir in verschiedener Richtung eine Vorschule; und besonders in der Bibelkunde habe ich viel gewonnen. Doch muss ich jetzt nach fünfzig Jahren sagen, dass ich es für halb verlorene Zeit halte, wenn junge Männer von zwanzig bis dreißig Jahren regelmäßig lange Bibelabschnitte auswendig lernen müssen. Was ich in meiner Jugend lernte, weiß ich heute noch; die vielen Bibelabschnitte, die ich in der Voranstalt auswendig lernte, habe ich vergessen. Die Hauptsache bleibt doch das Einführen in das Verständnis der Schrift, was ich dann, Gottlob! im Missionshaus reichlich bekam. In lieblicher Erinnerung ist mir die Verbindung, in die ich mit mehreren Brüdern in der Voranstalt trat, die aber fast alle heimgegangen sind.

Die wichtigste Erfahrung während meines Aufenthaltes in der Voranstalt, machte ich in Verbindung mit Herrn Pfarrer von Brunn, der damals in Kleinbasel wirkte. Er hatte an den Sonntag Abenden offene Konferenzen mit jungen Männern, die ich auch besuchte; von Brunn war ein Gebets- und Glaubensmann. Er legte auch Kranken die Hände auf und sie wurden besser. Wenn er das Vaterunser auf der Kanzel der Theodorskirche betete, so fühlte man etwas von einer Geistesbewegung. Er redete mit uns jungen Leuten aus lebendiger Erfahrung mit einer solchen Geistesmacht über das Blut Jesu Christi, wie ich es noch nie gehört hatte. Ich war hierfür offen, denn wie ich schon am Eingang bemerkte, hat mir meine selige Großmutter schon als kleines Knäblein etwas von der Kraft des Blutes Jesu Christi in mein Herz hinein gebetet. Ich litt, wie so viele junge Leute, an verderbter Phantasie. Als nun Herr Pfarrer von Brunn mit Macht von der Kraft des Blutes Jesu Christi, zur Erlösung, zur Reinigung und zur Bewahrung redete, ergriff ich es im Glauben und erfuhr eine tiefgehende innere Reinigung. Das war mir eine herrliche Erfahrung, für die ich heute noch dem Herrn von Herzen danke. Wie viele Tausende sind in derselben Not, in der ich damals war. O, möchten viele Leser dieser Mitteilungen im einfältigen Glauben an das Blut Jesu Christi dieselbe Erfahrung machen, die ich damals machte, und die andere mit mir machten. Innere Absage an die Sünde und völliges Vertrauen auf Jesu Blut führt zum Sieg.

Diese tiefgehende Erfahrung, und viele ähnliche Erfahrungen, die ich in den letzten fünfzig Jahren machen durfte, erklären es mir, warum Satans das Blut Jesu Christi so grimmig hasst. Ein ganzes Heer moderner Menschen hat nicht nur keine Ahnung mehr von der Kraft des Blutes Jesu Christi, sondern bietet alles auf, die sogenannte „Bluttheologie“ in der christlichen Gemeinde zu vertilgen. So lange es eine gläubige Gemeinde gibt, deren Ruhm Jesus Christus, der Gekreuzigte ist, werden auch die Pforten der Hölle die biblische Lehre vom Blut Jesu Christi nicht beseitigen können.

Nach einem Jahr trat ich in das Missionshaus ein. Mit Dank gegen den Herrn erinnere ich mich noch heute der trefflichen Männer, die meine Lehrer waren: Herr Inspektor Josenhans, ein Missionsmann von Gottes Gnaden, von Kopf bis zu Fuß, energisch, zum Herrschen geboren, und doch wieder so zart wie ein liebevoller Vater; ein Bahnbrecher für die Missionswissenschaft, ein Mann mit weitem Blick. Herr Pfarrer Geß, nachher Professor der Theologie und später Generalsuperintendent, ein gründlicher Theologe aus der Bengelschen Schule, der uns tief in die Schrift einführte, der den Verfassern der heiligen Schrift nichts in den Mund legte, sondern sie immer selbst zu uns reden ließ, und der auch durch seinen Wandel zu uns redete. Herr Dr. A. Ostertag, der fein gebildete, ästhetische Mann, der uns in die Geschichte einführte und grundlegend arbeitete für die Missionsgeschichte. Kirchenrat Peter, der demütige, innige, durchgebildete Theologe, von dem „Kraft ausging.“ Das waren die Männer, die Gott mir als Lehrer und Führer gab im Missionshaus. Sie alle standen im lebendigen Glauben an den ewigen Gottessohn, unsern gekreuzigten, auferstandenen und erhöhten Herrn. Dazu kamen dann noch eine Reihe jüngerer theologischer Lehrer. Diese Männer waren sehr verschieden und gerade darin lag ein Segen für ihre Schüler. Am meisten charakterbildend wirkten wohl Herr Inspektor Josenhans und Herr Kirchenrat Peter auf mich. Ich trat als schüchterner Jüngling in Basel ein. Josenhans trieb mir die Schüchternheit aus. Nahte ich mich ihm einmal zaghaft, so konnte er sagen: „sei kein altes Weib.“ Als ich ihm später gestand, ich habe ihn von Anfang an gefürchtet – er war mir ja vor meinem Eintritt unfreundlich begegnet – freute ihn das so sehr, dass er es allen Brüdern im Lehrsaal mitteilte. Man nannte Josenhans den kleinen Bismarck. Er hatte mit dem großen Bismarck auch das gemein, dass er gerne untertänige Leute hatte. Wurde dann der gehorsame Schüler später selber zum selbständigen Mann, so war das Verhältnis zum Meister nicht immer leicht; er glich aber vieles aus durch seine väterliche Art.

Mit Herrn Kirchenrat Peter machte ich s. Z. Eine Reise auf ein Missionsfest und logierte mit ihm in einem Zimmer. Er betete mit mir in so überwältigender Demut, dass ich einen unauslöschlichen Eindruck bekam, und mich hätte verkriechen mögen. Nachher kritisierte er meine Festrede auf so seine Weise, dass es auch eine Korrektur für mein ganzes Leben war. Als ich ihn im hohen Alter noch besuchte, er war Pfarrer in Spöck (Baden), da sagte er zu mir: „Bruder, wir wandeln auf des Messers Schneide.“ Ja, er wandelte auf des Messers Schneide, darum bekehrten sich auch fast alle seine Vikare, er war ihnen eine lebendige Predigt.

So bekamen wir im Missionshaus nicht nur wissenschaftliche Ausrüstung, sondern wir wuchsen auch in der lebendigen Erkenntnis Gottes und unseres Heilandes. Zum Segen für mein inneres Leben schenkte Gott mir auch einen treuen Freund in der Stadt, in dem Fabrikanten Gustav Gengenbach. Er stand in seinem inneren Leben ungefähr so wie ich. An den Sonntagen machten wir regelmäßige Spaziergänge und sprachen alles miteinander durch, was uns bewegte, zu unserer gegenseitigen Vertiefung in der Schrift. Er hatte wie ich Verbindung mit Herrn Pfarrer von Brunn, und wir blieben in Gemeinschaft bis zu seinem Heimgang.

Nach etwa zweijährigem Aufenthalt in Basel bekam ich auch etwas praktische Arbeit. Zunächst durfte ich im Gefängnis abwechselnd mit anderen Brüdern Andachten halten. Dazu kamen Erbauungsstunden in Pratteln und nachher auch Predigten in Mülhausen i. E. und in Läuelfingen (Basel-Land). Mülhausen war meine erste Predigtstation an Weihnachten 1856; ich hatte in einer Woche sechsmal zu reden und bereitete mich gründlich vor. Als ich am heiligen Abend das erste mal geredet hatte, bekam ich den tiefen Eindruck: deine Sache ist nichts, du hast die Leute mit kaltem Wasser übergossen; deine

Predigtmanuskripte sind wertlos. Ich war in großer Not, denn ich sollte am folgenden Morgen um 10 Uhr am Christfest wieder predigen. Ich arbeitete bis morgens um 3 Uhr und brachte rein nichts zustande. Was sollte das werden? Ich schrie zum Herrn in jener Nacht um Hilfe und Er erhörte mich. Am folgenden Morgen konnte ich mit großer Freudigkeit reden. Damit hatte mir der Herr für mein ganzes Leben einen unvergesslichen Eindruck gegeben: Kniearbeit ist unzertrennlich von Predigtvorbereitung und ich habe seit 49 Jahren danach gehandelt. Ich habe mich immer vorbereitet und mich gefürchtet vor jener übergeistlichen Geistlosigkeit, die aus dem Ärmel schüttelt. Dabei habe ich mich immer in den Text hineingebetet, und bin betend auf die Kanzel gegangen. Auch bei meiner ersten Predigtübung im Missionshaus ging es mir ähnlich. Wir hatten immer zu zweit zu predigen. Mein Kollege wurde krank. Weil ich nun allein war und meine Predigt noch nicht gut memoriert hatte, bat ich um ¼ Stunde Vers Schub. Nein, hieß es, sofort. Der Herr half mir und ich konnte ohne Anstand reden. Von dort an hatte ich nie mehr Angst vor einer Predigt, auch in fremder Sprache nicht, obschon ich in meinem ganzen Leben keine Predigt wörtlich auswendig lernen konnte.

Je mehr ich mich in die Schrift einlebte, desto klarer wurde es mir, dass mir die innere Versiegelung meines Gnadenstandes durch den heiligen Geist nach Eph. 1,13 und 4,30 fehle. In dieser Überzeugung wurde ich bestärkt durch das Lesen der Biographie von Aug. Herm. Franke. Ich war ja von Kind auf nie ungläubig; wenn mich in meinen ersten 22 Jahren irgend jemand gefragt hätte, wie hoffst du selig zu werden, so hätte ich wohl ohne Besinnen geantwortet: allein durch Jesum Christum, den Gekreuzigten. Aber ich hatte jahrelang nicht viel von diesem Glauben, er hatte für mein Herz und Leben wenig erneuernde Kraft. In Freiburg kam ich zum lebendigen Glauben, der sich fest an das Wort hält, und mich auch in einen ganz andern Umgang mit Gott brachte. Ich konnte auf Grund des Wortes fest an die Vergebung meiner Sünden im Blute Jesu glauben, und hatte Frieden mit Gott. Aber dieser Friede war kein beständiger, es kam immer wieder Unruhe in mein Herz in Betreff meines Gnadenstandes. Die Notwendigkeit der Versiegelung durch den heiligen Geist wurde mir immer klarer. So gewiss es nach der Schrift ein Innewohnen des heiligen Geistes gibt, so gewiss gibt es eine Versiegelung; beides lässt sich nicht trennen. Wer die Versiegelung durch den heiligen Geist bestreitet, bestreitet auch das Innewohnen des Geistes und setzt sich in Widerspruch gegen die Schrift.

Mit dieser Erkenntnis begann für mich eine schwere Zeit. Wir hatten ja in der Voranstalt und im Missionshaus Betkammerlein, die fleißig benützt wurden. Wie oft stieg ich in jenen bangen Monaten hinauf ins Betkammerlein. Ja, ich kann sagen: wo ich ging und wo ich stand, betete ich. Ich ging in jener Zeit fast immer allein spazieren, um mit Gott allein zu sein. Es blieb aber nicht allein beim Beten, sondern es kam zum Kämpfen und Ringen; denn der Teufel will keine versiegelten Christen haben; liegt doch in der Versiegelung mit dem heiligen Geist unsere Kraft zum Zeugen (Apg. 1,8); sie ist auch das Pfand unseres Erbes, (Eph. 1,14).

Nach monatelangem Ringen erbarmte sich der Herr meiner und begegnete mir. Eines Abends, es war schon dunkel geworden, ging ich spazieren im Garten des Missionshauses und betete. Nicht etwa durch Nachdenken, sondern als Gabe stand auf einmal das Wort Offb. 7,13 – 17 in göttlicher Beleuchtung vor meiner Seele: sie haben ihre Kleider gewaschen, und haben sie helle gemacht im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhl Gottes u.s.w., und der Geist Gottes sagte mir: das gehört dir. Vom Moment an erfüllte heilige Ruhe und Stille mein Herz, wie ich das nie vorher erfahren hatte; der Herr hatte mich heimgesucht. Von jenem Abend an, also seit 48 Jahren blieb mir mein Gnadenstand gewiss. Ist mir schon vorher das

Blut Christi teuer gewesen, so war es mir von dort an noch köstlicher und unentbehrlicher, mein Kleinod für Zeit und Ewigkeit, und wenn ich seither Strömungen sehe, in denen Christi Blut zurücktritt, so kommen sie mir vor wie Feuerwerk von Kindern.

Ich war nun innerlich ein überaus glücklicher Mensch; aber mein Nervensystem war von dem monatelangen Kämpfen sehr mitgenommen und das Studium wurde mir schwer. Ich schleppte mich weiter bis Ostern 1857, bis ich unfähig war für alle Kopfarbeit, und daher völlig ausspannen musste. Ich ging zunächst nach Freiburg zu meinem Freunde Carl Mez und von dort nach Teinach im Schwarzwald, wo ich eine Kaltwasserkur machte. Mein Kopf war so angegriffen, dass ich immer nur einen Vers im neuen Testament lesen konnte. Ich las die zwei letzten Kapitel der Offenbarung Johannis und hatte herrliche Wochen in Teinach. Das kalte Wasser steigerte aber meine Erregung; deshalb fragte ich Hofrat Burkhardt in dem benachbarten Wildbad um Rat. Seine Antwort war: Sie können über Teinach und Wildbad nach Rom kommen. Infolgedessen nahm ich ein Bad in Wildbad. Dieses regte mich so furchtbar auf, dass ich die ganze darauffolgende Nacht kein Auge schließen konnte. Nun wusste ich, dass mich der Weg weder über Teinach noch über Wildbad nach Rom führe. Da kam mir der Herr zu Hilfe: eine innere Stimme sagte mir klar: gehe nach Männedorf. Damals leitete Jungfer Trudel die bekannte Anstalt in Männedorf am Züricher See. Hätte ich doch dieser Stimme gefolgt, es war Gottes Stimme; aber ich hatte Bedenken, weil Herr Inspektor J o s e n h a n s kein Freund von Frauenarbeit war. Darum dachte ich, ich wolle nach Boll zum alten Herrn Pfarrer B l u m h a r d t gehen, bei dem schon manche gesund geworden waren.

Auf der Reise von Teinach nach Boll hatte ich reichen Gewinn. In der Voranstalt hatten wir in einer Klasse einen württembergischen Bruder aus der Hahnischen Gemeinschaft, der nicht aufrichtig war. Dieser Bruder machte mich misstrauisch gegen diese Gemeinschaft. Als ich nun von Teinach nach Boll reiste, nahm ich mir vor, lauter Hahnische Geschwister zu besuchen. Ich tat es, und lernte da eine Reihe herrlicher Menschen kennen, sodass ich völlig von meinem Misstrauen kuriert wurde. Wie schlimm und verkehrt ist es, eine böse Erfahrung mit einem einzelnen Menschen, von diesem auf einen ganzen Stand, oder eine ganze Gemeinschaft zu übertragen! Ein Leidensgenosse, der augenranke Kand. Theol. S c h r o e d e r aus Detmold begleitete mich auf der ganzen Reise nach Boll. In Stammheim gingen wir in die Stunde, schon der Gesang mit Violinbegleitung war herrlich, ich merkte sofort, dass Leben da sei. Als dann vollends der alte, ehrwürdige Bruder J a k o b den Mund öffnete und über die Rechtfertigung durch den Glauben redete, hatte ich große Freude. Hätten wir doch viele solcher Gemeinschaftsvorsteher. – In Aidlingen kehrten wir ein bei zwei Hahnischen Schwestern, die uns mit viel Liebe im Herrn aufnahmen und bewirteten, und uns den Weg zeigten nach Dagersheim.

In Dagersheim fanden wir Quartier bei dem begnadigten Schulmeister Kolb, dem damaligen Leiter sämtlicher Hahnischen Gemeinschaften. Ich achte es heute noch als große Gnade, dass ich bei diesem Knecht Gottes logieren durfte, in dessen Haus eine Gebetsluft wehte, wie ichs sie bis dorthin nicht getroffen hatte. Er behandelte uns junge Brüder mit väterlicher Liebe und gab uns zum Abschied folgende Worte mit:

☛ Brüder! „sucht in den Weg zu kommen, den Gott für euch bestimmt hat; dann werdet ihr glücklich sein.“

☉ Heute ist immer die beste Vorbereitung für morgen.“ Dankbar pilgerten wir weiter zu dem alten Bruder Metzger in Böblingen, wo wir kurz blieben, um am selben Tag noch nach Kornthal zu kommen. Bruder Metzger gab uns auch einen

trefflichen, geistlichen Zehrpfennig mit auf den Weg: „Brüder! wer viel richtet, betet wenig.“ Das galt besonders mir; ich hatte etwas scharf geredet über einen Freiheitshelden, dem er nachfragte. In Kornthal fanden wir Herberge bei zwei Brüdern unseres Hausvaters Kolb in Basel, wo wir gleich daheim waren. Durch sie lernten wir noch andere liebe Brüder kennen, ehe wir unsere Reise nach Stuttgart fortsetzten, wo wir außer einer Frau Reihlen niemand sahen. Sie war auch augenleidend wie mein Reisegefährte, und sagte mit innerer Bewegung: „O Brüder! wenn nur das innere Auge klar ist.“ Von Stuttgart brachen wir auf nach Boll, wo wir eine große Gesellschaft fanden. Offenbar waren viele Gedrückte dort, denen Blumhardt die große Liebe des erhöhten Heilandes warm ans Herz legte. Mir legte er die Hände auf, aber mein Leiden blieb dasselbe. Der Herr hatte mich nicht nach Boll, sondern nach Männedorf gewiesen.

So blieb mir nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen. Dort hatte ich ja gute Luft und die nötige Pflege. Zugleich konsultierte ich Herrn Oberamtsarzt Heim in Tuttlingen, einen lieben, gläubigen Mann, mit dem ich nachher innig befreundet wurde. – Er entdeckte bei mir Spinalirritation, hoffte aber auf Heilung. Mein Allgemeinbefinden wurde besser, aber das eigentliche Leiden blieb. Ich war daheim bis Weihnachten 1857 und gründete in jener Zeit eine Gemeinschaft in Hausen, die seither bestand. Zugleich trat ich in Verbindung mit den gläubigen Kreisen der Umgegend, in denen tief gegründete Brüder waren, wie z. B. in Aidlingen und Trossingen. Am letzteren Orte schloss ich bleibende Freundschaft mit dem lieben Bruder Kieferjakob, einer wahren Johannisseele.

Fünf Stunden von meiner Heimat entfernt ist die Brüdergemeinde Königsfeld, wo ich am 13. August mit reichem Segen das Heilige Abendmahl genoss, und die Bekanntschaft mit einem alten Baumeister Geyelin aus Mülhausen i. E. machte. Dieser war früher einfacher Maurergeselle, schwang sich aber empor zu einem bedeutenden reichen Baumeister. Er lebte bis in sein Alter ohne Gott, war ein Spaßvogel und guter Gesellschafter. Da ließ ihn der Herr blind werden. Er kam in das Diakonissenhaus in Straßburg, um dort operiert zu werden. Der Herr gab Gnade und schenkte ihm sein Augenlicht wieder. Die liebevolle Pflege der Schwestern, Gottes Wort und tägliche Fürbitte öffneten ihm auch sein inneres Auge, er fand seinen Heiland. Glücklicherweise traf ich ihn in Königsfeld. Überall warb dieser Mann für den Herrn er hatte eine Anzahl Kernsprüche drucken lassen und verteilte sie auf den Spaziergängen. Es war eine Freude, ihn zu sehen.

Auf Weihnachten 1857 trat ich wieder ein in Basel. Aber schon nach wenigen Wochen zeigte es sich, dass vorderhand Weiterstudieren unmöglich sei wegen meines Rückens und Kopfes. Das war nicht leicht; es wusste damals niemand, was aus mir werden sollte. Ich machte mich etwas nützlich auf dem Kontor, fühlte mich aber sehr unbehaglich dabei.

Da sandte mir der Herr Licht. Von dem kranken Pfarrer Forchhammer in Davos-Glaris in Graubünden kam die Bitte um einen Vikar, und ich wurde gefragt, ob ich die Stelle annehmen wollte. Ich sagte mit Freuden zu und reiste im März 1858 ab. Studieren konnte ich nicht, aber beten konnte ich, und zeugen von dem, was ich gesehen und gehört hatte! Joh. 1,1 – 3. Die Reise nach Davos war damals beschwerlich und lang, weil sie aus Mangel an Eisenbahnen teilweise per Post gemacht werden musste. Zweimal musste ich übernachten, das erste Mal bei dem lieben Herrn Stadtrat Usteri in Zürich, einem warmen Missionsfreund; das zweite Mal in der Post in Chur. Die Postfahrt bis Chur war nicht angenehm: der Wagen war sehr voll, und unter den Mitreisenden war ein

gemeiner, unflätiger Mensch. Ich drückte mich still in die Ecke, bis er sich mit seinen gemeinen Reden direkt an mich wandte. Da sagte ich ihm: „Wenn Sie bleiben, wie Sie sind, so kommen Sie nicht in den Himmel.“ „Was Himmel! Wir kommen alle in den Himmel,“ sagte er. Ich antwortete ihm: „Wenn Hurer und Ehebrecher, Neidische und Zornige und andere Sünder im Himmel wären, so gäbe es keinen Himmel, sie würden ihn uns verderben.“ Diese Antwort stopfte ihm den Mund, und wir hatten Ruhe bis Chur.

Bei tiefem Schnee kam ich in Davos an, und traf den lungenkranken Pfarrer gerade an einem Weinfässchen, das er in seinem Wohnzimmer abließ. Es war eine eigentümliche Fügung, dass ich als Missionszögling Vikar dieses Mannes wurde. Bekanntlich war Herr Professor Tobias Beck erst Professor in Basel, ehe er Professor in Tübingen wurde. Er stand der Mission, speziell der Basler Mission, sehr kritisch gegenüber. Pfarrer Forchhammer war damals Missionszögling und hörte Becks Vorlesungen. Durch diesen Einfluss veranlasst kehrte er der Mission den Rücken und wurde schweizerischer Pfarrer in Davos. Nun sollte ich sein Vikar sein. Er war noch ganz Beckianer; Becks Kollegienhefte waren seine Lektüre. Seine erste Bemerkung war: man predige jetzt zu viel das Kreuz Jesu Christi. Ich antwortete: ich glaube nicht, dass man es zu viel, wohl aber, dass man es verkehrt predigen könne. Wir wurden aber bald gute Freunde; ich kam überhaupt immer sehr gut mit Beckianern aus, da ich selber Beck viel verdanke und ihn hoch verehere.

Forchhammer war schwer lungenkrank, und ich musste eine Zeit lang mit ihm zur Kur im Kuhstall schlafen, war aber sehr froh, als diese Atmosphäre mit der Zimmerluft vertauscht wurde. Da er gar nichts tun konnte, so musste ich sein ganzes Amt in den Gemeinden Glaris und Frauenkirch versehen. Ich hatte sonntäglich zwei Predigten, dazu Religionsunterricht und Konfirmandenunterricht mit Seelsorge. Der Herr half mir wunderbar, dass ich die ganze Arbeit tun konnte. Man nahm mir das Wort ab, besonders in Glaris. Es war den Zuhörern etwas neu, soviel vom gekreuzigten Heiland zu hören, den ich mit Freuden bezeugte. Die Kinder waren sehr frisch; sie haben in den Graubündener Bergen nur in der kälteren Jahreszeit Schule, sind deshalb nie schlaff und lernen soviel, als die Kinder der Niederung im ganzen Schuljahr lernen. In den ersten Wochen vikarierte ich ohne kirchenrätliche Erlaubnis. Nach Einsendung meiner Zeugnisse bestätigte der Kirchenrat in Chur am 14. Mai mein Vikariat. Jene Davoser Zeit war eine schöne Zeit für mich; ich genoss viel Liebe im Pfarrhaus und in den Gemeinden und durfte zum ersten mal in meinem Leben ein Vierteljahr lang regelmäßig predigen, was meines Herzens Freude war. Das ganze Leben im Tal war damals noch völlig patriarchalisch, die Verhältnisse sehr einfach, und kein Mensch dachte, dass das Tal ein Kurort werden würde. Herr Pfarrer Forchhammer meldete sich nach Felsberg bei Chur, dessen Lage viel milder war als Davos. Im Juni siedelten wir über nach Felsberg, wo ich für ihn die Antrittspredigt hielt. Er starb aber bald nachher. Meine Graubündener Freunde ermunterten mich, in den dortigen Kirchendienst zu treten, aber ich hatte keine Freiheit dazu.

In Davos war zu jener Zeit Herr Dr. Spengler Landschaftsarzt. Er war geborener Badenser, nahm anno 1848 als Student an der badischen Revolution teil und musste fliehen. In Zürich studierte er Medizin und ließ sich in Davos nieder. Er war Sohn frommer Eltern, hatte viel christliche Erkenntnis und obschon selber ungläubig hatte er immer einen Zug zu gläubigen Menschen. Mit ihm, dem späteren Gründer des Kurortes Davos, machte ich viele Krankenbesuche und er sandte mich nach Schluss meines Vikariats nach Tarasp im Unterengadin, wo ich im Juli eine neunundzwanzigtägige Kur machte. Auch diese Kur hob mein Rücken- und Kopfleiden nicht. Mein Gott blieb bei seinem Befehl, den er mir in Wildbad gegeben: gehe nach Männedorf. Darum konnte mir kein Arzt und kein Kurort helfen.

Anfangs August reiste ich über das Prättigau und Winterthur nach Basel zurück. Meine Börse war durch die Kur in Tarasp sehr leicht geworden; deshalb sparte ich und genoss auf der Reise nach Winterthur nur Wurst, Kaffee und Brot. In Winterthur blieb ich bei Herrn Goldschmidt über Nacht. Nie in meinem Leben werde ich jene Nacht vergessen; ich dachte, ich werde sterben. Wie nach Karlsbad, so muss man nach Tarasp in der Diät sehr vorsichtig sein; ich hatte es daran fehlen lassen. Nun was machen in diesem elenden Zustande? Ich sagte mir am Morgen: vor einem Jahr hat Gott dich nach Männedorf gesandt, und du bist nicht gegangen; jetzt gehst du. Gesagt, getan. Abends kam ich zum Nachtessen in Männedorf an; man aß Salat. Ich erklärte: ich komme von Tarasp und darf keinen Salat essen. Jungfer Trudel antwortete: „i mim Hus esse' Si, er schadet nüt.“ Ich aß, und er schadete mir nichts. Das war mein erster Eindruck in Männedorf. Am andern Morgen nach dem Frühstück nahm sie mich ins Verhör, und „tat mir den Rost tüchtig herunter.“ Ich bekam Respekt vor ihrem scharfen Blick und ihrer Menschenkenntnis. Dann legte sie mir drei Tage lang täglich einmal die Hände auf und betete über mir, und nach drei Tagen war meine Spinalirritation und mein Kopfleiden so weit gehoben, dass ich nach Basel zurückkehren und wieder angestrengt studieren konnte. Es war eine herrliche Gnadenheimsuchung, die ich in jenen drei Tagen erfuhr. Das Wort in Luk. 5,17 und 6,19 und 8,46: „und die Kraft des Herrn ging von ihm und half jedermann,“ durfte ich am eigenen Leibe buchstäblich erfahren. Von jenem unscheinbaren, buckeligen, aber nach Natur und Geist reich begabten Weiblein ging Gotteskraft aus, und ich bekam eine reelle Kraftmitteilung für meinen inneren und äußeren Menschen. Aber noch mehr: in jenen drei Tagen öffnete der Herr mir den Blick in die Schrift, und ich erkannte, dass der Heiland der Evangelien ein Heiland für Seele und Leib sei. Wie oft durfte ich das nachher im Lauf der Jahre erfahren! Mit innigem Dank für diese herrliche Hilfe, nach langem Siechtum, kehrte ich nach Basel zurück.

Es war mir eine große Freude, nun wieder studieren zu können; mein Kopf und Rücken vertragen es, aber in diese Freude mischte sich bald ein Tropfen Wermut. Vom August 1858 bis Neujahr 1859 machte sich bei mir mehr und mehr ein Leberleiden fühlbar, das mich zwar nicht am Studium hinderte, mich aber doch belästigte und beim Gedanken an das Tropenklima bedenklich machte. Im Januar 1859 eröffnete mir Herr Inspektor Josenhans: mache dich darauf gefasst, dass das Komitee dich zum Generalkassierer für unsere afrikanische Mission an der Goldküste von Westafrika bestimmt. Diese Eröffnung klang mir aus zwei Gründen unglaublich: erstens war ich leberkrank, und an der Goldküste wird so wie so jeder Europäer leberkrank; zweitens hatte ich eine felsenfeste Überzeugung von meinem göttlichen Beruf den Heiden das Evangelium verkündigen zu sollen, und nun sollte ich wieder kaufmännische Arbeit übernehmen! Ich machte Vorstellungen, aber sie halfen nichts. Die Erwiderung war: wir haben niemand außer dir, wir müssen dich senden. So wurde ich bestimmt zum Generalkassierer für die Goldküste.

Am 16. Februar, demselben Tag, an dem ich einst in die kaufmännische Lehre trat, erklärte ich mich mit blutendem Herzen bereit, das Amt annehmen zu wollen. Meine Leber wurde im Februar und März sehr schlimm. Nachher hatte ich eine Handauflegung, die mir viel Erleichterung verschaffte. Am 5. Juni wurde ich mit Missionar Strömberg in der Kirche in Nagold (Württemberg) ordiniert durch Herrn Dekan Freihofer, Pfarrer Andler in Spielberg und Diakonus Kemmler in Nagold. Es war ein gesegneter Tag denn wir wurden in Gegenwart einer Beterschar ordiniert, auch meine selige Schwester war dabei. Ich logierte bei dem frommen, in weiten Kreisen bekannten Dr. Zeller. Es ist mir unvergesslich, wie er mit seiner gleichgesinnten Gemahlin mir zum

Abschied unter herzlichem Gebete die Hände auflegte und mich dem Herrn befahl. Nun kam Abschied auf Abschied. Von meiner Heimat Hausen verreiste ich um Mitternacht. Das Eigentümliche jener Nacht war, dass meine verstorbenen nächsten Verwandten so lebendig vor meiner Seele standen, dass ich dachte, ich werde die Heimat nie wieder sehen. Ich las den 22. Psalm mit meiner kranken Mutter und meiner Schwester, befahl mich und sie dem Herrn und sagte ihnen Lebewohl. Die Mutter war sehr gefasst.

In Basel traf ich zusammen mit Missionar Mohr, der zum zweiten mal auszog nach Afrika, mit Missionar Strömberg und der Braut von Missionar Lindenmeyer. Im Missionshaus hielt uns der ehrwürdige Herr Kirchenrat Peter eine Abschiedsstunde, in der er uns mit großem Nachdruck sagte: „Brüder, man sendet euch nicht nach Afrika zum Sterben, sondern dass ihr lebet und des Herrn Werk treibet.“ Das war eine gute Stärkung für den Gang nach dem Todesland. Am 17. Juni segnete uns unser Lehrer Geß in der alten Elisabethenkirche ein, und während er uns die Hände auflegte, lag eine betende Schar in Männedorf auf den Knien, und betete für uns um den Heiligen Geist. Es war eine feierliche, gesegnete Stunde. Am 20. Juni reisten wir ab von Basel nach Breiten, wo wir uns noch etwa zehn Tage aufhielten. Es waren schöne Tage. Damals wirkten in Bremen die Pastoren Mallet, Treviranus, Müller und andere in reichem Segen. Ich hörte eine herrliche Predigt vom alten Mallet, vorgetragen mit jugendlicher Lebendigkeit über Hebräer 12,22 – 24: Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion etc., die mir eine dankenswerte Gabe für die lange Seereise war. Auch die Gebrüder Vietor, drei gläubige Kaufleute, Hauptträger der Bremer Mission an der Sklavenküste, standen zu jener Zeit noch in voller Wirksamkeit. Basel und Bremen waren damals in kirchlicher Beziehung sehr verwandt; ihre Entwicklung in den letzten vierzig Jahren ist leider auch sehr verwandt. Es ist wohlthuend für ausziehende Missionare, wenn sie unmittelbar vor ihrem Abschied noch in die Liebe einer christlichen Gemeinschaft eingetaucht werden, die für die Mission lebt, wie wir das in Bremen erfuhren. Dankbar für alles Gute, das wir in diesen zehn Tagen genießen durften, fuhren wir am 1. Juli nach Bremerhaven, um am 3. Juli in See zu gehen.

Unsere Reisegesellschaft vermehrte sich in Bremen um zwei Personen. Es stießen nämlich dort noch die Bremer Missionare Binder und Hinderer zu uns, die nach der Sklavenküste reisten. Beide waren auch Basler Brüder. Die Bremer Mission hat ja seit ihrem Bestehen kein eigenes Missionshaus, sondern lässt ihre Missionare in Basel ausbilden. Da wir auf einem Segelschiff, Dahome mit Namen, reisten, so war unsere Seereise eine lange. Dreiundfünfzig Tage sahen wir nur Himmel und Wasser, bis wir endlich am 25. August in der Nähe von Christiansborg an der Goldküste vor Anker gingen. Außer Strömberg waren wir alle mehr oder weniger seekrank. Strömberg, ein Schwede, war früher Matrose, hatte einen riesenhaften Appetit und konnte täglich arbeiten. Ich war vom ersten Tage an seekrank, konnte wenig essen und nichts arbeiten, und so waren mir die dreiundfünfzig Tage sehr lang. Manchen Tag lagen wir auf spiegelglatter See und kamen nicht vorwärts. Da waren wir froh, wenn wir zwischen hinein eine Schar Haifische, einmal auch einen Walfisch sahen, der sich majestätisch erhob und sofort wieder verschwand. Ich wollte Englisch treiben; da aber Magen und Kopf korrespondieren, so brachte ich es nicht fertig und konnte auf der ganzen Reise nur die Selbstbiographie von Georg Müller in Bristol lesen. Etwas Licht brachten uns die täglichen Andachten und sonntäglichen Gottesdienste. Ist man immer seekrank, so vegetiert man eben und sehnt sich nach Land.

VI.

Erster Aufenthalt in Afrika von 1859 bis 1864.

Meine Reisegefährten gingen teilweise schon am 25. August an das Land, ich am 26. Schon ehe ich landete, also an Bord des Schiffes, bekam ich den Eindruck: hinab geht Christi Weg. Der Missionskaufmann Rottmann kam auf das Schiff, um uns abzuholen. Mich begrüßte er mit den Worten: „Bruder Schall, es ist gut, dass du kommst: Bruder Schall, mein Gehilfe, ist krank, und so musst du ihn im Laden vertreten.“ Ich sollte also vom ersten Tage an kaufmännische Arbeit tun. Schöne Aussichten! Ich wehrte mich und sagte: „In meiner Instruktion steht, dass ich am 1. Februar 1860 die Generalkasse übernehmen und mich bis dorthin ganz der Erlernung der Landessprache widmen soll. Rottmann schrieb an den Generalpräses Bruder Widmann in Akropong, und dieser verfügte, dass ich in der Handlung für den kranken Bruder Schall eintreten solle. So war ich denn wieder Kommiss hinter dem Ladentisch; das war bitter.

Das Missionskomitee hatte vier Jahre vorher den jungen Altonaer Kaufmann Rottmann ausgesandt als Kassierer und Spediteur für die Mission. Er glaubte, er könnte nebst dieser Arbeit einen Laden öffnen, um für die Mission etwas zu verdienen, was ihm gestattet wurde. Dieses anfangs kleine Geschäft entwickelte sich in kurzer Zeit so bedeutend, dass Rottmann der Gehilfe Schall beigegeben werden musste. Allein zwei Männer reichten nicht aus, die Sache wuchs ihnen über den Kopf, und infolgedessen kam das Rechnungswesen der Mission in Unordnung. Um diese beiden Brüder zu entlasten, sollte ich Rottmann erst die Generalkasse für die Mission, und etwas später die Spedition für die Missionsstationen abnehmen. – So kam ich vom ersten Tage an in eine Schule tiefster Selbstverleugnung und stand mit meinem inneren göttlichen Beruf im Widerspruch zu meiner äußeren Aufgabe. Wir kamen an zu einer Jahreszeit, in der die Küste dem neuen Ankömmling einen ganz freundlichen Eindruck macht. Im Januar, Februar und meistens auch im März sieht man an der Küste nur armseliges Gebüsch; alles Gras verdorrt und wird vielfach von den Negern verbrannt. Im April beginnt die Regenzeit und schließt im August. Die tropische Hitze und der Regen bewirken eine so rasche Vegetation, wie wir sie in Europa nicht kennen. Mit einem Schlag wird alles grün. So traf ich es Ende August. Da ist man denn versucht zu denken, das Land sei nicht so schlimm, und beginnt harmlos seine Arbeit. Wie bald musste ich das gefährliche Klima erfahren. Meine lange Seekrankheit, verbunden mit Schlaflosigkeit, hatte meine Leber sehr erregt, und damit war ich direkt vorbereitet für das Wechselfieber. Schon nach zehn Tagen stellte sich bei mir heftiges Klimafieber ein, das mich in Lebensgefahr brachte. Ich wurde so geschwächt, dass ich kaum noch stehen konnte. Der Herr erbarmte sich meiner und half mir wieder auf, sodass ich bald wieder in der Handlung helfen konnte.

Etwa sechs Wochen nach meiner Ankunft schwoll dann meine Leber so außerordentlich an, dass ich fast nicht mehr liegen, und nur mühsam gehen konnte; das wirkte sehr auf mein Gemüt. Eines Abends kniete ich nieder und sagte dem Herrn im Gebet: So kann ich nicht leben; entweder musst Du mich sterben lassen, oder mir helfen.

Von Stund an war meine Leber besser, und der gemütliche Druck war verschwunden; ich konnte wieder arbeiten. Das war eine freundliche Zusicherung des Herrn: Ich will mit dir sein. Meine Hauptaufgabe war, nach dieser tröstlichen Erfahrung, das Rechnungswesen ordnen zu helfen. Zu diesem Zweck ging ich mit dem bisherigen Kassierer Rottmann nach Abokobi in die Stille, wo wir mit dieser Arbeit auf das Laufende kamen. Abokobi ist eine Landgemeinde und liegt am Fuße des Akwapemgebirges, etwa vier Stunden landeinwärts. Dort war ich ungenierter als auf der Küstenstation und wagte es im Oktober 1859 zweimal englisch zu predigen und es in die Landessprache Ga übersetzen zu lassen. Wie freut man sich, wenn man den Mund für den Herrn öffnen darf! Mein Englisch war aber noch sehr unvollkommen, was mich aber nicht abhielt, von dort an auch in Christiansborg mit Dolmetscher zu predigen.

Ein eigentümliches Gefühl hatte ich am ersten Weihnachtsfest, das ich in Afrika erlebte. Vom heimatlichen Tannenbaum war nichts zu sehen, es gibt an der Goldküste nur Laubholz. Schnee kennt man dort nicht; fast das ganze Jahr, auch an Weihnachten, herrscht tropische Hitze. – Und doch hatten wir eine liebliche Christbescherung für unsere Anstaltskinder. Ein grünbelaubter Christbaum erglänzte mit seinen Lichtern; die Kinder sangen ihre Weihnachtslieder nach unseren Melodien, und erzählten die Weihnachtsgeschichte, alles in ihrer Sprache, von der ich noch wenig gelernt hatte. Ja; verstand aber die Zeichensprache der glänzenden schwarzen Augen, die hier wie daheim, hauptsächlich auf die Geschenke gerichtet waren. Diese bestanden zunächst in Kleidern, denn wir halten darauf, dass die Kinder bekleidet sind, im Unterschied von den Heiden. Durch nichts wird der Europäer so heimatlich berührt, wie durch den Gesang unserer bekannten Melodien und Lieder, von denen viele in die dortigen Landessprachen übersetzt sind. Gerade in Festzeiten ist man sehr dankbar, wenn der Gesang der Kinder und der Gemeinde einen zurückversetzt in die Heimat.

Dreiviertel Stunden von Christiansborg entfernt lag die Hochburg des Fetischwesens La. Dort war eine unserer Predigtstationen, die ich oft besuchte; und fünfviertel Stunden von La entfernt liegt die Küstenstadt Teschi, wo wir seit Jahren eine Filialgemeinde hatten. Diese wurde mir übergeben. Das Gemeindlein zählte aber nur neun Seelen. Josef Akrong, in dessen Haus wir alle vierzehn Tage den Gottesdienst hatten, war schon im Jahr 1847 getauft worden, aber er hatte kein Leben, sein Herz hing am Mammon. Er besaß zwei Häuser, eine Viehherde von etwa achtzig Stück und war Händler. Es fiel mir schon im ersten Gottesdienst auf, dass er während der predigt schlief, und so musste ich ihn erst Schritt für Schritt durchschauen lernen. Wir hielten bei unsern Christen auf Sonntagsheiligung; sie war auch ein Bekenntnis den Heiden gegenüber. Kam ich zum Gottesdienst, so war bei Akrong alles schön sonntäglich. Als ich ihn aber an einem Sonntag, an dem er nicht erwartete, überraschte, sah es bei ihm aus, wie im Tempel zu Jerusalem zu Jesu Zeit. Es wurde mir immer klarer, dass dieser Mann ein Bann für die Gemeinde und in Teschi das größte Hindernis für unser Werk war. Es lagen aber keine besonderen sittlichen Fehler vor, die seinen Ausschluss aus der Gemeinde geboten hätten; sein eheliches Leben war richtig. Leider kam später die Zeit, in der er sich selbst ausschloss: Einem seiner Freunde war eine Sklavin entlaufen; Akrong machte sich mit einigen seiner Bekannten auf den Weg, um diese Sklavin wieder zu holen. Sie fanden sie, banden sie mit Händen und Füßen an eine Bambusstange, trugen sie und ließen sie immer wieder auf den harten Weg fallen. Als sie sie so gequält hatten, brachten sie dieselbe an das Meeresufer, hieben sie in Stücke und verscharrten sie im Sande. In der darauffolgenden Nacht kam eine Hyäne an den Ort und scharrte die Leiche aus. Als am Morgen die Fischer an das Ufer kamen, entdeckten sie die Sache, und durch den Spürsinn

der Neger wurden die Täter sofort bekannt. Die englische Regierung ließ die Mörder abfassen und zwei von ihnen, worunter Akrong, wurden zum Tode verurteilt. Wir hatten aber gewandte Winkeladvokaten an der Küste, einer derselben nahm sich des Akrong an, er wurde begnadigt, kam aber durch seinen Verteidiger um sein ganzes Vermögen. Nachher begegnete ich ihm wieder als Bettler. Erst als dieser Mann beseitigt war, hatten wir wieder Segen in der Arbeit in Teschi.

Bald konnte ich die Arbeit an zwei weiteren Orten beginnen: in Legong, anderthalb Stunden landeinwärts und Asarebotschue, zweieinhalb Stunden von Christiansborg entfernt. Legong war ein Sklavendorf; die dortige Arbeit machte mir viel Freude; einige Männer waren offen für das Evangelium, und mit einer Anzahl hoffnungsvoller Knaben fing ich eine Schule an. Diese bildeten nachher den Grundstock zu einer kleinen Gemeinde. In Asarebotschue erwiesen sich die Leute nicht als aufrichtig und ich konnte dort nur einen Krüppel taufen, Josef Boi, der bald im Glauben an seinen Heiland starb.

Am ersten Februar 1860 übernahm ich die Generalkasse und mit ihr vielerlei Arbeit, sodass es mir immer schwerer wurde, Zeit für die Predigt zu finden. Ganz ließ ich sie mir aber nie nehmen, sie gehörte zu meinem Leben. Als Generalkassierer war ich auch Mitglied vom Ausschuss der Generalkonferenz, der aus drei Brüdern bestand: aus dem Generalpräses, der die Leitung der Gemeinden hatte, dem Generalschulinspektor, unter dem sämtliche Schulen standen, dem Generalkassierer, der das Rechnungswesen, die Oberaufsicht über die Industrie und Landwirtschaft, mit anderen Worten die äußern Arbeiten der Mission zu verwalten hatte. Zugleich hatte ich als Sekretär die ganze Korrespondenz mit dem Komitee in Basel zu besorgen.

Meine erste Aufgabe war, das Mobiliar auf allen Stationen zu ordnen. Bis dorthin hatte jeder Missionar sein Mobiliar, das er mitnahm, wenn er versetzt wurde, obschon es Missionseigentum war. Da aber der einzelne Bruder sich dieses und jenes Stück Möbel angeschafft hatte, so war das Mobiliar verschieden. Ich verteilte es gleichmäßig, mit der Bestimmung, dass das einzelne Mobiliar fortan bleibend zur Wohnung gehörte, also bei Versetzung eines Bruders stehen blieb. Dadurch ersparten wir viel Umzugskosten. Ferner hatte ich das Bauholz von zwei Häusern nach Abokobi, also vier Wegstunden zu spedieren. Dieses Holz war gebeiztes Holz von Bremen bezogen. Wir haben vom Meer bis Abokobi auf der ganzen Ebene die weißen Termiten, die gewöhnliches Tannen- und Fichtenholz fressen; sie höhlen die stärksten Balken aus, zerstören auch Lehmmauern vollständig. Dieses gebeizte Holz soll den Termiten widerstehen. Leider war es nicht völlig widerstandsfähig, und wir waren später genötigt, im Innern des Landes, wo wir starkes Laubholz haben, Holzschneidereien einzurichten, für uns und die Neger ein großer Fortschritt in der Baukunst. Die Neger bauten früher vielfach nur Häuser von Flechtwerk, das sie mit Lehm bewarfen, lernten dann aber von uns, solide Mauern aufzuführen, und das Holzwerk herstellen nach unserer Weise. In dieser Richtung hatten unsere Industriebrüder einen großen zivilisatorischen und teilweise auch religiösen Einfluss, da sie Andachten für ihre Arbeiter hielten.

Meine Holzspedition war nicht leicht, um der Trägheit der Neger willen, und wegen Mangel an Straßen. Bald hieß es: „Herr, der Balken ist zu schwer,“ bis ich ihn selber hob, und sie dann unter Gelächter auch angriffen. Vornehmes Kommando hilft da nichts; man muss die Hemdsärmel zurückschlagen und selbst angreifen. Dann hatten wir wohl so etwas wie eine Straße nach Abokobi; aber jede Regenzeit machte sie teilweise wieder unfahrbar. So wurde per Wagen, und auf den Köpfen und Achseln spedierte, mühsam und teuer; denn Zugvieh hatten wir auch nicht, Menschen mussten die Wagen ziehen. Als wir

dann später Zugvieh angewöhnten, scheiterte dieses Unternehmen völlig an der Tsetse-Fliege, die das Rindvieh und die Pferde tötete. Ich hatte z. B. ein schönes Pferd, das mir den Besuch der Außenstationen sehr erleichterte. Die gefährliche Fliege existiert nämlich nicht auf einem etwa zwei Stunden breiten Wüstenstreifen, dem Meere entlang. Nun sollte ich sieben Stunden landeinwärts eine Trauung vollziehen und hoffte, bei scharfem Ritt werde die Tsetse mein Pferd nicht belästigen. Ich ritt sehr rasch; acht Tage nach meiner Rückkehr wurde das Pferd krank und starb. Für mich ein großer Verlust, da ich nachher keines mehr bekam. Gott sei Dank! Unsere jetzigen Motorwagen sind die größte Wohltat für Afrika, denn die Tsetse ist weit und breit eine Landplage. Aber Straßen braucht man auch für Motore.

Wir hatten bei meiner Ankunft im Blick auf Zugvieh eine kleine Viehherde, die sich sehr vermehrte und schließlich auf 80 Stück anwuchs. Ein getaufter Mohammedaner war mein Hirte. Dass ein solcher nötig sei, erfuhr ich eines Tages, als ein Bote mit der Nachricht kam: Meister, die englischen Soldaten haben drei Ochsen den Rückgrat und den Schwanz durchhauen! Warum? Die Ochsen hatten einem Soldaten sein Welschkorngärtchen etwas verdorben. Das war für mich böse Nachricht; ich musste sie sofort schlachten; leider kann man das Fleisch in der Tropenhitze nicht aufbewahren. Von Schadenersatz war keine Rede. Noch gefährlicher als die Soldaten war für unsere Viehherde die Rinderpest, die später auftrat, und im Laufe von vierzehn Tagen die ganze Herde hinraffte. Aus Erfahrung spreche ich es aus, dass ich Viehzucht in Afrika auch für die Zukunft für eine sehr fragliche Sache halte. Unter diesen Umständen sank die Bedeutung unserer Wagnerwerkstatt; wir mussten auf Zugvieh für immer verzichten und konnten für die nächste Zeit nur an Beförderung der Wagen durch Menschen denken. Das Problem des Transportes blieb aber, und wir mussten erstlich an Straßenbau nach den Stationen im Innern denken, wofür wir damals bei der englischen Regierung wenig Interesse fanden. Zum Glück war unser Wagner Tausendkünstler, er war auch Schreiner, Schmied, Schlosser, Gewehrfabrikant und Uhrmacher, sodass es ihm an Beschäftigung nicht fehlte.

Ist mit solcher Allseitigkeit eine gewisse Konzentration verbunden, so ist sie um der klimatischen Verhältnisse willen eine große Wohltat. Wie schnell tritt an der Goldküste Krankheit und Tod ein. Besonders der Schlosser und Schmied haben in jener Tropenhitze einen gefährlichen Stand, sie ertragen das Feuer schwer. So habe ich es erlebt, dass unser Wagner, Bruder Klaiber, die Schreinerwerkstatt übernehmen musste, weil der Schreiner zur Erholung nach Europa zurückkehrte. Zu anderer Zeit hat er die Schlosserwerkstatt übernommen. Man war also froh an seinen vielseitigen Kenntnissen. Beide Werkstätten, die Schreinerei wie die Schlosserei, haben Tüchtiges geleistet. Die von uns ausgebildeten eingeborenen Schreiner und Schlosser waren an der ganzen Westküste von Sierra Leone bis nach Fernandopo gesucht. Ein christlicher Handwerkerstand ist von großer sozialer Bedeutung und ist auch für geordnetes Gemeindeleben wichtig.

Für mich hing ein gut Stück Arbeit mit den Werkstätten zusammen: ich hatte jährlich die Rechnungen zu revidieren, und ein genaues Inventar, d.h. eine Aufnahme des Waren- und Materiallagers zu machen. Während meiner Zeit starben zwei Schlossermeister, beide Male musste ich die Inventur allein machen. Dazu kam noch das fortwährende Beraten bei verschiedenen Fragen, die im Zusammenhang mit der Kasse standen. Wie kam es mir da zugute, dass ich in Donaueschingen ein Jahr in einem Eisenwarengeschäft tätig war, und alle Schlosserartikel kannte. Ein weiterer Zweig meiner Arbeit war die Aufsicht der Kaffeeplantagen auf den Stationen Aburi und Akropong im Innern des Landes. Da musste ich mich völlig einleben, ich verstand vorher nichts vom Kaffeebau. So gab es im ersten

Jahr viel zu lernen und nach gesunden Begriffen Arbeit genug. Doch fand ich im Jahr 1860 noch Zeit, den September auf meinem Filial Teschi zuzubringen, um nur die Gasprache zu hören, täglich auf der Straße zu predigen und Hausbesuche zu machen. Ich lebte wieder auf durch die tägliche Predigt, die ich trotz aller äußeren Arbeit als meinen göttlichen Beruf festhielt. Es war damals in Teschi ein Gehilfe Thomas Swanekjer, ein Mulatte, stationiert, der englisch verstand und die Landessprache so fein sprach, wie wenige unserer Katechisten. Er war jene vier Wochen mein Dolmetscher und Sprachlehrer. Die Predigt durch Dolmetscher ist aber ein armes Ding, weil man den Geist nicht übersetzen kann. Swanekjer war ein gutmütiger, freundlicher Mann, litt aber in jener Zeit neun Monate lang so sehr am Guineawurm, dass seine Beine wie Stöcke aussahen und er wenig arbeiten konnte. Der Guineawurm ist eine große Plage für die Eingeborenen. Wir haben ja an der Küste weit und breit kein Quellwasser, sondern nur Regenwasser, das der Europäer in Zisternen sammelt, wo es zuweilen auch faul wird. Der Neger dagegen sucht sein Wasser, wo er es findet und hat vielfach schlechtes Wasser. In solch schlechtem Wasser trinkt er offenbar die Eier des Guineawurms, der sich dann im menschlichen Körper bis zur Dicke einer mittleren Violine saite entwickelt. Er schmerzt furchtbar und arbeitet sich meistens, aber nicht immer, an den Beinen heraus. Der Kranke merkt bald, wo der Wurm sitzt, macht an der betreffenden Stelle des Beines eine Öffnung, damit das Tier herauskommen kann. Geschieht letzteres, so windet er ihn vorsichtig auf auf einem Hölzchen; denn wenn der Wurm im Bein bleibt und vereitert, sind die Schmerzen fast unerträglich. Swanekjer litt oft an dieser Plage.

Für länger als einen Monat konnte ich Christiansborg damals nicht verlassen, weil mir die Jünglinge der Station übergeben waren, und die zweiundzwanzig Knaben der Knabenanstalt, die im Jahre 1860 von Abokobi nach Christiansborg verlegt wurde. Für die Knabenanstalt hatte ich als Gehilfen Theodor Wulff, einen sehr brauchbaren Menschen. Leider musste ich ihn aber entlassen. Seine Schwester lebte in wilder Ehe mit einem englischen Major, und ihr böses Beispiel wirkte so nachteilig auf ihren Bruder, dass ich ihn nicht als Lehrer behalten konnte. So gab es allerlei Not und damit Arbeitsvermehrung. Ich musste mir durch Nacharbeit helfen, und schon im Juni 1860 in vierzehn Tagen vier Nächte beinahe durcharbeiten. Damals kam monatlich ein Dampfschiff zu uns, das die Post nach Liverpool mitnahm, und ich war als Kassierer und Sekretär genötigt, mich mit der Korrespondenz und der Abrechnung nach dem Dampfer zu richten.

Meine ganze Stellung war damals eine Art Midian. Mose musste in Midian vierzig Jahre lang die Schafe hüten, ehe Gott ihn brauchen konnte, Israel zu befreien. Der Mann mit seinem Tatendrang und seiner ägyptischen Bildung dachte gewiss oft: mein Leben ist verfehlt, ich könnte etwas ganz anderes tun als Schafe hüten. Als ich zu den vielen äußeren Arbeiten hin auch noch die Spedition übernehmen musste, und s. Z. in sieben Monaten 720 Lasten nach den Stationen zu senden hatte, kam mir meine Last noch viel schwerer vor, als das Schafehüten. Ich hatte die meisten Lasten mit eigener Hand zu packen, und auch viele hierzu nötige Kisten selbst zu verfertigen. Die ganze Spedition wurde durch schwarze Sklaven besorgt, die man suchen musste. Bei Nacht korrespondierte und rechnete ich, und bei Tag spedierte ich und besorgte die vielen andern Arbeiten, und in meinem Herzen war ein tiefes Sehnen das Evangelium zu verkündigen. Es ging oft tief hinab; aber unser Gott macht keine Fehler. Sollte Er mich brauchen können, so musste er mich zunichte machen, damit ich als zerbrochener Stab es für Gnade achte, Ihm am Evangelium dienen zu dürfen.

Es versteht sich von selbst, dass zuweilen auch gestohlen wurde. Da hatte ich aber einen treuen Helfer an unserm Häuptling Davunah. Er entdeckte die Diebe immer, und

sein Verfahren war so praktisch, dass mancher europäische Jurist von ihm lernen könnte. Statt Kost und Logis im Gefängnis, bekam der Dieb tüchtige Hiebe, und ich weiß von keinem, der zweimal stahl. Wenn ich an die hunderte von Lasten denke, die ich versandte, und das bare Geld dazu nehme, das ebenfalls in Kisten auf dem Kopf von Trägern speditiert wurde, in Summen bis zu 4000 Mk. so muss ich heute noch staunen, dass ich nicht öfter bestohlen wurde. Ich war in Europa mehr bestohlen worden. Die Träger waren meistens Sklaven, die wohl wussten, dass jeder Diebstahl entdeckt und bestraft werde. Hätte ich es bei Diebstählen mit der englischen Regierung zu tun gehabt, so wäre ich viel schlechter gefahren als bei dem Negerhüptling. Wenn letzterer merkte, der Angeklagte ist schuldig, so hieß es einfach: gestehe es, während das englische Gericht lang und breit nach Zeugen fragte. Ein Neger stahl mir in einer Nacht Kokosbalken aus dem Hof meiner Wohnung und bot sie mir am folgenden Morgen zum Kauf an. Mein schwarzer Knecht merkte sofort, dass er sie mir gestohlen hatte, weil auf den Balken, die im Hofe lagen, kein Tau war. Ich sandte zum Hüptling und bat um zwei Boten. Als der Dieb kam, um die Bezahlung zu empfangen, fassten ihn die Boten des Hüptlings und brachten ihn zu letzterem. Das Verhör war kurz, er gestand den Diebstahl und bekam fünfundzwanzig Hiebe. Damit war die ganze Sache abgemacht, er bestahl mich nicht mehr. Hätten wir doch auch ein wenig handgreifliche Ergänzung für unsere zarte Justiz. Leider hatte ich keine eiserne Kasse, und doch wusste jedermann, dass das Geld für die ganze Mission in meinen Händen war. So stahl man mir einmal 5000 Mk. Ich entdeckte leider keine Spur vom Dieb und bat infolgedessen um eine eiserne Kasse, die ich in der Mauer befestigen ließ. Bis zum Juni 1861 bekam ich alles bare Geld von London in Bolivianer Dollars. In London kostete der Taler 4,20 Mk. und an der Goldküste galt er 4.60 Mk. sodass wir einen sehr schönen Gewinn hatten. Am 8. Juni 1861 wurden diese Bolivianer von der Regierung außer Kurs gesetzt, und wir verloren viel Geld. Es gibt wohl nicht viele Orte in der Welt, wo so vielerlei Geld in Umlauf ist, wie es damals an der Goldküste infolge des früheren Sklavenhandels war. Wir hatten französisches, holländisches, spanisches und englisches Geld; ferner nordamerikanisches und südamerikanisches aus den verschiedenen Staaten, eine wahre Musterkarte. Daneben bezahlte man im Innern des Landes in Goldstaub, der dort gewonnen wird; kleine Muscheln, die von der Ostküste Afrikas eingeführt wurden, waren ebenfalls massenhaft als Zahlungsmittel im Umlauf. Die verschiedenen Münzen erschwerten den Verkehr. Der Handel im allgemeinen war damals Tauschhandel. Die Neger brachten ihr Palmöl an die Küste und empfangen dafür europäische Waren, besonders Branntwein und Munition; nur die Missionshandlung führte diese beiden Artikel nicht.

Man wird begreifen, dass ich nach Übernahme der Spedition sehr an die Station gebunden war und den Heiden fast gar nicht predigen konnte; doch durfte ich am 3. März 1861 einen Mann in Teschi taufen, der mir später behilflich war, dort eine kleine Schule zu beginnen. Dagegen predigte ich abwechselnd mit meinem Kollegen Missionar Locher in Christiansborg. Da unser Sonntag-Morgengottesdienst auch vom englischen Militär besucht wurde, so verkündigten wir sonntäglich auf englisch und in der Landessprache Gottes Wort. Wir hatten wiederholt einen frommen, schottischen Militärarzt, Dr. Gunn, der längere Zeit nach jeder englischen Predigt zu mir kam und mir brüderlich meine Sprachfehler sagte, wofür ich sehr dankbar war. – Leider merkten wir, dass wir den Militärgottesdienst und den Gemeindegottesdienst nicht länger vereinigen konnten. Die Offiziere kamen mit ihren Operngläsern in die Kirche und suchten sich dort ihre Mätressen aus. Um diesem Unfug zu steuern, boten wir uns an, im englischen Fort extra einen Militärgottesdienst zu halten. Dieser wurde mir im Jahre 1861 übertragen. Es war keine angenehme Arbeit, freiwilliger Kaplan Ihrer Majestät Truppen zu sein. Das damalige Korps

bestand aus lauter Negern von der Goldküste, von Subordination war wenig zu sehen, die Soldaten waren eine gefürchtete Diebesbande, die den Negern ganze Körbe von Hühnern stahlen, ohne irgend welche Vergütung. Es kam soweit, dass das Korps aufgelöst und durch Westinder ersetzt werden musste, die entschieden besser waren. Die Offiziere waren teils dem Tranke ergeben, teils lebten sie offen in wilder Ehe mit Eingeborenen. Einmal ging ich schweren Herzens in das Fort, um zwei Offizieren diese Sünde vorzuhalten. Der eine hörte mich an, machte sich aber nichts aus meinen Vorstellungen; der andere ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Als letzterer aber nachher schwer krank wurde, war er froh, als ich mich seiner annahm. So war meine Arbeit an dem Militär keine leichte.

Auch in unserer Gemeindefarbeit gab es noch verschiedene Fragen zu lösen. Bekanntlich herrschte überall in Westafrika die Haussklaverei; freie Arbeiter gab es nicht. Selbstverständlich hatten auch unsere Christen Sklaven, sie konnten ja keine Insel bilden inmitten der allgemeinen sozialen Verhältnisse. Man kannte unter den Heiden keine andere Kapitalanlage als in Land, Sklaven, Weibern und Handel, jedes Weib war eine Arbeitskraft. Vielweiberei hatten wir aber nicht in unseren Gemeinden. Ende des Jahres 1861 kam der Auftrag von dem Missionskomitee in Basel an unsere Afrikanische Generalkonferenz, die Sklaverei in unsern Gemeinden abzuschaffen. Wir hatten die erste Beratung hierüber vom 28. bis 31. Januar 1862. Es wurde eine Kommission ernannt zur Lösung dieser schweren Aufgabe. Als Kassierer war ich Mitglied dieser Kommission.

Es wäre ein großer Irrtum, wenn man die damalige Haussklaverei mit der früheren Sklaverei der amerikanischen Südstaaten vergleichen wollte. Die Haussklaverei hatte etwas patriarchalisches. Natürlich gab es verschiedene Meister, schlechte, bessere und gute; aber im allgemeinen hatten es die Sklaven nicht schlimm, der Meister sorgte für sie, und menschliche Behandlung lag im Interesse des Meisters; denn wenn der Sklave starb, hatte der Meister einen großen Verlust. Natürlich ist in alle Sklaverei etwas unsittliches. Gott hat den Menschen für die Freiheit geschaffen; Sklaverei lässt aber keine Entwicklung zu. Und schon das Prinzip, dass jeder Sklave Eigentum des Meisters ist und er beliebig über ihn verfügen kann, wie über eine Sache, ist unsittlich, zumal bei weiblichen Sklaven. – Schlimmer als die Sklaven waren die Pfänder daran. Starb ein Sklave, so verlor ihn der Meister; starb ein Pfand, so musste es von seiner Familie durch ein anderes Pfand ersetzt werden. Ein Pfand konnte man eher misshandeln, man riskierte nichts.

Wir mussten alle Stationen und Außenstationen besuchen, um bei unsern Christen die Zahl der Sklaven zu ermitteln. Von nun an bekam jeder Sklave und jedes Pfand Lohn, damit er sich freiarbeiten könne in einer festgesetzten Zeit. Zu diesem Zwecke wurde ihm ein Buch mit Vertrag eingehändigt. Das war nun alles sehr schön; aber wir merkten bald, dass so lange die ganze vermögliche Bevölkerung außerhalb unserer Gemeinden aus Sklavenhaltern bestehe, und die Neger in ihrem Denken Sklaven seien, die erst zu freien Menschen erzogen werden müssen, unsere Emanzipation mehr als fraglich sei. Was mir bei der Sache am bedenklichsten erschien, war die Versuchung der Christen, Sklaven und Pfänder hinter unserm Rücken zu halten, um überhaupt Arbeiter zu bekommen. Ich kam je länger je mehr zu der Erkenntnis, dass auch die Apostel die Sklaverei nicht eigentlich abschafften, sondern es nach dem Philemonbrief dem Geiste Gottes in der Gemeinde überließen, das rechte Verhältnis zwischen Meister und Sklave zu schaffen. Es war für uns eine eigentliche Erlösung, als die Königin von England im Dezember 1875 die Goldküste zu einer britischen Kolonie erhob, und damit nach englischem Gesetz jeden Sklaven in der ganzen Kolonie frei erklärte. Gerade die Wirkung der königlichen Proklamation bewies,

dass der Neger erst zur Freiheit erzogen werden muss: Die meisten Sklaven blieben auch nach der Proklamation bei ihren Meistern, weil diese für sie sorgten.

Im Jahr 1862 ließ Gott mich eine wunderbare Bewahrung erfahren, für die ich ihm heute noch danke. Ich sollte ein neues Logis beziehen, das vorher auch bewohnt war. Ich war aber unruhig, wegen der Unsicherheit des Daches. Wir hatten auf unsern europäischen Wohnungen lauter von den Dänen erbaute ebene Dächer, von denen wir unser Trink-, Koch- und Waschwasser sammelten. Diese ebenen Dächer bestanden aus einem schweren Steinlager mit Kalk überzogen, und diese Last war getragen von Balken aus Tannenholz. Waren die Balken nicht mehr gesund, so stand man jeden Augenblick in Lebensgefahr. Letzteres war in dem Haus, das ich beziehen sollte, der Fall, alle Balken waren morsch und gestützt. So wurde ich vom 18. Februar bis Ende April Baumeister, nahm das Dach herunter und ersetzte es durch ein leichteres Asphaltdach, und erneuerte auch die ebenso bedenklichen Fußböden, ehe ich einzog. Nicht lange nach meinem Einzug kam ich in Lebensgefahr. Eines Abends traf ich eine große, gefährliche Schlange in meinem Schlafzimmer. Hätte ich sie nicht gesehen vor dem Schlafengehen, so wäre ich ein Kind des Todes gewesen. Sie floh, und außer drei Hühnern, die sie mir tötete, sah ich keine Spur mehr von ihr. Schon in der Karwoche jenes Jahres hatten wir um Mitternacht ein leichtes Erdbeben, das aber nichts schadete. Am 10. Juli morgens acht Uhr fünf Minuten kam ein gewaltiges Erdbeben, das alle Häuser in den Grundfesten erschütterte, so dass die Mauern zerrissen, und die meisten Dächer beschädigt wurden. Hätte ich mein Dach nicht erneuert gehabt, so wäre ich mit dem bei mir weilenden Bremer Missionar Steinemann unfehlbar erschlagen worden. Ein Teil des Daches vom englischen Fort stürzte ein und zerstörte die Fußböden von zwei Etagen. Ein englischer Arzt, der gerade ein Bad nahm, stürzte mit der Badewanne zwei Etagen hinunter und starb an den Folgen.

Diese Erdbeben wiederholten sich längere Zeit und schädigten einige unserer Häuser bleibend. Einige Mauern waren so gelockert, dass kein Stein mehr mit dem andern verbunden war. Es war für unsere große Station eine schwere Heimsuchung, denn wir waren oft bis zu zehn und noch mehr Brüder, die in der Gemeinde, den Schulen, Werkstätten und in der Handlung tätig waren. Wir wagten vorderhand nicht mehr, in den Häusern zu schlafen. Ein Teil der Brüder schliefen in einem Bretterschuppen, ich schlief in der Hängematte unter einem Baum bis ich Fieber bekam, und genötigt war, wieder im Hause zu schlafen. Es ging ein Schrecken Gottes durch das Volk in jenen Monaten, wenn immer wieder der Boden unter den Füßen wankte und man ein Gefühl hatte, als stehe man unter einem elektrischen Strom. An einem Sonntag morgen während des Gottesdienstes wurde die Kapelle so erschüttert, dass die ganze Gemeinde fliehen wollte. Sie ließ sich aber schließlich doch beruhigen, und ich konnte den Gottesdienst vollenden. Das Volk gewöhnte sich allmählich an das Erdbeben und man sah leider keine bleibende Spur von Buße. Unsere erste Aufgabe war, die Dächer unserer Häuser und der Kapelle zu reparieren, damit sie wieder wasserdicht wurden, und wir das Wasser der Spätregen, die im Oktober eintreten, in unsere Zisternen sammeln konnten. Unser Kapellendach hatte unter unsern Häusern die größte Fläche, und war für unsere Zisterne am wichtigsten. An die damalige Reparatur dieses Daches knüpft sich bei mir eine wichtige Erinnerung: Während ich oben auf dem Dach Asphalt goss, kam eine englische Taufgesellschaft in die Kapelle; mein Kollege Missionar Locher sollte taufen. Die Gesellschaft bestand aus einem englischen Arzt, seiner Mätresse, einigen Kindern, die schon gehen konnten, und einem englischen Major de Ruvignes, der Pate sein sollte. Wer war denn dieser Pate und wie kam es, dass diese Engländer ihre Kinder bei uns taufen ließen? Dieser Pate kam vor Jahren als anständiger Offizier mit seiner Frau an die Küste. Schon das war ein gutes

Zeichen für ihn, dass er verheiratet war; denn weitaus die meisten Offiziere und Beamten leben ungeniert in wilder Ehe. Seine Frau starb, er empörte sich darüber und wurde ganz gottlos, ein Feind der Mission. Im Jahr 1859 war ein früherer Methodistenmissionar Freemann Zivilkommandant vom östlichen Distrikt der Goldküste, also der höchste Beamte nach dem Gouverneur. Dieser Herr Freemann war allen gottlosen Engländern an der Küste ein Dorn im Auge, weil er ein Christ war. Sie ruhten deshalb nicht, bis sie ihn beseitigt hatten. An seine Stelle trat im Jahr 1860 dieser Major de Ruvignes. Wir Missionare litten unter diesem gottlosen Beamten, der von seinem Sündenleben krank geworden war und Pestluft verbreitete. Zum Glück war er nicht zu lange auf seinem Posten. Er hatte ein Defizit in seiner Kasse, war genötigt zu fliehen, und ich selber musste ihn nachher, als Mitglied des englischen Schwurgerichts, verurteilen helfen. Also dieser Mann sollte Pate der unehelichen Kinder sein. Nach unserer Taufformel musste der Pater „absagen dem Teufel und all seinen Werken und Wesen, der Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt, und allen sündigen Lüsten des Fleisches.“ Ich sagte mir oben auf dem Dach unter Gottes freiem Himmel: wie kann dieser Wüstling und die Eltern der Kinder ein solches Versprechen abgeben? Eine solche Taufe ist ein Gräuel vor Gott.

Aber wie kamen diese Engländer zu uns Basler Missionaren um Kinder taufen zu lassen? Wir Basler Missionare arbeiteten in dem Gebiet der Goldküste, das von etwa 1680 bis 1851 unter dänischer Herrschaft stand. Im Jahre 1851 verkauften die Dänen jene Besitzungen an die Engländer. Wie die englischen Beamten und Offiziere, so lebten auch die dänischen gewöhnlich in wilder Ehe, nur mit dem Unterschiede, dass die Dänen ihre Mätressen und ihre Kinder versorgten, die Engländer die ihrigen einfach sitzen ließen, wenn sie die Küste verließen. Bei den Dänen gehörte es zum guten Ton, dass die so gezeugten Kinder getauft wurden. Diese Sitte ging über auf die Engländer. So hatten wir eine ziemlich zahlreiche, gelbe Mulattenbevölkerung an der Küste, die getauft war, sich aber nicht zu unserer Gemeinde hielt, sondern mehr oder weniger heidnisch lebte. Die Kinder gingen allerdings in die Missionsschulen, da der Mulatte immer nach Bildung strebt, und so hatten sie eine gewisse christliche Erkenntnis. An jenem Nachmittag gelobte ich vor Gott, oben auf dem Kapellendach, dass solche Taufen, bei denen gottlose Eltern und Paten, die nicht zu unserer Gemeinde gehörten, feierliche Gelübde ablegten, und über deren Kinder wir nach der Taufe keine Macht hättet, aufhören müssen. In der nächsten Sitzung des Ausschusses der Generalkonferenz machte ich am 7. November 1862 folgenden Antrag: „Es dürfen keine Kinder mehr getauft werden, von denen nicht wenigstens der Vater, oder die Mutter in unserer Gemeinde sind, damit wir eine Garantie für christliche Erziehung haben.“ Meine Kollegen waren etwas ängstlicher als ich und fürchteten sich, einzugreifen. Das Komitee in Basel entschied aber für meinen Antrag, und so bekamen wir Ordnung in der Gemeinde, die heilsam wirkte. Es ist ja klar, dass die Taufe ohne christliche Familie und ohne Verbindung mit der christlichen Gemeinde in der Luft hängt; dafür hat sie der Herr nicht eingesetzt. Wollte man das bestreiten, so könnte man konsequenter Weise auch die Heidenkinder taufen, wie es die katholischen Missionare tun.

Es ist begreiflich, dass ich mich bei der vielen Unordnung und Arbeitsvermehrung, die uns das Erdbeben brachte, sehr nach einem Gehilfen sehnte. Dieser kam endlich am 14. November 1862 an in dem ordinierten und kaufmännisch gebildeten Missionar Piton aus Straßburg i. E. Das war für mich eine große Freude; aber die Freude währte leider nicht lange: schon nach wenigen Wochen wurde er schwer dysenteriekrank und blieb es, bis er am 5. Mai 1863 nach Europa zurückkehren musste. Dazu kam noch ein weiterer Schlag: der Chef der Misionshandlung war zur Erholung nach Europa zurückgekehrt. An seine

Stelle trat der begabte, hoffnungsvolle Züricher Kaufmann Schellenberg. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie er und ich am Abend des 23. November 1862 auf einem Spaziergang einen Arbeitsplan für die kommende Zeit machten. Drei Tage nachher, am 26. November, stand ich an seinem Sterbebette. Das war eine Erfahrung, wie ich sie in Christiansborg immer wieder machte: heute scheinbar gesund und nach einigen Tagen tot. Ich stand tief ergriffen an seinem Grabe.

Während ich drei Jahre lang nichts mehr mit der Handlung zu tun gehabt hatte – Kasse und Spedition besorgte ich selbständig – so musste ich jetzt wieder vorübergehend in der Handlung einspringen, die Not gebot es. So lag um die Jahreswende 1862/63 eine unmenschliche Arbeitslast auf mir, unter der ich zusammenbrach und zusammenbrechen musste. Vom Januar bis August 1863 war ich nie fieberfrei; hätte ich Zeit gehabt, mich zu pflegen, so wäre damals noch eine Erholung möglich gewesen. Fünf Monate lang legte ich mich an dem einen Tag und stand am folgenden Tag wieder auf, wenn die Fieberhitze gesunken war. Die Arbeit trieb mich aus dem Bett. Es ist ein Wunder der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, dass ich in jener Zeit nicht starb, oder besser gesagt, dass ich nicht zugrunde ging. Denn in solcher Lage handelt es sich nicht nur um gesundheitliche Gefahr, sondern auch um geistliche Gefahr. Wenn man Tag und Nacht in äußerer Arbeit steht, deren Übermaß die Konstitution Schritt für Schritt bricht; wenn man anhaltend im Widerstreit steht zwischen innerem Drang zum Dienst am Wort und äußerer Arbeit; wenn man für die eigene Person so wenig Zeit hat, wie ich damals, und auch bescheidene geistliche Anregung von außen hat; so wäre es menschlich betrachtet kein Wunder, wenn geistlicher Bankrott einträte. Davor hat mich der Herr in Gnaden bewahrt. Seine Verheißungen blieben mein Stab; die viele Not mit der Verantwortung, die auf mir lag, erhielten mich in Abhängigkeit vom Herrn, im Gebet; Kranken- und Sterbebetten, an denen ich immer wieder stand, stellten mich in den Ernst der Ewigkeit; unsere Samstag-Abendbetstunden waren eine bewahrende Macht; durch die Gemeinschaft des Geistes mit heimatlichen Freunden floss mir auch Segen zu; den weiteren Zusammenhang mit der Heimat ließ ich mir auch nicht nehmen; hatte ich bei Tag und abends keine Zeit, so las ich die neuevangelische und die Hengstenbergische Kirchenzeitung regelmäßig um Mitternacht. Auch in der schwersten Zeit ließ ich die Predigt nicht. Gewöhnlich fing ich Samstagsnachts um Mitternacht an mich vorzubereiten für die Sonntagmorgen-Predigt. Meinem unwandelbar treuen Gott und Heiland, der mich mit starker Hand durch alles hindurchgetragen hat, sei ewig Lob und Dank.

Mein Kollege Locher, mit dem ich 3 ½ Jahre in Liebe und Frieden zusammen gearbeitet hatte, wurde Mitte Januar 1863 an die Mädchenanstalt in Abokobi versetzt. Ich war wiederholt für diesen Posten vorgeschlagen worden, aber ich war ja noch unverheiratet. Eigentlich wollte ich ledig bleiben, aber mein Kollege Aldinger und seine Frau bearbeiteten mich so kräftig für das Heiraten, dass ich um Heiratserlaubnis bat. Im Mai 1862 erwartete ich meine Braut; allein mehrere Bedenken von Herrn Inspektor Josenhans vereitelten ihre Aussendung, sie kam nicht. Es ist in jenem Todesland schwer zu heiraten, und wenn man in so überaus schwieriger Stellung ist, wie ich es damals war, und die Leber durch Fieber immer wieder anschwillt, so sind Verlobungssorgen, besonders wenn ein anderer für einen verhandelt, keine angenehme Beigabe, man sieht so leicht alles durch die schlimme Leberbrille an. Ich musste zweimal durch solchen Verzicht gehen; aber schließlich bekommen auch solche Erfahrungen die Überschrift: „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen.“ Übrigens glaube ich nicht, dass man mich damals an die Mädchenanstalt versetzt hätte, wenn ich eine Frau gehabt hätte. Ich stand an einer solch komplizierten Arbeitsmaschine, dass mich nur die Not der

Verhältnisse davon frei machen konnte. Bruder Locher versorgte bisher die Gemeinde; als er ging, wurde ich Pfarrer mit einem eingeborenen Vikar Carl Reindorf, dem ich näher stand. Mütter lieben kranke Kinder am meisten; so ging es auch mir Reindorf gegenüber.

Er war Mulatte, ein sehr begabter Mensch; er konnte in vier Landessprachen und in englisch predigen. Aber leider war er etwas äußerlich gerichtet, und meinte durch Handel und Plantagenbau sich ein Vermögen erwerben zu müssen. Da es keine freien Arbeiter gab, so war ihm auch die Abschaffung der Sklaverei gegen den Strich. Er trat für eine Zeitlang aus, wurde aber durch meine Verwendung wieder aufgenommen. Als mein Vikar vertiefte er sich innerlich entschieden, und wurde mir für die Gemeinde und die Filiale eine bedeutende Hilfe. Er war dann später einer der ersten Eingeborenen, die ordiniert wurden, was ein großer Fortschritt war. Ist es auch für manche europäische Missionare nicht leicht, die eingeborenen Arbeiter emporkommen zu lassen, und in diesem und jenem Stück auch ihre Überlegenheit dem Europäer gegenüber anzuerkennen, so ist diese Frage gerade an der Goldküste eine doppelt schwierige und unter Umständen gefährliche. In einem so ungesunden Klima gibt es immer wieder viele junge europäische Missionare, weil die älteren des Klimas wegen abgehen und sterben. Sind nun eingeborene Arbeiter da von 36, 40 und mehr Jahren, der Sprache mächtig, mit Volk und Land genau vertraut, die immer wieder unter europäischen Neulingen stehen müssen, so gibt das eine unnatürliche, und mit der Zeit unerträgliche Stellung. Ich freute mich daher von Herzen, als auch Carl Reindorf etwas später selbstständiger, ordinierter Pfarrer wurde. Die höchste Leistung des Europäers ist, sich überflüssig zu machen und die Eingeborenen vorrücken zu lassen. Freilich muss das mit viel Weisheit geschehen. Europäische Superintendenz wird noch lange nötig sein, und die Kasse vorab muss in des Europäers Hand bleiben, denn in Geldsachen ist der Eingeborene wie ein Kind.

Außer Reindorf schenkte mir der Herr weitere Hilfe für die Gemeindeglieder durch die Wahl von drei schwarzen Presbytern. Wir hatten ja vorher schon ein Presbyterium von Europäern, aber es waren keine Schwarzen in demselben, und das war ein großer Mangel. Jeden Sonntag nach einem der Gottesdienste besprach ich alle nötigen Gemeindeangelegenheiten mit den schwarzen Ältesten, und wie dankbar war ich für ihre Hilfe! Wir hatten geordnete, biblische Kirchenzucht: erst Verwarnung unter vier Augen; genügte das nicht, Verwarnung vor versammeltem Presbyterium. Darauf folgte Ausschluss vom Abendmahl und wenn alles nicht half Ausschluss von der Gemeinde. Wir verfuhrten aber nach der Regel: Bewahrung ist besser als Kur. Gerade die schwarzen Ältesten konnten vieles verhüten, weil sie manchen Schaden in seinen Anfängen erfuhren, den man uns Europäern verheimlicht hätte. Wenn ich sagte, dass ich nach Bruder Lochers Abgang die Gemeinde übernahm, so meine ich damit die Verantwortung für die Gemeinde, und die Hauptarbeit an derselben. Die Verhältnisse brachten es aber mit sich, dass alle europäischen Brüder meine Mitarbeiter waren; die in den Schulen tätigen Brüder hatten einen Teil der Gemeinde in ihren Schulen, waren somit auch Seelsorger; sie halfen auch in der Predigt. Die Handwerker und Kaufleute beschäftigten Gemeindeglieder, an denen sie arbeiteten; wir wirkten zusammen, was in der überaus schwierigen Küstengemeinde sehr nötig war.

Längere Zeit machten uns drei gebildete Mulatten und ein gebildeter Neger viel Not, obschon sie keine Gemeindeglieder waren. In allen bürgerlichen und politischen Angelegenheiten hatten sie viel Einfluss, und weil sie den meisten unserer Gemeindeglieder an Bildung überlegen waren, so schauten diese an ihnen hinauf. Zwei dieser Herren hatten englische und zwei unsere Missionsschule besucht. Alle vier hatten

viel christliche Erkenntnis, und zwei von ihnen waren verheiratet mit christlichen Frauen, die bei uns Kommunikanten waren. Alle vier waren ausgeschlossen von der Gemeinde wegen Vielweiberei. Wie schwer haben uns diese Leute die Arbeit an der Gemeinde gemacht! Einen kopulierte ich im Jahre 1859; er versprach alles Gute, hielt aber sein Wort nicht. Als seine rechtmäßige Frau krank wurde und so schwach war, dass sie sich kaum noch rühren konnte, richtete sie sich auf einmal auf und betete inbrünstig. Er stand mit mir an ihrem Bett und gelobte, er wolle ein anderer Mensch werden, wenn Gott sie erhalte. Der Herr nahm sie weg und er blieb der Alte. Ein zweiter von diesen Vieren wurde durch einen Schuss am Hinterkopf tödlich verwundet. Auch er gelobte Bekehrung, wenn der Herr ihn heile. Endlich wurde er geheilt, aber er blieb ein Knecht der Sünde. Zwei Jahre nachher starb er an seiner Sünde. Keiner von allen konnte wieder in die Gemeinde aufgenommen werden. Was hätten diese Männer wirken können, wenn sie dem Herrn gedient hätten! Wir dürfen aber solche traurige Erscheinungen nur im Zusammenhang mit den Verhältnissen betrachten, diese vier Männer waren ein Abbild vieler sittenloser Europäer an der Küste.

Nachdem ich mich lange nach Hilfe für Kasse und Spedition geseht hatte, kamen am 20 Mai 1863 vier neue Brüder an. Für meine Gesundheit kamen sie zu spät denn ich war ein von Arbeit und Fieber gebrochener Mann. Bruder Joh. Müller, Kaufmann aus Mettmann bei Düsseldorf übernahm die Kasse, vorläufig als mein Gehilfe, bald definitiv, und Bruder Fetzner die Spedition. Bruder Schönhuth trat in die Handlung ein und Bruder Meyer übernahm die verwaiste Schlosserei, starb aber bald nachher. Endlich konnte ich im August an eine Erholung in Akiopong auf dem Akwapemgebirge denken, und hoffte von dort gestärkt zurückzukehren, und mich mehr dem Dienste am Wort widmen zu können. Der Herr hatte es aber anders beschlossen. Am 8. September wurde in Akropong das neue Gebäude des Predigerseminars eingeweiht. Mehrere Brüder redeten bei der Einweihung und ich sollte auch reden. Während ich meinen Vorrednern zuhörte, wurden meine Hände und Füße kalt. Der Kopf blieb klar und ich konnte noch reden, und bis zum Schluss der Feier bleiben. Unmittelbar nachher wurde ich mit einem Schlag zitronengelb. Mein Wirt der alte Missionar Widmann, merkte sofort, dass ich das gefährliche Schwarzwasserfieber habe und gab mir ein sehr starkes Brechpulver, das, menschlich geredet, mein Leben retten half. Bei diesem Fieber tritt oft nach einer halben Stunde Blutvergiftung ein, die den Tod herbeiführt. Tags darauf war ich schon so schwach dass man mich baden musste, wie ein kleines Kind. Genießen konnte ich fast nichts, da mein Magen sehr mitgenommen war. So lag ich vier Wochen lang elend da. Dann trat Dysenterie ein, und ich konnte achtzehn Tage lang nur noch Reiswasser vertragen. Meine Augen waren tief eingefallen, und ich schien ein Todeskandidat zu sein. Eines Tages kamen drei Brüder an mein Bett und beteten mit mir. Von Stund an wurde ich, dem Herrn sei Dank! besser und ich erholte mich so weit, dass man mich nach der nächstliegenden Station Aburi tragen konnte, wo ich ein gesundes Logis hatte.

Es war gnädige, göttliche Leitung, dass ich mich in jener trat in die Handlung ein und Bruder Meyer übernahm die schweren Krankheit in den erfahrenen Händen der zwei ältesten Missionare Widmann und Dieterle befand, die mich mit ihren Frauen pflegten wie ein Kind, und in den schwierigsten Stunden zu behandeln wussten. Sie hatten an manchen Kranken- und Sterbebetten vieles gelernt, und konnten daher einem kranken Bruder dienen. Der Herr vergelte ihnen, was sie an mir getan haben. In Aburi zeigten sich dann Gallensteine; sie verursachten sehr große Schmerzen, die durch warme Bäder gelindert wurden. Einmal hatte ich so starke Krämpfe, die gegen das Herz zogen, dass ich jeden Augenblick mein Ende erwartete. Mein Leben zog an meinen Augen vorbei, und ich

war innerlich sehr arm und völlig ausgezogen; aber das Blut Jesu Christi war mein Trost, so dass ich im vollen Frieden hätte scheiden können. Ich war nachher sehr dankbar für diese Probe.

Mitte Dezember konnte ich wieder auf meine Station Christiansborg zurückkehren, und dachte zunächst an der Gemeinde und den Außenstationen weiter arbeiten zu können. Aber nach einiger Zeit wiederholte sich die unheimliche Dysenterie und sämtliche Brüder waren einstimmig für meine Rückkehr nach Europa, was das einzig richtige war. Ist die Konstitution einmal so geschädigt, wie die meinige es damals war, so ist an der ungesunden Küste eine eigentliche Erholung kaum denkbar. Wir hatten z. B. im Jahr 1863 keine Regenzeit an der Küste, und so mangelte uns in Christiansborg das Trinkwasser gänzlich. Wir mussten unser Trinkwasser weither tragen lassen aus einem Flösschen, den Topf für eine Mark. Natürlich war dieses Wasser nach unseren Begriffen schlecht, zumal für einen dysenteriekranken Mann. Dann war in Christiansborg oft wirklich Mangel an genügender Krankenpflege. Wir hatten immer eine Schar europäischer Brüder, aber wiederholt wenige Frauen, sodass ich, ohne dass es jemand wusste, einst einen Tag krank im Bett lag, und erst gegen Abend durch einen Knaben etwas zu essen bekam. Weil es an Frauen mangelte, so hatte ich als lediger Mann längere Zeit eine Anzahl Brüder an meinem Tisch, konnte aber natürlich nur bescheiden für sie sorgen. Kam dann in einem Jahr eine starke Regenzeit, so gab es Tage in Christiansborg, an denen die meisten von uns Missionaren Fieber hatten. Da musste jeder sehen, wie er durchkam.

Das ging aber nicht nur uns so, weil wir etwa zu wenig Glauben hatten; andere Missionare machten dieselbe Erfahrung. In New York ist ein Missionshaus für innere und äußere Mission unter der Leitung von Pastor Simpson. Diese sogenannte Allianz-Mission predigt, wie sie es heißen, das vierfache Evangelium: Rechtfertigung, Heiligung, das Kommen des Herrn und Heilung durch den Glauben. Sie haben Stationen am Niger, also auch; an der Westküste Afrikas. Ich begegnete einst zwei Allianz-Missionaren in Karlsruhe. Sie sagten mir, sie würden auch krank wie wir und hätten Chinin als das beste Mittel gegen Fieber erprobt. Das tröstete mich, denn ich will auch im Glauben stehen an das ganze Evangelium. Praxis und Theorie im gesunden Klima sind verschieden von Praxis und Theorie im mörderischen Klima.

Am 12. Mai 1864 verließ ich Christiansborg mit einem englischen Dampfer, der nach Liverpool fuhr. Gott lob! Dass ich das Schiff betreten durfte mit meinem Heiland, der mich elenden Menschen durch tiefe Wasser geführt, aber mit treuer, mächtiger Hand vom Tode errettet hatte. Eine Reihe von Brüdern sanken vor meinen Augen ins Grab. Ich durfte nun nach Europa zurückkehren, um mich zu erholen. Herr, ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast. Meine Reise war außerordentlich ernst. Am Fluss Prah, unweit von Cape Coast Castle, dem Sitz des Gouverneurs von der Goldküste, standen damals etwa 400 englische Soldaten, die nach Kumase marschieren sollten, um die feindlichen Asanteer zu züchtigen. Die Regenzeit hatte schon begonnen, weshalb ein Marsch nach Kumase ein Todesgang war. Die Offiziere und Soldaten starben wie die Mücken. Aus dem Feldzug wurde deshalb nichts. Ein Teil der kranken Offiziere reisten mit dem Schiff, auf dem ich mich befand, nach England. Schon in der zweiten Nacht war ich mit einem sterbenden Offizier in einer Kabine. Sein letztes Wort war Schnaps! Ich werde dieses Wort in meinem Leben nie vergessen. Der Arme wurde in Packtuch gewickelt und mit einem Stein ins Meer versenkt. Der Kapitän las die Begräbnisliturgie der englisch-bischöflichen Kirche. Ein so ernstes Begräbnis hatte ich noch nie gesehen. Auch die Frau eines Offiziers starb; wir konnten sie in Liberia am Land beerdigen. In Sierra Leone und Bathurst durften wir Passagiere ans Land gehen, eine

angenehme Unterbrechung der Seefahrt. Bathurst war die letzte afrikanische Station. Von dort ging es weiter nach Teneriffa, wo ich auch ans Land ging und nach bald fünf Jahren wieder die erste Mahlzeit in gesundem Klima genoss, die trefflich schmeckte. Es war heiß an Bord und jedermann nahm Eis. Ich wollte instinktiv keines nehmen, tat es aber doch auf Zureden des Schiffsarztes. Ich wurde sofort schwer krank und bekam wieder einen heftigen Dysenterie-Anfall mit starkem Erbrechen. Erst lachte man mich aus, weil man mich für seekrank hielt. Als aber der Arzt den Ernst der Situation erkannte, gab er mir Quecksilber, dessen Wirkung anhielt, bis ich in England ankam. Madeira konnte ich nur kurz betreten, bekam aber doch einen Eindruck von der herrlichen Insel.

Ich sehnte mich nach Liverpool, denn meine Schiffsgesellschaft war eine traurige. Da befanden sich einige Kaufleute an Bord, die schon jahrelang in Afrika gewesen und im schlimmen Sinn afrikanisiert waren. Ferner ein englischer Missionar, der so über die Neger loszog, dass ihn selbst die gottlosen Passagiere verachteten. Tonangebend war der berühmte Reisende Burton, ein glänzend begabter Engländer. Er sprach so gut arabisch, dass er s. Z. als verkleideter Mohammedaner Mekka besuchen konnte. Er stand dem Islam wohl näher als dem Christentum. Burton kam jeden Abend mit einer Flasche Cognac aufs Deckt und leerte im Laufe des Abends die Flasche. Er hatte Asien, Afrika und Amerika bereist, konnte viel erzählen, und je mehr er trank, desto mehr sprudelte er, so dass ich gewöhnlich das Deck verließ, wenn er im Fluss war. In Teneriffa betrank er sich so, dass man ihn nur mit Mühe auf das Schiff bringen konnte: Lernt man einen solchen Mann näher kennen, so bekommt man eine Idee vom Wert seiner Missionsberichte. Er sagte es ganz offen: „Ich hasse die Neger, aber ich liebe die Negerinnen.“ Die anständigsten Leute auf dem Schiff waren zwei Kaufleute, ein Holländer und ein Hamburger. Der letztere wusste, dass seine Frau ihre schwere Stunde erwartete während seiner Seereise; darum bat er mich an einem Sonntagmorgen, für ihn und den Holländer einen Gottesdienst zu halten und für seine Frau zu beten, was ich mit Freuden tat. Das war die einzige Gemeinschaft, die ich während meiner vierwöchentlichen Seereise hatte und die kleinste Zuhörerschaft, der ich je predigte. Seekrank wurde ich nicht; als Kassierer und Spediteur musste ich so oft an Bord der Schiffe gehen, dass ich an die See gewöhnt wurde. So war für mich diese Heimreise eine Erholungsreise. Während jener vierwöchentlichen Seereise wurde ich etwa dreizehn Zentimeter dünner.

VII.

Dreizehn Monate in England.

Am 10. Juni 1864 landeten wir in Liverpool; ich freute mich nach den letzten trockenen vier Wochen, eine Straßenpredigt zu hören und drückte dem Prediger dankbar die Hand. Nun war ich das erste Mal in meinem Leben in England, völlig unbekannt mit den Verhältnissen. Mein Freund, der schottische Militärarzt Dr. Gunn in Christiansborg, sagte mir s. Z.: „Wenn Sie in England wären, so würden Sie mit Leichtigkeit Geld für Straßenbau an der Goldküste bekommen.“ Nachdem ich soviel Not mit der Spedition gehabt hatte und überzeugt war, dass unsere Stationen mit der Zeit durch eine Straße miteinander verbunden werden müssen, wollte ich einen Versuch machen und in London kollektieren. Ich hatte eine Empfehlung an den Redakteur eines englisch-afrikanischen Blattes Fitzgerald, der das Verdienst hatte, durch seine „Afrikan Times“ etwas sittliche, öffentliche Meinung an der Westküste Afrikas geschaffen zu haben, so dass die Europäer nicht mehr machen konnten, was sie wollten, sie mussten Enthüllungen fürchten.

Von Liverpool reiste ich direkt nach London, wo ich ein Privatlogis mietete. Kaum war ich angekommen, so überfiel mich Dysenterie so stark wie je, und meine Hausleute spedierte mich ins deutsche Hospital, weil ich ihnen zur Last war. Es war eine freundliche Fügung des Herrn, dass ich in das Hospital kam. Liebe Darmstädter Diakonissen pflegten mich dort, und ein christlicher Darmstädter Arzt, Dr. Weber behandelte mich. Pflege und ärztliche Behandlung waren vorzüglich. Nach achtzehntägiger Behandlung wurde ich geheilt entlassen und hatte nie mehr einen Rückfall. Beim Abschied bat ich Dr. Weber um die Rechnung machen, seine Antwort lautete: „Wären Sie Engländer, so würde ich Ihnen eine Rechnung machen; deutsche Missionare brauchen ihr Geld selber.“ Dann ersuchte ich ihn um das Rezept, da wir an der Goldküste so viel von Dysenterie zu leiden haben. Er antwortete: „Wenn ich an der Goldküste wäre, müsste ich erst sehen, was ich dort verschreiben würde, und dann müssen wir Gott in jedem einzelnen Fall bitten, dass Er uns das rechte Mittel finden lasse.“ Ich gewann diesen Mann sehr lieb, und freute mich ihn später noch einige Mal zu sehen. Diese und ähnliche Erfahrungen, die ich unter Gottes spezieller Leitung machen durfte, bewahrten mich, aus der Heilung durch den Glauben ein gesetzliches Joch zu machen, unter dem schon manche seufzten.

Nachdem ich geheilt war, begann ich meine Kollektenwanderungen in London zu machen mit einer Empfehlung von dem genannten Herrn Fitzgerald. 6 Wochen lang lief ich kreuz und quer durch jenes Häusermeer, und bekam keinen Pfennig, während ich natürlich jeden Tag Geld ausgab. Das war bitter. Mein Freund Dr. Gunn hatte sich also getäuscht, wenn er meinte, ich bekomme leicht Geld für Straßenbau. Nach sechs Wochen kam ich endlich zu einem alten, gläubigen Herrn, einem früheren Quäker, Friedrich Tuckett, mit dem ich dann befreundet wurde. Er erklärte meine Erfolglosigkeit dadurch, dass er mir sagte: „Ihre Empfehlung ist eine Vogelscheuche; wer den Namen Fitzgerald sieht, wird Ihnen nichts geben.“ Fitzgerald war nämlich in dem damaligen amerikanischen Bürgerkrieg auf der Seite der südstaatlichen Sklavenhalter, und

ich besuchte in London ohne mein Wissen Leute, die entschieden für Abschaffung der Sklaverei waren. Nun gab mir Herr Tuckett eine Empfehlung an einen alten Quäker, Herrn Thomas Sturge in Nordfleet. Dieser Herr empfing mich freundlich und wohlwollend. Bekanntlich redet jeder echte Quäker andere mit du an. Er sagte zu mir: „Du greifst das Kollektieren ganz verkehrt an: kollektiere nicht nur für Straßenbau, sondern für die ganze Basler Mission an der Goldküste. Schreibe einen kurzen englischen Bericht, lasse ihn drucken und bitte das Basler Komitee um eine geschriebene Vollmacht zum Kollektieren, dann komme wieder zu mir.“ Ich tat nach seiner Anweisung, und als ich Herrn Sturge wieder besuchte schrieb er mir £ 100 gleich Mk 2000 in meine Liste mit der Bemerkung: So, jetzt mache weiter, ich habe unlängst einem Amerikaner geholfen und es ist ihm gut gegangen.“

Mit dieser Gabe kam ich in ein ganz anderes Geleise, als ich wollte. Ich gedachte ja nur eine bescheidene Summe zu kollektieren für Straßenbau, damit wir von unserer mühsamen, zeitraubenden und teuren Spedition erlöst würden. Jetzt stand ich auf einmal da als Kollektant für unsere ganze Mission an der Goldküste und musste vorwärts gehen. Wer nun vermuten würde, es hätte von nun an fleißig £ 100 Gaben geregnet, täuscht sich. Nur noch einmal im Laufe von 13 Monaten bekam ich von einem Freunde in Liverpool £ 100. Es verstand sich von selbst, dass diese erste große Gabe von einem Quäker, sie selber heißen sich „Freunde,“ für mich zunächst eine Empfehlung unter den „Freunden“ war, und so kam es ungesucht, dass ich mich 13 Monate lang sehr viel unter Freunden bewegte. Ich lernte vorzügliche Geistesmenschen unter ihnen kennen, mit denen ich von Herzen verbunden wurde. Bekanntlich haben die „Freunde“ keine Sakramente, sie fassen alles geistig auf; ich lernte aber damals gründlich verstehen, dass Herz und Gesinnung eines Menschen unvergleichlich besser sein können als seine Dogmatik. Möchten wir das nie vergessen! Auch die Presbyterianer in England und Schottland haben mich mit viel Liebe behandelt. Doch bewegte ich mich auch unter den Bischöflichen und andern, und es gab manche Verbindung für die Ewigkeit. Bei den Presbyterianern bekam ich ohne Anstand die Kanzel, und bei den Bischöflichen durfte ich wenigstens die Lektion in der Kirche lesen. Bekanntlich anerkennen letztere unsere Ordination nicht. Gerade der Verkehr mit so verschiedenen Menschen war für mich von großem bleibendem Gewinn.

Natürlich sind es unter so vielen Persönlichkeiten immer einzelne, die einem besonders in Erinnerung bleiben. Unter sie gehört Spurgeon, den ich oft mit Segen hörte. Unvergesslich ist mir auch Herr Pennyfather, der englische Fliedner, der das Diakonissenhaus, überhaupt das große Werk in Mildmay-London gegründet hat. Ich erinnere mich noch seiner ersten Unterredung über England, und wie er mich zum Schluss auf die Seite nahm und die Knie mit mir beugte. Ich könnte noch manche nennen, die mir Ewigkeitseindrücke machten. In Liverpool logierte ich einige Wochen bei einem alten, ehrwürdigen Herrn Cropper, einem früheren Bankier, von dessen Angesicht einem ein Widerschein von dem Angesicht Jesu Christi entgegenleuchtete. Wie herrlich waren seine Hausandachten! Er hatte Geld in einer Bank stehen; als zwei ledige Damen davon hörten, anvertrauten sie der betreffenden Bank ihr kleines Vermögen auch, weil sie unbedingtes Vertrauen in Herrn Cropper hatten. Die Bank fallierte, und als Herr Cropper hörte, diese Damen hätten durch Vertrauen zu ihm ihr Vermögen verloren, ersetzte er ihnen alles. Einige Zeit war er Mitglied der städtischen Armenkommission, in der er viel Schlechtigkeit unter den Armen kennen lernte. Das veranlasste ihn, aus der Kommission auszutreten, um die Barmherzigkeit nicht zu verlieren. So habe ich in allen Städten, wo ich war, viel Liebe erfahren, und freue mich von Herzen, all die lieben Freunde einst wieder sehen zu dürfen, daheim, beim Herrn. Im ganzen sind uns ja die

Schotten verwandter als die Engländer; ich staunte damals, in schottischen Pfarrhäusern so viel deutsche Theologie zu finden; hat man tiefere Gemeinschaft im Herrn, so vergisst man nationale Unterschiede.

Bei der Größe der englischen Städte verstand es sich von selbst, dass ich nur eine Reihe derselben besuchen konnte. Es sind London und Umgegend, Birmingham, Manchester, Liverpool, Leeds, York, Glasgow, Edinburgh und verschiedene kleinere Orte. In London war ich am längsten und fand schließlich meinen Weg überall ohne Karte. Manchen Abend brachte ich bei meinem seligen Freunde Professor Christlieb zu, der damals Pfarrer an der deutschen Gemeinde in Islington war. Natürlich musste ein Deutscher in meiner damaligen Aufgabe viel lernen und verlernen. Wir Basler Missionare erscheinen in Afrika sehr einfach; mein Gehilfe in der Spedition war mein Schneider. Meine täglichen Kleider waren von blauem baumwollenen Stoff, wie ihn unsere Bauern für ihre Überhemden brauchen. In London erschien ich natürlich schwarz, aber doch deutsch. Ich merkte bald, dass ich in den Kontors und bei den hohen Herrschaften natürlich englisch erscheinen müsse mit dem obligaten Zylinder. So ging es denn auch besser mit meiner Arbeit. Aber merkwürdig! Als einfacher Deutscher war ich zu jeder nächtlichen Stunde sicher in den Straßen Londons. Sobald ich englisch gekleidet war, wurde ich in der ersten Nacht belästigt von einer jener vielen traurigen Personen, die von der Sünde leben.

London bietet in jeder Beziehung viel, vom Besten und vom Schlechtesten, und doch kann man oft Heimweh bekommen. Sieht man wochenlang nichts als schwarze Häuser und Menschen, so sehnt man sich auf das Land. Einen kleinen Ersatz boten mir die herrlichen Wochenmärkte, die ich mir immer wieder ansah, um ein Stück Natur zu genießen. Ich brauche kaum zu versichern, dass eine Kollektenreise mit täglichen Hausbesuchen eine sehr ermüdende Sache ist, glaube auch, dass unser Gott seine Kinder nicht gerade für diese Aufgabe bestimmt hat. So war ich dankbar als meine Arbeit ihrem Ende nahte. Der materielle Erfolg war für englische Verhältnisse klein, er betrug 18.660 Mark. Dabei darf man nicht vergessen, dass ich diese Arbeit während meiner Erholungszeit tun durfte.

Meine Wirksamkeit während jener dreizehn Monate schränkte sich aber nicht ganz auf die Kollekte; was ich nebenbei tun durfte, war wohl mehr wert als die Kollekte. An verschiedenen Orten durfte ich zeugen vom Herrn. In Sydenham, in der Nähe des bekannten Kristallpalastes, predigte ich den Deutschen monatelang sonntäglich, und sammelte einen Grundstock von achtzig Seelen zu der jetzt bestehenden Gemeinde. Dann durfte ich dem Krobstamm an der Goldküste eine wesentliche Hilfe leisten. Die Kroboer lehnten sich auf gegen die englische Regierung und wurden von derselben mit einer bedeutenden Geldstrafe belegt. Dieses Geld sollten sie bezahlen durch Palmöllieferung. Einige englische Kaufleute übernahmen es, das Palmöl einzuziehen, setzten aber einen sehr niedrigen Preis dafür an, während der Marktpreis sehr stieg. Die Kroboer lieferten Öl und berechneten den höhern Marktpreis, während die Kaufleute an dem niederen festhielten. So kam es zum Streit zwischen Kroboern einerseits und den Kaufleuten und der Regierung andererseits. Die Regierung sandte wiederholt Kommissionäre nach Krobo, die hoch bezahlt wurden und diese Auslagen wurden wieder zur Ölschuld geschlagen, so dass die Schuld trotz aller Öllieferungen nicht kleiner wurde, während die Kroboer behaupteten, sie hätten ihre Schuld bezahlt, wenn man den Ölpreis richtig berechne. Die Sache wurde so ernst, dass Gouverneur Pine die Küste mit Kriegsschiffen blockierte, damit die Kroboer kein Palmöl nach außen verkaufen konnten. Ihr Haupterwerb besteht in Palmöl-Produktion, sie haben prachtvolle Palmwälder.

In Birmingham lernte ich das bekannte Parlamentsmitglied John Bright, einen Quäker, kennen, er war liberal, aber ein gläubiger Mann, ohne Menschenfurcht. Mit ihm besprach ich den Ölstreit und legte ihm eine kurze Geschichte desselben vor. Er riet mir, sie drucken zu lassen und jedem Parlamentsmitglied ein Exemplar hiervon zu senden. Das wirkte; und ich hörte nachher von keiner Forderung mehr, die an die Kroboer gestellt wurde.

Dann erhoben sich im Jahr 1864 und 1865 in England infolge des letzten verfehlten Feldzuges gegen die Asanteer viele Stimmen, die sagten, das ungesunde Protektorat der Goldküste sei die vielen materiellen Opfer, und die Opfer an Menschenleben nicht wert, die Regierung solle die Küste aufgeben. Für uns Basler war das eine Lebensfrage. Niemand an der ganzen Goldküste hatte so viele Interessen dort wie wir mit unserer ausgedehnten Mission die nach sechsunddreißig jähriger Arbeit und großen Opfern an Geld und Menschenleben, gerade im Aufblühen begriffen war: Gewiss blieb uns bei dem englischen Regiment manches zu wünschen übrig; aber es war doch unvergleichlich besser, als das bestialische Regiment der Asantseer. Hätten die Engländer die Küste aufgegeben, so hätten die Horden der Asanteer die ganze Goldküste überschwemmt und alles was Kultur und Mission heißt in Strömen von Blut untergehen lassen. Das wussten wir alle.

Die englische Regierung war unklar, was sie tun sollte, und so wurde eine Parlamentskommission ernannt, mit der Aufgabe, ganz gründliche Information einzuziehen über die Verhältnisse der Goldküste und dann ihr Gutachten vor dem Parlament abzugeben. Edward Cardwell, ein feiner, sehr wohlgesinnter Mann, war damals Kolonialminister. Anfang Mai 1865 hatte die Kommission ihre Sitzungen und es wurden Beamte, Offiziere und Kaufleute gehört. Am 4. Mai wurde ich auch vorgeladen. Wohl vorbereitet kam ich in die Sitzung weil ich wusste, was auf dem Spiele stand. Manche Gutachten, die ich da hörte, hatten wenig Wert, weil zu viel persönliche Interessen herauschauten und es an Kenntnis von Volk und Land fehlte. Ich spitzte das meinige dahin zu, dass die Regierung moralisch verpflichtet sei, das Protektorat aufrecht zu erhalten. Es machte Eindruck und der Minister sagte mir nachher privatim, mein Gutachten sei das sachlichste gewesen – Gott sei Lob und Dank! Das Resultat der Untersuchung war: Die Goldküste blieb englisch. Die nachfolgenden Jahre haben es bewiesen, welch furchtbare Katastrophe über uns hereingebrochen wäre, wenn die Regierung die Küste sich selbst überlassen hätte. Ich lernte damals die schwierige Stellung des Kolonialministers kennen: Er wurde täglich belagert von allerlei stellensuchenden und im Amt stehenden Menschen, und es muss oft recht schwer sein, inmitten so vieler widerstreitender Interessen die richtige Entscheidung zu treffen.

Als kranker Mann verließ ich am 12. Mai 1864 Afrika; nachdem ich nun dreizehn Monate lang England und Schottland bereist hatte, musste ich daran denken, die Stille zu suchen, um mich für meine Rückkehr nach Afrika vorzubereiten. Es waren in England verschiedene Rufe an mich gelangt: Die deutsche Gemeinde in Sydenham und die deutsche Gemeinde in Islington beriefen mich als Pfarrer. In Liverpool bearbeitete mich ein lieber Freund, unter sehr angenehmen Bedingungen als deutscher Pfarrer nach Valpareiso in Chile zu gehen. Ich schlug alles aus und reiste vorübergehend nach Basel zum Missionsfest, um nachher noch einmal nach England zurückzukehren und meine Arbeit abzuschließen.

Von Basel aus machte ich einen Abstecher nach Friedrichshafen am Bodensee, um der Königin Olga von Württemberg ein Geschenk zu überbringen. Wie ich bereits bemerkte,

erhielt ich von einem Herrn Thomas Sturge den ersten Beitrag von Mk. 2000. In Birmingham traf ich Verwandte von ihm gleichen Namens, die mir viel Liebe erwiesen, und die alle zu der Gesellschaft der Freunde (Quäker) gehörten. Unter diesen war die Witwe von Josef Sturge. Bekanntlich sind die Quäker entschieden gegen allen Krieg. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krimkrieges ging Josef Sturge mit zwei anderen Freunden nach Petersburg zum Kaiser Nikolaus, um zu vermitteln und den Krieg verhüten zu helfen. Der Kaiser empfing sie sehr freundlich, führte sie auch in der kaiserlichen Familie ein, sodass sie alle Hoffnung hatten, ihren Zweck zu erreichen. Während sie aber mit dem Kaiser unterhandelten, kam ein Schmähartikel gegen Russland in dem englischen Blatt „Times“ und die Mission der drei Freunde scheiterte, der Krieg brach aus. Der Kaiser gab den drei Freunden ein ehrenvolles Geleite bis an die Grenze. Später erschien die Biographie Sturges. Seine Witwe sandte jedem Mitglied der kaiserlich-russischen Familie ein Exemplar; ich hatte der Königin Olga, die eine russische Prinzessin war, eines zu übergeben. Mein Freund, der spätere Professor Christlieb, war damals Hofprediger und führte mich ein. Die Königin empfing mich sehr freundlich und freute sich über das Buch. Sie erinnerte sich noch wohl des Besuches der drei Freunde und sagte, es hätte ihrem Vater damals sehr wohlgetan, Menschen zu finden, die mit ihm sympathisierten.

VIII.

Ein Jahr Erholung in der Schweiz.

Nachdem ich meine Arbeit in England abgeschlossen hatte, kehrte ich in die Schweiz zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt in Männedorf reiste ich nach Heiden im Kanton Appenzell, wo ich durch Empfehlung der Männedorfer Freunde bei der Familie Graf ein überaus gesundes, stilles, zur Erholung geeignetes Logis fand. Ich war sehr dankbar für die Stille. Nach dreizehn monatlichem Reiseleben; aber gegen meinen Willen währte die Stille nicht lange. In Heiden traf ich einen kleinen Kreis lieber, gleichgesinnter Freunde und wir hatten ein tägliches Bibelkränzchen zusammen. Der Kreis wuchs zusehends, bis das ganze Haus buchstäblich voll war, und ich oben an der Treppe stehen musste, um im ganzen Haus verstanden zu werden. Ich setzte diese Versammlungen einige Zeit fort und hatte tägliche Sprechstunden. Der Herr war sichtbar unter uns, und ohne Wollen stand ich mitten in einer gesegneten Evangelisationsarbeit. Den Namen Evangelisation kannte man damals in der Schweiz und in Deutschland noch nicht, wir nannten es tägliche Versammlungen. Als ich Heiden im März 1899 wieder besuchte, traf ich nach 33 Jahren noch Segensspuren von jener Arbeit. Die Gegner der Evangelisation haben beharrlich behauptet, ich hätte die Evangelisation den Methodisten „abgeguckt,“ nein, ich habe sie dem lieben Gott abgeguckt. Heiden ist der Ausgangspunkt meiner Evangelisationsarbeit. Dort habe ich zum ersten mal in meinem Leben erkannt, welche segensreiche Wirkung tägliche, anhaltende Predigt in der Heimat hat, und seit jener Zeit hat mich die Überzeugung festgehalten, dass unsere Zustände solche anhaltende Predigt fordern. Das glauben jetzt Tausende mit mir. Jener Aufenthalt in Heiden war also sehr wichtig für meinen Lebensgang.

Den kommenden Winter brachte ich in Basel zu als Sekretär von Herrn Inspektor Josenhans. Damit war aber auch regelmäßige Wortverkündigung verbunden. In Aarau, Kanton Argau, wurde damals das Evangelium vom Pfarrer Garron auf moderne Weise verkündigt. In einer Weihnachtspredigt sagte er: „Der Engelsgesang und die Klarheit der Nacht verschwinden uns, sie sind nur die Schale; aber der Kern bleibt.“ Es war in Aarau ein großer Druckereisaal, in dem einst Zschokkes „Stunden der Andacht“ gedruckt wurden. In diesem Saal hielt Herr Zeller aus Männedorf längere Zeit Bibelstunden. Als er wegen vieler Arbeit verhindert war, sie fortzuführen, übernahm ich sie in jenem Winter und redete wöchentlich zweimal in Aarau. Es war eine schöne Arbeit, an der ich Freude hatte; sie kam einem tiefen Bedürfnis entgegen. Das schweizerische Gesetz erlaubt die Bildung von sogenannten Minoritätsgemeinden. Wenn gläubige Glieder einer Kirchgemeinde nicht die nötige geistliche Nahrung in der Kirche finden, so haben sie das Recht, einen eigenen Geistlichen zu berufen, dessen Amtshandlungen kirchlich anerkannt werden. Sie müssen aber den Geistlichen selbst besolden. Aus jenen Versammlungen ist die jetzige Aarauer Minoritätsgemeinde hervorgewachsen, die Jahre lang von den Herren Missionaren Knecht und Stern pastoriert wurde, und jetzt von einem Enkel des berühmten verstorbenen Pädagogen Zeller in Beuggen, Herrn Pfarrer Schmutziger besorgt wird.

Später redete ich da und dort, besonders auch an Missionsfesten, und suchte nebenher meine Gesundheit noch mehr zu kräftigen. Herr Inspektor Josenhans und andere Freunde ermunterten mich, im Blick auf meine Rückkehr nach Afrika, an das Heiraten zu denken. Er begründete es mit der Bemerkung: „Du musst einen Radschuh haben.“ Von drei beachtenswerten Seiten wurde ich ohne Verabredung auf meine jetzige Frau aufmerksam gemacht, und ohne dass Menschen es machten, kam es zu einer Begegnung mit ihr, bei der sie aber keine Ahnung von meinen Gedanken hatte. Ich bat Herrn Inspektor, für mich zu werben. Er telegraphierte: „Wirb selber.“ So reiste ich an einem Samstag, den 21. Juli 1866, nach Ottenbach, Kanton Zürich, wo mein Schwiegervater, Herr Rudolf Tappolet, achtunddreißig Jahre lang Pfarrer war. Es war nichts außergewöhnliches, dass ein Missionar im Pfarrhause einkehrte, es war eine längst bekannte Missionsherberge. Pfarrer Tappolet befand sich unter den ersten Geistlichen im Kanton, die Missionsstunden hielten. Die zweitälteste der vier Töchter des Pfarrhauses war verheiratet an Herrn Pfarrer Pfisterer, Hausvater am Missionsknabenhaus in Basel.

Wenn ein Missionar an einem Samstag ein Pfarrhaus betritt, so ist eine der ersten Fragen an ihn: „Können Sie morgen für mich predigen?“ Das war auch in Ottenbach so, und ich bejahte die Frage. Bis abends spät war der Herr Pfarrer und seine Frau ganz harmlos mir gegenüber. Vor dem Schlafengehen sagte mein künftiger Schwiegervater zu seiner Frau, wir wollen doch im Jahresbericht der Basler Mission nachsehen, ob Herr Schrenk ledig sei; sie fanden, ich sei ledig, und so schönsten sie etwas Verdacht, ich möchte Werber sein. Meine künftige Frau, Bertha Tappolet, war nicht so ganz ahnungslos; ich war ihr vier Wochen vorher in Basel am Jahresfest von ihrem Schwager, Herrn Pfarrer Pfisterer, vorgestellt worden; auch hatte sie damals eine Predigt über 2. Tim. 4,7 und 8 von mir gehört. Am Sonntag Morgen predigte ich, und entschloss mich, nach der Predigt mein Anliegen zu offenbaren. Seit vier Jahren hatte ich den Herrn oft gebeten, mir eine gesunde, begabte, gebildete und bekehrte Frau zu schenken; diese hoffte ich in Ottenbach zu finden. Als ich nach dem Gottesdienst mit Herrn Pfarrer und seiner Frau allein war, bat ich sie um die Hand ihrer Tochter Bertha, die damals vierundzwanzig Jahre alt war, und fügte hinzu: ich meine nicht, ich müsse sie haben, ich wollte sie nur, wenn der Herr sie mir gebe. Tags darauf am 23. Juli bekam ich von der Tochter ein Ja mit herzlicher Zustimmung der Eltern.

So war ich denn glücklicher Bräutigam und hatte durch Gottes Gnade die Braut gefunden, die der Herr für mich bestimmt hatte und die heute nach neununddreißigjähriger Ehe noch an meiner Seite steht, wofür ich dem Herrn nicht genug danken kann. Sie wurde schon mit vierzehn Jahren ein volles Eigentum ihres Heilandes, hatte Beziehungen mit lebendigen Kreisen in Nonnenweier, Männedorf und an anderen Orten, und war vorbereitet für Missionsarbeit. Sie und ihre Schwester Marie, Frau Pfarrer Pfisterer, hatten eine Kleinkinderschule in der Gemeinde und einen Jungfrauenverein, und waren mit ihrer trefflichen Mutter des Vaters treue Gehilfinnen in aller Gemeindegemeinschaft. So durfte ich durch Gottes Gnade Glied einer Familie werden, in der die Eltern, ihre drei Söhne und vier Töchter im persönlichen Glauben an den Heiland standen. Es war eine ernste Tat, eine Tochter aus jener schönen Landschaft in das Todesland der Goldküste zu verpflanzen. Ottenbach liegt in der Nähe des Pilatus, also in einer wundervollen Gegend, in der einem die Herrlichkeit Gottes in seltener Weise in der Natur entgegentritt. Da machten die Geschwister Tappolet manchen herrlichen Ausflug auf den Pilatus, den Rigi und zu anderen interessanten Orten in der Nähe. Ich lernte damals das Heimwehlied des Schweizers verstehen:

Schön ist's in dem fremden Lande,
Doch zur Heimat wird es nie.

Ich danke aber dem Herrn besonders auch dafür, dass meine liebe Frau sich überall, wo Gott uns hinführte, leicht einlebte und getrost mit Novalis singen konnte:

Wo ich Ihn nur habe,
Ist mein Vaterland.

Unsere Verlobungszeit war keine lange, da wir bald nach Afrika abreisen sollten. Ich hatte noch viele Abschiedsbesuche zu machen, und an einer Reihe von Missionsfesten zu reden. Unter den letzteren erinnere ich mich noch gerne an das Fest in Schaffhausen, wo die ehrwürdigen Geistlichen Herr Antistes Kirchhofer und Herr Pfarrer Burkhardt noch standen, mit denen die Familie meiner Braut herzlich verbunden war, da die drei ältesten Töchter Tappolet die höhere Töchterschule in Schaffhausen besuchten, wo sie im Hause ihres Onkels, des Herrn Stadtrat Bäschlin wohnten, dessen Frau die Schwester meines Schwiegervaters war. Schaffhausen war deshalb eine halbe Heimat meiner Frau und ihrer Schwestern. Dort sah ich an jenem Missionsfeste auch zum letzten Mal die begnadigte Frau Dr. Jolberg, die Gründerin des Seminars für Kleinkinderschullehrerinnen in Nonnenweier (Baden), von der viel geistliche Anregung in das Pfarrhaus in Ottenbach kam. Noch am 25. September hatte ich auf einem Missionsfest in Guntershausen bei Darmstadt zu reden, wo damals Herr Pfarrer Huth stand, ein Verwandter des seligen Jung-Stilling. Da unsere Hochzeit schon zwei Tage nachher im Pfarrhaus zu Ottenbach stattfinden sollte, so hatte meine Schwiegermutter Angst, ich möchte zu spät kommen; ich traf aber glücklich am Abend spät vor dem Hochzeitstag ein. Es war ein liebliches Fest inmitten eines lieben Kreises von Freunden. Herr Inspektor Josenhans hielt uns die Hochzeitsrede über die Worte: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte,“ (Offb 22,13). Und mein Schwiegervater traute uns. Herr Inspektor Josenhans sagte u.a.: „Lieber Bruder Schrenk! Du musst ja nicht meinen, Du sollst das A und O sein.“ Tausendmal Gott lob! dass der Herr für mich und die ganze Kreatur A und O ist.

Wir blieben nach der Hochzeit noch wenige Tage in der Heimat, besuchten auch meine alte kranke Mutter und meine Schwester noch, um dann nach England zu reisen, wo wir noch verschiedene Freunde sahen, die mir nachher Gaben für die Mission sandten. Am treuesten unter ihnen war noch mehrere Jahre eine Damengesellschaft von Quäkern in Birmingham, die Beiträge zur Erziehung von Negerkindern gab. Auch in Liverpool hatte ich noch zu tun. Es besteht dort eine deutsche Gemeinde, in der ich s. Z. wiederholt predigte. Der Pastor war ein in der Bischöflichen Kirche getaufter und ordinierter Proselyte, der eigentümlicherweise die bischöfliche Liturgie in der Gemeinde einführte, obschon außer ihm wohl niemand in der Gemeinde bischöflich war. Ein Teil der Gemeinde wünschte einen deutschen Theologen, den ich ihnen auch verschaffte. Leider war seines Bleibens nicht in Liverpool, weil sich der damals tonangebende Mann der Gemeinde als unlauterer Mensch entpuppte.

IX.

Zweiter Aufenthalt in Afrika von 1866 – 1872.

Am 25. Oktober reisten wir ab in Liverpool, hatten eine überaus glückliche Fahrt, und landeten schon am 17. November nach nur vierundzwanzigtägiger Seereise in Christiansborg an unserer Goldküste. Einer unserer Mitreisenden war John Glover, englischer Gouverneur von Lagos, von dem wir später noch hören werden. Wir bezogen eine neue einstöckige Wohnung von Fachwerk gebaut; sämtliche Fußböden waren von Asphalt. Dieses kleine Haus wurde unter dem Eindruck des Erdbebens gebaut. Gegen Erdbeben war es allerdings sicher, weil es Fachwerk hatte. Ein einstöckiger Bau war aber verfehlt; der Europäer sollte auf der ungesunden Ebene möglichst nicht parterre wohnen. Auch der Asphaltboden war bedenklich. Von der salzigen Seeluft wurde er in jeder Regenzeit schwarzglänzend, d. h. feucht, und mein Nachfolger, Bruder Schall bekam Rheumatismus.

Schon fünf Tage nach unserer Ankunft wurde ich gefährlich krank an einem heftigen Gallenfieber, das mit tagelangem Gallenerbrechen verbunden war. Mir war ein solches Fieber nichts neues mehr, dagegen für meine Frau war es sehr beängstigend; sie fürchtete, ich werde sterben. Nach einigen Tagen legte sie sich auch an ihrem ersten Wechselfieber; keines konnte das andere pflegen. Das war ein recht schwerer, echt afrikanischer Eintritt. Der Herr half, dass ich zuerst wieder aufstehen und meine Frau pflegen konnte. Ich machte es bei ihr zur strengen Regel vom ersten Fieber an, sie im Bett zu behalten, bis das Fieber völlig vorbei war, was wesentlich beitrug, ihre Kraft zu erhalten. Ich hatte während meines ersten afrikanischen Aufenthaltes sooft keine Zeit, den Verlauf des Fiebers abzuwarten, wodurch meine Konstitution tief geschädigt wurde.

Die nächste Aufgabe war, dass meine Frau die Gajsprache lernte. Im allgemeinen eignen sich unsere Frauen die Landessprache rascher an als wir Männer, weil sie den ganzen Tag mit ihren Hausmädchen verkehren. Unter Hausmädchen darf man nicht etwa nur Dienstboten verstehen, andern Erziehungsmädchen. Als ich bei meiner zweiten Rückkehr nach Afrika die Gemeinde übernahm, war ich sehr dankbar, eine Frau an meiner Seite zu haben. Ich hatte ja schon, vom Januar 1863 an die Versorgung der Gemeinde in Christiansborg; aber wie oft waren mir die Hände gebunden, weil ich ledig war. Es gibt in einer heidenchristlichen Gemeinde so schwierige, seelsorgerliche Fragen, die nur ein verheirateter Mann gründlich behandeln kann. Denke man sich dem Heiligen Abendmahl, bei dem ich als Seelsorger mit jedem einzelnen Gemeindeglied, auch mit den Frauen und Jungfrauen zu reden und zu beten hatte. Da muss man Dinge berühren, die ein lediger Mann oft einfach umgehen muss; damit ist aber der Sache nicht gedient. Dann leben ja manche z. B. den sogenannten „Durchgang“ mit der Gemeinde vor dem heiligen Abendmahl, bei dem ich als Seelsorger mit jedem einzelnen Gemeindeglied, auch mit den Frauen und Jungfrauen zu reden und zu beten hatte. Da muss man Dinge berühren, die ein lediger Mann oft einfach umgehen muss; damit ist aber der Sache nicht gedient. Dann leben ja manche eingeborenen Mädchen mit Europäern in wilder Ehe, und einige haben auch Europäer geheiratet. Da liegt es besonders beim Mulattenmädchen sehr nahe, auf

den ledigen Missionar zu spekulieren, und während dieser vor dem Abendmahl mit ihr betet, bewegt sie vielleicht die unfrome Frage: wird er mich wohl heiraten? Das sind aber noch nicht die größten Schwierigkeiten für einen ledigen Seelsorger in einer werdenden heidenchristlichen Gemeinde, es gibt noch viel größere. Ich erinnere mich einer Zeit, in der in der Gemeinde in Christiansborg dreiundfünfzig Jünglinge, fast lauter Neger und neun Jungfrauen, fast lauter Mulattinnen waren. Neger und Mulatten heiraten sich nicht leicht. Obschon das Mulattengeschlecht seinen Ursprung meistens in wilder Ehe hat, galt es doch als der Adel, um seiner gelben Farbe willen, und die Neger galten als Proletariat. Da standen wir also vor der Kardinalgemeindefrage: woher sollen wir christliche Frauen nehmen für unsere dreiundfünfzig Jünglinge? Das Heiraten konnte man ihnen nicht verbieten, wenn man sie nicht sittlich ruinieren wollte. Fanden sie keine christlichen Mädchen; so heirateten sie heidnische, und wir bekamen eine Menge gemischte Ehen, die schon um der Kindererziehung willen ein Hauptschaden in der Gemeinde sind. Da mussten die Frauen der Missionare Hilfe schaffen, und sie taten es. Meine Frau hatte bis zu elf Mädchen im Hause, die sie erzog. Man bekam oft rechtes „Rohmaterial,“ wovon man hier zu Lande keinen Begriff hat. Für eine heidnische Negerjungfrau ist es Ehrensache, sich nur soweit zu bedecken, dass jedermann, der ihr begegnet, sofort sehen kann, sie ist Jungfrau. Da braucht man bei einzelnen oft große Energie, ihnen christliche Anschauung und Sitte beizubringen. Unsere Großmacht für die Mädchenschar war die tägliche Hausandacht.

Nach dem Gesagten begreift man, welche wichtige Aufgabe eine Missionsfrau für die Gemeinde hat, wenn in letzterer wahrhaft christliches Familienleben zustande kommen soll. Zwar hatten wir auch Mädcheninstitute, in welchen eine große Schar Töchter erzogen wurde. Aber Erziehung von Töchtern in Anstalten kann die Erziehung in der Familie nur teilweise ersetzen. Mancher Jüngling, der eine Braut hatte, gab sie viel lieber in die Familie des Missionars, als in eine Anstalt. Einzelne Missionsfreunde, denen eine „wohlfeile Mission“ Hauptsache ist, sind für das Ledigbleiben der Missionare. Ich war seiner Zeit auch sehr dafür. Die Erfahrung hat mich korrigiert. Es gibt Posten in der Mission, für die keine Frau nötig ist. Soll ein Missionar aber einer Gemeinde, oder einer Anstalt vorstehen, so gilt Bengels Wort: „Ein Bischof soll eines Weibes Mann sein,“ nicht zu verwechseln mit Pauli Wort: „Ein Bischof soll eines Weibes Mann sein,“ d. h. er soll nicht zwei Frauen haben.

Da meine Frau schon einige Sprachen erlernt hatte, so war sie in der Aneignung der Gasprache bald so weit, dass sie in Gemeinschaft mit Frau Kaufmann Rottmann, die eine eingeborene, von Herzen gläubige Mulattin war, an den Frauen arbeiten konnte, und mir eine schöne Hilfe war.

Ich selber durfte nun all meine Zeit der Arbeit an der Gemeinde und auf den Außenstationen widmen. Wir hatten im sonntäglichen Morgengottesdienst in Christiansborg immer Predigt in Englisch und in der Gasprache. Durch meinen dreizehnmönatlichen Aufenthalt in England war mein Englisch ein besseres als früher; dazu war auch bekannt, dass ich in England für das Wohl der Goldküste gewirkt hatte. Diese beiden Tatsachen trugen wohl dazu bei, dass nach meiner Rückkehr von Europa eine Anzahl englisch redende Mulatten, und mit ihnen auch ein Deutscher aus Frankfurt a. M. regelmäßig zur Predigt kamen, was sie sonst nicht getan hatten. Der Gottesdienst wurde überhaupt sehr gut besucht. Es kam aber nur bei einem von den genannten Herren, dem Schnapshändler Scharndorf, zur gründlichen Bekehrung. Er wurde nachher ein treuer Gemeindeältester. Die andern wurden wohl auch angeregt, aber sie gingen gewöhnlich nach dem Gottesdienst zu der Mätresse des englischen Majors Cochrane und tranken Champagner. Ich war genötigt, mit Macht Buße zu predigen.

Das gefiel ihnen nicht und sie kamen nicht mehr. Sie hatten aber doch wieder eine Zeitlang das Evangelium gehört, und ganz umsonst war es bei dem einen und andern nicht. Mein Landsmann, der Frankfurter, nahm bald darauf ein trauriges Ende. Er war ein sehr begabter, aber leider verbummelter Mann. In einer Nacht kam er betrunken nach Hause, fiel in sein Waschbecken und verletzte sich so stark, dass man ihn am folgenden Morgen bewusstlos in seinem Blute fand. Ich wurde benachrichtigt und besuchte ihn sofort. Während er kein Zeichen gab, dass er seine Umgebung noch verstehe, öffnete er doch vorübergehend die Augen, als ich ihm in Deutsch einige Bibelsprüche ins Ohr rief. Offenbar verstand er mich. Er starb, ohne wieder zum Bewusstsein zu kommen. Für ihn waren meine englischen Predigten der letzte Ruf zur Buße.

Auch an der Kirchenkollekte merkte man, dass ein frischerer Zug in die Gemeinde gekommen war. Wie wiederholt erwähnt wurde, spielt dort die Wasserfrage eine große Rolle. An jedem Dach haben wir deshalb Dachrinnen zum Sammeln des Wassers, so besonders am Kapellendach. Durch die salzige Seeluft wird aber alles, was aus Eisen besteht, durch Rost zerstört. So brauchten wir im Jahr 1867 für neue Kapellendachrinnen kupferne Halter, statt eiserner. Dazu steuerte die Gemeinde 459 Mk. bei. An jenem Jahr feierten wir in Christiansborg am XI. Sonntag nach Trinitatis auch das erste Erntefest, das der Gemeinde große Freude machte. Wir legten dabei von allen Früchten des Landes so auf den Altar, dass sie von der ganzen Gemeinde gesehen werden konnten, und lobeten Gott. Dieses Erntefest sollte zunächst ein Gegensatz gegen das jährliche heidnische Erntefest sein, bei dem leider Saufen und Unzucht obenan waren. Unser Erntefest war gesegnet.

Im Juni 1867 bekam ich einen neuen Gehilfen in dem Reiseprediger Paulo Mohenu, der aber nicht nur in meinem Stationsgebiet, sondern im ganzen Ga- und Krobdistrikt arbeiten sollte. Der verstorbene Missionar Hebich, selber ein Reiseprediger von Gottes Gnaden, hinterließ etwas Privatvermögen mit der Bestimmung, dass davon auf den verschiedenen Basler Missionsgebieten Reiseprediger angestellt werden sollten, lebendige Männer aus den Eingeborenen heraus, ohne Seminarbildung, die den Heiden in einfacher Weise den Heiland aus Erfahrung bezeugen sollten. An der Goldküste wurde Paulo Mohenu als der für diese Aufgabe passendste Mann erfunden, und unter meine Leitung gestellt. Er war früher Fetischpriester, und als begabter Mann verstand er es trefflich, das Volk zu betrügen; er war auch der Mörder von zwei Kindern. Gott erweckte ihn auf wunderbare Weise durch ein Traumgesicht. Er meldete sich bei Missionar Zimmermann zum Taufunterricht, bekehrte sich gründlich und wurde am 11. Oktober 1857 im Alter von etwa 48 Jahren getauft.

Erst war er Gemeindeglied und dann lange Jahre gesegneter Kirchenältester in Abokobi, in der ganzen Umgegend als lebendiger Zeuge Jesu Christi bekannt. Wohl erprobt trat er seine Reisepredigerstelle im Juni 1867 an. In der Sonntagsschule hatte er noch lesen gelernt und kannte sich mit dem neuen Testament, der biblischen Geschichte und dem Gesangbuch auf den Weg begeben. Ich sandte ihn zunächst in die Gegend des westlich von Abokobi gelegenen Maiera unter eine Ackerbau treibende Bevölkerung, mit der Weisung: Wo sie dich aufnehmen, da bleibe, bis man die Leute taufen kann. Man nahm ihn auf in Maiera, wo er über ein halbes Jahr blieb. Er fand dort bald fünfzehn Taufbewerber, meistens junge Männer, die allabendlich zu ihm kamen, um Gottes Wort zu hören. Als ich sie nach einiger Zeit prüfte, bekam ich den Eindruck, dass sie vor der Taufe nach etwas gründlicheren Unterricht bekommen müssten und sandte meinen schwarzen Gehilfen Daniel Ablo zu ihnen. Dieser war ein treuer, ernster Mensch mit Seminarbildung, Tochtermann von Paulo Mohenu. So sahen diese Taufkandidaten vor

ihrer Taufe nur diese beiden Männer Paulo und Daniel, die ihnen Anschauungsunterricht gaben, indem sie ihnen das Evangelium vorlebten. Über die erste Taufe in Maiera soll später ein Wort folgen.

Meine Hauptaufgabe im Jahr 1867 bestand in der Gemeindefarbeit in Christiansborg. Die pastorale Versorgung einer Küstengemeinde, die so viele Sünden der Europäer sieht, ist nicht leicht, sie verlangt einen ganzen Mann, der als Hirte wacht über den Seelen, Hebr. 13,17, und sie weidet. Damals hatte ich Zeit, jedes einzelne Gemeindeglied regelmäßig zu besuchen und mit ihm zu beten. Dann richtete ich drei wöchentliche Bibelbesprechstunden ein, für Männer, Jünglinge, und eine für Frauen und Jungfrauen. Diese Stunden waren sehr fruchtbar; ich verfuhr katechetisch und machte den Besuch obligatorisch. Da auch am Sonntag die ganze Gemeinde den Gottesdienst besuchte, so kam sie wöchentlich zweimal unter den segnenden Einfluss des Wortes, was zu ihrer Beseitigung diente. Mein früherer Kollege Locher hatte eine regelmäßige Allianzbetstunde mit den benachbarten englischen Wesleyanern. Diese gab ich auf, da die Wesleyanischen Weiber zu seelisch beteten und mit den Fäusten auf die Kirchbänke hieben. Ich fürchtete, unsere Leute verlieren die Furcht Gottes. Die Bibelbesprechstunden waren passender für gemeinsames Gebet: Der Herr schenkte in jenem ersten Jahr, zweiunddreißig Taufkandidaten, von denen ich neunundzwanzig taufen konnte. Man muss aber nicht meinen, dass alle diese Täuflinge eine direkte Frucht meiner Arbeit gewesen seien. Sie waren teilweise auch Frucht der Arbeit der Brüder in unsern Schulen und der Arbeit unserer eingeborenen Christen. Das geistliche Leben der bestehenden Gemeinde soll der Hauptfaktor für das numerische Wachstum der Gemeinde sein.

Ein gründlicher Taufunterricht war mir Gewissenssache, zumal für eine Küstengemeinde mit ihren vielen Versuchungen. Er schloss nicht nur Behandlung des lutherischen Katechismus in sich, sondern auch biblische Geschichte, damit die Täuflinge wussten, wer die biblischen Personen seien, die man in der Predigt erwähnte. Wir drangen auch darauf, dass die Taufbewerber lesen lernten vor der Taufe, damit sie imstande waren, Gottes Wort für sich zu lesen, Hausandachten zu halten und auf andere zu wirken. Eine Gemeinde, die nicht lesen kann, und nur auf das Hören angewiesen ist, wird in Erkenntnis, Leben und Beständigkeit immer einer Gemeinde nachstehen, die lesen und Privaterbauung pflegen kann. Was wären unsere heimatlichen Gemeinden ohne persönliches Forschen in der Schrift? In Betreff des Taufunterrichts konnten wir von unsern Wesleyanischen Nachbarn viel lernen, wie man es nicht machen soll. Sie hatten keinen geordneten, systematischen Taufunterricht. Ihre Taufbewerber kamen zur Predigt und in die Klassenversammlungen, wurden dann geprüft und getauft. Es mangelte ihnen daher gründliche Erkenntnis und die Folge war, dass sie viel mehr Rückfällige hatten als wir. Es ist Torheit, wenn man in der Taufe alles dem Heiligen Geist überlassen will; er ist kein Sachwalter für Aberglauben und Trägheit.

Über meine Erfahrungen mit den Taufbewerbern wäre viel zu sagen: man erlebt nebst viel Freude auch Täuschung. Wie schon angedeutet, bestand fast immer ein Teil der Taufkandidaten aus Schülern, was leicht zu begreifen ist. In den Missionsschulen wird Gottes Wort so reichlich getrieben, dass es nicht zu verwundern ist, wenn das Verlangen nach der Taufe in den Schülern geweckt wird. Wir freuen uns auch an jüngeren Taufbewerbern; aber manche Erfahrung an Lehrern und Katechisten, die als Schüler getauft worden waren, zeigte uns doch, dass mehr Verlass auf ältere Täuflinge ist. Man macht aber auch mit älteren Taufbewerbern verschiedene Erfahrungen. Ich hatte einen Koch, der fleißig, treu, gehorsam und reinlich war, und täglich zu meiner Hausandacht kam. (Unsere Missionsfrauen dürfen in jenem mörderischen Klima nicht kochen, wenn sie

ihre Gesundheit nicht ruinieren wollen). Man wird begreifen, dass ich diesen tüchtigen Menschen fragte, ob er den Taufunterricht nicht mitmachen wollte; er sagte Ja und kam. Am Schluss des Unterrichts erklärte er mir, er wolle mit der Taufe noch warten. Ich fing mit einer neuen Klasse Unterricht an, und er kam wieder. Nun sagte er mir aber, er könne sich nicht taufen lassen vor dem Tode seines Vaters, weil er für dessen heidnisches Begräbnis sorgen müsse. Die Heiden wurden in ihren eigenen Häusern begraben; besonders bei alten Negern kam eine Masse von Menschen zur Beerdigung. Die Männer erschienen mit ihren Gewehren und schossen in die Luft. Die Weiber kamen mit ihren Schnapsflaschen und füllten sie aus einem im Hof liegenden Schnapsfass. Vor Saufen, Schießen und Geheul hörte man kaum sein eigen Wort. – Was geschah? Der neunzigjährige Vater meines Kochs bekehrte sich auf seinen! letzten Krankenlager, ließ sich taufen und christlich begraben. Und was machte der Sohn? Er floh in den Busch vor Scham. Seines Vaters Begräbnis war eine leere Ausrede, er wollte nicht Christ werden. – Ein zweimaliger Taufunterricht und meine täglichen Hausandachten waren fruchtlos. Wir können niemand bekehren. Wie oft lächele ich, wenn die Gegner der Evangelisation mit Druckerschwärze behaupten; ich meinte die Leute in acht und vierzehn Tagen bekehren zu können. Ich weiß seit fünfzig Jahren, dass nur der Herr die Herzen öffnen kann.

Leider sollte diese regelmäßige Gemeindefarbeit nicht lange währen. An der Goldküste wird man gar zu oft durch Personalwechsel, sei es infolge von Krankheit oder von Tod, in der Arbeit gestört. Unser Generalpräses Bruder Widmann, der zugleich unser Senior war, befand sich in Württemberg zur Erholung. Am 7. November 1867 wurde ich von den Brüdern zu seinem Nachfolger gewählt. Ich bat das Komitee in Basel, mich mit diesem Amt zu verschonen; aber die Wahl wurde am 16. Januar 1868 bestätigt. Durch mein neues Amt hatte ich die Oberaufsicht über sämtliche Gemeinden, womit natürlich Visitationen und manches andere verbunden waren. – Da unsere Stationen in vier verschiedenen Sprachgebieten lagen, so war es wünschenswert für mich, bei den Visitationen wenigstens in zwei Sprachen predigen zu können. Ich bestellte deshalb einen Tschisprachlehrer, und freute mich, in den alten Gemeinden, wo es nötig war, meinen Evangelisationsgedanken verwirklichen zu können. Diese Freude auf erweiterte Predigtstätigkeit wurde bald gedämpft durch einen Pfahl im Fleisch, den ich mir auf einer Fußtour holte. Unsere Reiseverwilligung war damals beschnitten worden, sodass einem fleißigen Missionar die Hände gebunden waren. Auf der sehr heißen Ebene darf der Europäer keine zu großen Fußtouren machen, wenn er seiner Gesundheit nicht schaden will; man reist deshalb in der Hängematte. Um zu sparen, besuchte ich die Außenstation Asarebotschue zu Fuß, und marschierte fünf Stunden hin und zurück in der Gluthitze der Ebene. Die Folge war ein Herzleiden, das mir jahrelang viel Not machte. Als ich nach Hause kam, konnte ich nicht mehr liegen. Durch Gottes Gnade machte sich die Sache so weit, dass ich bald wieder arbeiten konnte. Bei solchen Erfahrungen wird man nicht begeistert für das Sparsystem. Alles Sparen, das die Gesundheit des Missionars schädigt, ist Verschwendung.

Ich hatte damals fünf Außenstationen zu besuchen. Die jüngste, Maiera, war durch meinen schon genannten Gehilfen Paulo Mohenu gegründet und machte mir große Freude. Am 15. März 1868 durfte ich die sieben Erstlinge in Maiera taufen, als Frucht der gesegneten Arbeit von Paulo. Gerne hätte ich neun getauft; aber zwei waren Sklaven von einem Mulatten Lutterodt, der in Dänemark erzogen war, aber heidnisch lebte. Er hatte viele Sklaven und war Polygamist. Er erklärte mir entschieden, er könne die Taufe der zwei jungen Männer nicht erlauben, sie würden ihm als Christen nicht mehr gehorchen. Ich tröstete sie mit der Versicherung, der Herr werde auch ihnen Bahn

machen. Es war ein schöner Sonntag Morgen, als ich in Begleitung einiger Christen nach Maiera reiste. Erst hatten wir eine etwa dreieinhalb Stunden breite Ebene zu passieren, die anfangs kahl, dann aber je länger desto mehr mit Busch und Bäumen bewachsen war. Dann kam ein bewaldeter Bergrücken und nach demselben ein malerisches Tal von einem Flüsschen durchzogen und von drei Seiten von Bergen eingeschlossen. Die Gegend ist überaus lieblich; wo man hinschaut sieht man Mais, Nams- und Pisangplantagen.

Aber noch viel herrlicher als die Landschaft erschien uns die kleine Kapelle, die die Taufkandidaten mit eigener Hand auf ihren Tauftag erbaut hatten. Ich sagte ihnen einige Zeit vor ihrer Taufe: wollt ihr Christen werden, so braucht ihr ein gottesdienstliches Lokal; das müsst ihr selbst bauen; sie bauten nicht nur dieses, sondern auch ein Pfarrhaus für ihren künftigen Seelsorger. An letzterem hatten wir nur Türen und Läden zu bezahlen. So hatte ich die Freude, sie in ihrer eigenen Kapelle zu taufen, und dann einem jeden von ihnen ein neues Testament in der Gasprache zu übergeben. Sie hatten vor der Taufe alle lesen gelernt. Es waren viele Heiden anwesend bei der Taufe. Diese hoffnungsvolle kleine Schar war von Missionsgeist erfüllt; sie zeugten vom Heiland in der Umgegend, und zwei von ihnen wurden Lehrer und einer Evangelist. Ihre zwei zurückgestellten Freunde waren traurig an jenem Tag, dass ihr Meister ihnen die Taufe wehrte. Aber ihre Traurigkeit währte nicht lange. Der Geist wirkte so mächtig in ihren Herzen, dass sie etwa sechs Wochen später zu mir kamen und erklärten: wir können nicht mehr länger warten, du musst uns taufen. Ich antwortete: das habe ich erwartet, und taufte sie am folgenden Sonntag in Christiansborg vor versammelter Gemeinde mit der Ermahnung, ihrem Herrn in allen Dingen gehorsam zu sein, soweit es nicht gegen ihr Gewissen gehe.

Am 29. Mai 1868 schenkte uns der Herr unsern erstgeborenen Sohn Immanuel, der sich zu unserer großen Freude mehrere Monate lieblich entwickelte, so lange meine Frau ihn nähren konnte. Als aber die Zahnfieber begannen und wir keine Amme hatten, arteten die Zahnfieber aus in Wechselfieber. Wir wollten grundsätzlich keine schwarze Amme, da unter Umständen doch Gefahr für ein Kind vorhanden sein kann. Allein in jenem tödlichen Klima sind die Verhältnisse stärker als Prinzipien. Wir mussten leider erfahren, dass wer ein Kind erhalten will, genötigt ist, für das ganze erste Jahr eine Amme zu halten, die durch keine künstlichen Nahrungsmittel ersetzt werden kann. Unser Kind kränkelte. Wir hofften Besserung durch einen Aufenthalt auf den Bergen; aber es wurde schlimmer. Wir verließen die Berge wieder, und auf der Heimreise nach Christiansborg starb es uns im Alter von 11 Monaten. Es war eine traurige Reise: voran wurde meine Frau in der Hängematte getragen, hinter ihr die Leiche des Kindes, und nach derselben kam ich. Ich hatte unmittelbar vorher die Dogmengeschichte von Baur in Tübingen gelesen.. Wie dankte ich meinem Gott an jenem Abend, dass ich keinen Bourschen, sondern einen biblischen Heiland hatte. Die Gemeinde erwies uns viele Teilnahme. Diese schwere Erfahrung setzte mich in den Stand, später manche Eltern trösten zu können, die in ähnlicher Lage waren.

Am 4. Juli. 1868 starb unser begabter Schlosser, Bruder R e h f u ß. Zwei Tage vorher sah ich ihn verhältnismäßig wohl. Als ich hörte, er sei krank, besuchte ich ihn sofort, und traf ihn gelb wie eine Zitrone. Er hatte das Schwarzwasserfieber, und schon war Blutvergiftung eingetreten. Sein Verlust war uns schwer. Drei Tage nach seiner Beerdigung, am 7. Juli, kehrte unser Generalkassierer, Bruder M ü l l e r, mit Familie zur Erholung nach Europa zurück und so hatte ich auch die Generalkasse für sieben Monate zu übernehmen, wodurch ich wieder zum Zusammenbrechen mit Arbeit belastet wurde. Meine erste Arbeit als Kassierer, war die Inventur der Schlosserei, mit der eine kleine Eisenwarenhandlung verbunden war, damit unser schon genannter Wagner, Bruder

Klaiber, die Schlosserwerkstatt übernehmen konnte. Nicht lange nach der Übernahme derselben starb Klaibers Frau.

In der Gemeindegarbeit in Christiansborg hatte ich in jenem Jahr eine schwere Erfahrung: einer unserer Kirchenältesten, Schreiner Mose Lomo, hatte eine kinderlose Frau. Kinderlos zu sein gehört bei den Heiden zur größten Schmach, sie schätzen Kinderreichtum sehr hoch. Natürlich suchen sich die Heiden bei unfruchtbaren Frauen auf einfache Weise zu helfen: der Mann nimmt eine zweite Frau, womit nicht immer gesagt ist, dass er dann Kinder bekommt. Lange Zeit plagten die heidnischen Verwandten unsern Mose Lomo, er solle eine zweite Frau heiraten. Leider gab er endlich nach und wir mussten ihn aus der Gemeinde ausschließen.

Eine ähnliche Erfahrung machte ich in demselben Jahr 1868 in Odumase im Krobodistrikt, wo ich am 16. Oktober Generalvisitation hatte. Es war uns schon lange ein Rätsel, warum es mit der Gemeinde in Odumase nicht mehr vorwärts ging. Bei der Visitation wurde mir mitgeteilt, dass unser dortiger Gemeindegehilfe Peter Nysako, ein Königssohn, im Geheimen zwei Frauen habe. Die Gemeinde wusste es, aber weil er ein Prinz war, wagte es lange Zeit niemand, diesen Bann, der die Entwicklung der Gemeinde hinderte, aufzudecken. Auch ihn mussten wir ausschließen. O, wie viel haben uns solche Fleischessünden immer wieder Not gemacht; sie sind Satans Großmacht in der Heidenwelt.

Es wird überraschen, dass ich bisher nicht von Straßenbau geredet habe. Leider kann ich überhaupt nicht viel darüber reden, weil uns der Mann für diese schwere Arbeit fehlte. Es handelte sich zunächst um Feststellung einer Linie von ca. zwölf Kilometern von Abokobi nach Aburi, das Akwapemgebirge hinan. Missionar Laible, Klaiber und ich fanden eine Linie mit sieben Prozent Steigung; aber es war niemand da, der Zeit hatte die Arbeit auszuführen, und so musste auch für diese wichtige Aufgabe die Zeit kommen, in der die englische Regierung durch ihr Interesse genötigt war, den Straßenbau in die Hand zu nehmen, ähnlich, wie bei der Sklavenbefreiung.

Da ich im Jahr 1868 wieder so vielerlei Ämter hatte, so kam die Gemeindegarbeit und die Pflege der Außenstationen wieder zu kurz. In Christiansborg hatte ich in jenem Jahr nur zwölf Taufen. Die Zeit vom Januar 1868 bis Juni 1869, glich sehr der schlimmen hinter mir liegenden Zeit im Jahr 1862, was Überbürdung mit Arbeit anbelangt, besonders in der Zeit als ich die Kasse wieder hatte. In einem Stück war ich aber doch besser daran als früher, ich hatte jetzt die Pflege meiner Frau und auch Rücksichten gegen meine Frau. Ich durfte nicht wie in früheren Jahren in einer Woche zwei und drei Nächte fast ganz durcharbeiten; doch kam ich ohne Nacharbeit nicht durch, und darum auch nicht ohne Schaden für meine Gesundheit. Es stellte sich wieder Fieber mit heftiger Leber- und Milzentzündung ein. Energisches Eingreifen des englischen Arztes beseitigte aber die Gefahr in zwei Tagen. Der liebenswürdige Herr Doktor setzte aber seine Besuche fort und ich meinte, er wolle Hausfreund werden. Wie staunte ich, als mir dieser Herr nachher eine Rechnung von über 400 Mark sandte. So ein einziger Fall wäre Veranlassung genug gewesen, um einen Missionsarzt zu bitten. Wir hatten aber nicht nur diesen einen Fall. Unsere Station Abokobi hatte keine ebenen Dächer zum Wasser sammeln; man war deshalb genötigt einen Brunnen zu graben. Dieser hatte neunzig Meter Tiefe und so wurde das Wasser durch eine Maschine heraufgeschafft, die zwei Kammräder hatte. Ein Neger brachte seine Hand in diese Räder und sie wurde ihm zerquetscht. So kam er zu uns, als wir am Mittagessen saßen. Natürlich sandten wir ihn sofort zum englischen Arzt, um sein Leben zu retten. Das Abnehmen dieser Hand kostete 700 Mark. Ein anderes Mal schoss

ein englischer Soldat einen christlichen Negerjüngling aus Spaß, und verwundete ihn in der Nierengegend tödlich. Ich wurde gerufen, und als ich die Gefahr sah, sagte ich, ruft sofort den Arzt. Dieser kam und seine erste Frage war: Wer ruft mich? Das heißt auf gut deutsch: Wer bezahlt mich? Ich antwortete: „Herr Doktor, ich befahl, Sie zu rufen, aber bezahlen kann ich Sie nicht, denn ein Soldat hat auf den jungen Mann geschossen.“ Darauf verband er ihn leichtfertig, ließ ihn liegen und kam nicht wieder. In unserer Not gingen wir zu ihm und baten ihn, er möge sich doch des armen Verwundeten annehmen. Seine Antwort war: „Tragt ihn in meine Nähe und bezahlt mir für jeden Besuch zehn Mark. Dann will ich nach ihm sehen.“ Wir taten es; aber der Patient starb. – Ich rechnete aus, dass allein unsere Station Christiansborg, deren europäisches Personal zuweilen bis dreizehn Personen zählte, die in ungesunden Jahren oft ein Lazarett darstellten, seiner Zeit in zehn Jahren 8121 Mark an die Ärzte zahlte, und doch riefen wir sie nur in der Not. Gott sei Dank! dass wir jetzt Missionsärzte haben für Europäer und Neger.

Am 15. Januar 1869 kam Missionar Walker von Basel in Christiansborg an, der vorläufig mein Gehilfe sein sollte. Ich war ihm sehr dankbar dafür. Er nahm mir zunächst einen Teil der Kassiererarbeit ab, und am 19. Februar konnte ich ihm die Kasse ganz übergeben. Dadurch wurde ich freier für das Generalpräsidium und die Gemeindegemeinschaft. Es sollte aber nicht lange währen, bis meine ganze Stellung eine einfachere wurde. Durch einen Privatbrief von Basel vernahm ich, dass unser früherer Generalpräses Bruder Widmann sich erholt habe, und wünschte, in Übereinstimmung mit dem Komitee in Basel, das Generalpräsidium wieder zu übernehmen. Die Pietät gegen den alten, verdienten Bruder veranlasste mich, am 20. Januar 1869 nach Basel zu schreiben, ich sei bereit, das Präsidium an Bruder Widmann abzugeben, müsse aber ausdrücklich bemerken, dass ich die Generalkasse nicht mehr übernehmen könne, ohne mich selbst aufzugeben. Die Antwort war: Bruder Widmann sei zum Generalpräses ernannt und ich zum verantwortlichen Generalkassierer mit einem Gehilfen.

Diese Antwort war für mich fast das Schwerste, was mir begegnen konnte. Ich stand damals im achtunddreißigsten Jahr und hatte volle innere Gewissheit, von Gott zur Verkündigung des Evangeliums berufen zu sein. Fünf Jahre lang, von 1859 bis 1864 hatte ich immer wieder gebeten, mich von der kaufmännischen Arbeit frei zu machen; es war umsonst. Jetzt stand ich ein zweites Mal auf dem Arbeitsfeld und sollte Kassierer bleiben in einem Lande, in dem die Arbeitszeit überhaupt so kurz ist, besonders für die Brüder, die wie ich auf der ungesunden Ebene stationiert waren. Zwar sollte ich einen Gehilfen bekommen; aber ich wusste ja aus Erfahrung, was ein Gehilfe bedeutet auf einer Station, wo Krankheit und Tod immer wieder die Reihen lichten. Die Gemeinde und die Außenstationen hätte ich ja auch behalten müssen, und wäre somit nie aus der Arbeitsüberbürdung herausgekommen. Ich hatte aber früher zur Genüge erfahren, welche Gefahren im Tropenklima für Leib und Seele mit Arbeitsüberbürdung verbunden sind. Der Herr lässt uns stecken, wenn wir uns selber unmäßig belasten und belasten lassen, ohne absolute Not. Zudem verliert die Arbeit an Wert, weil Ruhe und Gründlichkeit fehlen. Man muss es erfahren haben, was es heißt, wenn man als Lasttier immer wieder Fieber bekommt, Leber und Milz anschwellen, und man allmählich eine Leberbrille bekommt, durch die man die Dinge ansieht, und dabei in verantwortungsvollen Ämtern stehen soll. In solcher Lage kann auch der innere Mensch nicht gedeihen. Unter der Überbürdung, unter der ich vom Juli 1868 bis Februar 1869 stand, fing meine Gesundheit wieder zu wanken an.

Es war mir daher klar, dass ich die mir zugedachte Stellung als Generalkassierer nicht übernehmen könne, umso weniger, als ein Kaufmann für den Posten in Aussicht war. Mein

Lebensgang in den letzten fünfunddreißig Jahren hat es bestätigt, dass Gott mich zur Verkündigung des Evangeliums berufen hatte. Mit dieser inneren Gewissheit trat ich aus dem Ausschuss der Generalkonferenz aus, indem ich das Generalpräsidium an Missionar Widmann abgab, und die Generalkasse in den Händen von Missionar Walker beließ. Nun konnte ich, frei von diesen beiden Ämtern wieder ganz, der Gemeinde und den Außenstationen leben, und die Nacharbeit hörte auf. Jenes Jahr war reich gesegnet; ich durfte anno 1869 zweiundvierzig Seelen taufen. Den interessantesten Zuwachs erhielt damals die Gemeinde durch die Wiederaufnahme eines alten Mulatten Lorenz Richter. Er wurde vor zirka 39 Jahren von dem seligen Missionar Henke getauft. Unsere ersten Missionare, soweit sie die Küste nicht verließen, starben alle rasch. Henke machte am 4. Januar 1829 seinen ersten Eintrag in das Taufregister und am 28. August 1831 seinen letzten. Lorenz Richter war viele Jahre von der Gemeinde ausgeschlossen; ich besuchte ihn und dachte, er hätte seinen einstigen Taufunterricht ganz vergessen. Wie staunte ich als ich fand, dass er in der Abendmahlslehre ganz genau Bescheid wusste und mir sagte: So hat mich Herr Henke gelehrt. Am 3. Oktober durfte ich ihm das heilige Abendmahl reichen und am 21. Oktober entschlief er. Ich freute mich von ganzem Herzen, eine Frucht der Arbeit eines längst heimgegangenen Bruders zu finden. Der eine säet, der andere erntet, und beide werden sich freuen am großen Erntetag.

Das Jahr 1870 war für unsere Mission an der Goldküste ein schweres Jahr. Einen Bruder meiner Station musste ich heimsenden, weil er nicht aufrichtig war. Dann war das Land voll von Kriegsgeschrei. Durch den völlig verfehlten Feldzug der Engländer gegen die Asanteer im Jahr 1863/64 wuchs den letzteren der Kamm; sie überschritten im Anfang des Jahres 1869 den Fluss Volta und fielen ein in das nicht unter englischer Schutzherrschaft stehende Gebiet der Akwamer und Angloer, die sich im geheimen verbündeten mit den Afanteern. Erst wollten sie das östliche Gebiet vom Volta unterwerfen und dann das westliche, in dem unsere meisten Stationen liegen. Leider lag unsere Station Anum östlich vom Volta, und am 6. Juni 1869 stand eine Afantearmee von 12.000 Mann nur noch zwei Stunden entfernt von dieser Station, auf der Bruder Ramseyer mit Frau und Kind mit dem ledigen Bruder Kühne sich befand. Da unsere Brüder nichts mit dem Krieg zu tun hatten, so flohen sie nicht, sondern blieben auf ihrer Station. Am 12. Juni überfielen die Asanteer die Station, zerstörten sie, nahmen die Missionare gefangen und schleppten sie auf grausame Weise nach Kumase. Das Kind starb auf dieser schrecklichen Reise.

Die Stämme westlich vom Volta waren von alter Zeit her Feinde der Asanteer, mussten also mit den Regierungstruppen in das Feld ziehen und kämpfen. Der gegenwärtige Hererokrieg zeigt es wieder, wie es unter den Eingeborenen zugeht in Kriegszeiten. Dass in solchen Verhältnissen eingeborene Christen in außerordentlicher Gefahr stehen, ist klar. Wir entschlossen uns daher, aus unsern Christen eine eigene Kompanie zu bilden mit christlichem Kommando und mit Begleitung von zwei farbigen Feldgeistlichen, von denen der eine, Carl Reindorf, mein Viktor, auch etwas von der Medizin verstand. So wehte zum ersten mal die Fahne des roten Kreuzes auf dem Kriegsschauplatz der Goldküste. Am 4. April hielt ich zum Abschied noch eine Ansprache an sie. Die Bildung dieser Kompanie hat sich als sehr praktisch erwiesen; sie hatten Disziplin im Feld, blieben dadurch vor mancher Not bewahrt, und was die Hauptsache ist, sie wurden vor heidnischem Einfluß gesichert, sie hatten tägliche Andachten.

Für uns deutsche Missionare an der Goldküste war das Jahr 1870-71 ein wunderbares Jahr. Wir hatten Krieg und Kriegsgeschrei in nächster Nähe und aus der Heimat brachte uns jeder wöchentliche Dampfer Nachrichten über den deutsch-französischen Krieg. Wir trauten unsern Augen kaum, wenn wir die Siegesberichte unserer deutschen Armee lasen.

Unsere Stellung an der Küste wurde mit einem Schlag verändert. Ein großer Teil von uns Basler Missionaren sind Württemberger. Fragte man uns vor 1870 nach unserm Vaterland und wir nannten Württemberg, so galten wir nichts; denn was war Württemberg? Auf einmal nannte man uns „Deutsche.“ Die Gesichter der Engländer waren verblüfft über unsere Siege. Wir Deutsche in der Ferne hatten damals den tiefen Eindruck, dass Deutschland gegen eine katholische Macht kämpfe, und es ein Krieg sei für die Existenz unserer evangelischen Kirche. Die Entwicklung der römischen Kirche seit 1870 hat diese Anschauung bestätigt. Was wäre aus der deutsch-evangelischen Kirche geworden, wenn Napoleon gesiegt hätte? – Es wäre ihr ähnlich ergangen wie der Goldküste, wenn die Asanteer gesiegt hätten. Was wir von letzteren zu erwarten gehabt hätten, konnten wir an unsern gefangenen Missionsgeschwistern sehen.

Vom 12. Juni 1869 bis zum 28. Juli 1870 hatten wir keine sichere Kunde mehr von ihnen. Ende Juni 1870 war ich mit meiner Frau auf der Akwapemstation Aburi zur Erholung. Am 29. Juni schenkte uns der Herr dort unsern jetzigen ältesten Sohn Theodor, den ich am 4. Juli taufte. Am 5. Juli wurde ich von unserm Generalpräses mit Bruder Eisenschmidt nach Begoro, an die Akemgrenze von Asante abgeordnet, um wenn möglich mit den gefangenen Missionaren Verbindung anzuknüpfen. Das war damals von Begoro aus möglich. Die Asanteer bezogen alle Munition, alles Salz und allen Branntwein von der Küste. Da aber die Engländer die Küste blockiert hatten, so waren die Salzpreise in Asante zu unerschwinglicher Höhe gestiegen. Begoro stand noch unter englischem Schutz, aber seine Bewohner konnten der Versuchung zum Salzschnuggel nicht widerstehen, weil sie hohe Summen daran verdienten. So kamen Boten vom Asantekönig in Kumase nach Begoro, das unter dem Kyebikönig stand.

Unsere Reise ging zunächst nach Kyebi. Da wir Regenzeit hatten, war das Reisen sehr beschwerlich. Die erste Nacht brachten wir im Urwald zu in unsern Hängematten, die wir an Bäumen befestigten. Unsere Träger lagerten sich um uns her und unterhielten die ganze Nacht ein Feuer, um Leoparden zu verscheuchen, die uns einen Besuch hätten machen können. Für einen Küstenbewohner ist es bei trockener Witterung ein Vergnügen, durch den Urwald zu reisen, und die Baumriesen und großartigen Schlingpflanzen zu bewundern. Eine Straße gibt es im Urwald nicht, sondern nur schmale, ausgetretene Fußpfade, die in der Regenzeit mit Wasser gefüllt sind. Als der Morgen graute, brachen wir auf nach der Missionsstation Kukurantumi. Stundenlang sahen wir kein lebendiges Wesen, und es war gut, dass wir von niemand gesehen wurden; denn wir waren über und über beschmutzt von beständigem Hüpfen über den mit Wasser gefüllten Fußpfad. Wie froh waren wir, in Kukurantumi ein gutes Nachtquartier zu finden und unsere Kleider waschen zu können! Tags darauf setzten wir unsere Reise fort nach Kyebi der Hauptstadt von Akem. Bäche waren zu Flüsschen angeschwollen, und wir mussten uns auf den Achseln unserer Träger hinüber tragen lassen. Trotz aller Reisebeschwerden kamen wir wohlbehalten in Kyebi an.

Der König empfing uns, umgeben von seinen Ältesten, in großer Versammlung. Es war sehr aufregend durch unser Vorhaben in Begoro mit seinen Feinden den Asanteern, zu verkehren. Zur Reise nach Begoro mussten wir seine Erlaubnis haben. Ich erschien mit zwei Polizisten, einem Brief und einem Geschenk von 200 Mark vom englischen Gouverneur, wodurch er den König bestimmen wollte, uns nach Begoro ziehen zu lassen.

Der König wollte uns aber nicht ziehen lassen. Er verstand gar nicht, wie der Gouverneur uns nach Begoro gehen ließ, um mit den Feinden der Engländer und den Feinden von ihm, dem Kyebikonig, zu verhandeln. Er konnte nicht unterscheiden zwischen

Politik und Bemühung um die Gefangenen. Wir gingen trotz des Königs am 18 Juli nach Begoro, wo wir in großer Volksversammlung empfangen und freundlich behandelt wurden. Am 28. Juli kamen vier königliche Boten des Asantekönigs mit andern Boten an, und wir bekamen das erste Lebenszeichen von unsern Gefangenen. Es war aber den Boten nicht darum zu tun, uns Nachrichten zu bringen; sie alle wollten Salz und andere Waren. Wir durften ihnen nach dem Gesetz keine Waren verschaffen; doch taten wir, was wir konnten.

Während wir aber mit den Asanteern unterhandelten hatten die Gaer, unter denen ich arbeitete, ein Gefecht mit dem Asanteheer, und der Anführer der Gaer, Domprä fiel. Infolgedessen flohen sie und kehrten heim. Wollten wir keine Verräter sein, so mussten wir Begoro verlassen. Wir sandten dem König von Kumase eine Last Salz und zwei Kleider als Zeichen unserer Freundschaft, und unsern gefangenen Geschwistern machten wir eine Last Kleider und Teppiche zurecht. Unser Besuch in Begoro hatte weitere, gesegnete Folgen. Der Ort gefiel uns sehr gut. Die Bevölkerung, besonders auch der weibliche Teil war kräftig und frisch, während wir auf der Ebene schwächliche, abgelebte Weiber sahen. Ihre Beschäftigung ist Ackerbau; abends sahen wir etwa 250 Schafe auf der Straße. Die Lage von Begoro ist gesund, es liegt zirka 500 Meter hoch; dazu hat es gutes Quellwasser. Wir empfahlen es als Missionsstation, was es Gott lob! auch seit Jahren ist.

Sofort nach Abzug der Asanteboten begaben wir uns am 3. August aus die Heimreise. Da wir in Begoro ungenügende Nahrung hatten, war ich nicht wohl bei der Abreise, und als wir abends nach siebeneinhalb Stunden Asiakwa erreichten, brach bei mir heftiges Fieber aus, das durch das dürftige Nachtquartier nicht besser wurde. Am andern Morgen trugen sie mich schwer krank nach der vier Stunden entfernten Missionsstation Kyebi, wo ich vier Tage lang gepflegt wurde. Da aber die Männer meiner Gemeinde aus dem Kriege heim gekommen waren, so war meine Anwesenheit in Christiansborg durchaus nötig, und obschon ich mich noch sehr schwach fühlte, reisten wir am 9. August weiter. Am 10. August hatten wir das ziemlich steile Akwapem-Gebirge zu besteigen, und ich war genötigt, zu Fuß zu gehen, obschon mir die Kraft hierzu fehlte. Völlig erschöpft kam ich oben an, erkältete mich etwas, und hatte von der Stunde an einen bedenklichen Lungenkatarrh, der vier Jahre später mit Veranlassung wurde, dass ich nicht wieder nach Afrika zurückkehrte. Auf meiner Station angekommen, fand ich mit dankbarem Herzen, dass unsere christlichen Männer im Kriege keinen Schaden gelitten hatten. Frieden hatten wir aber noch lange nicht. Davon konnte man erst reden, und auch dann nicht endgültig, als der englische General Sir Garnet Wolseley am 6. Februar Kumase, die Hauptstadt von Asante zerstörte. Doch konnte ich jetzt die Gemeindearbeit ruhig weiter führen.

Es war ein großer Übelstand, dass mir für die wöchentlichen Bibelbesprechstunden ein passendes Lokal fehlte. Ich dachte nun im Ernst an den Bau eines Saales im Kapellenhof. Geld hatte ich keines. Ich teilte den Gedanken der Gemeinde mit, und sie ergriff ihn mit Freuden. Die ganze Gemeinde, Männer, Jünglinge, Frauen, Jungfrauen und Kinder arbeiteten mit mir; wir alle legten Hand an. Es war rührend, Mulattenfrauen Steine tragen zu sehen, die von den Männern gebrochen waren. Geld sammelten wir auch; unter andern schenkte mir der Gouverneur 200 Mark, sodass nach kurzer Zeit ein schöner, hell beleuchteter Saal dastand, durch den die Gemeindearbeit wesentlich gefördert wurde, und von dem die Gemeinde sagen konnte: „Den haben wir gebaut.“

Auch auf der Außenstation Täschi fing der langjährige Bann an zu brechen, ich konnte mit zwei hoffnungsvollen Männern den Taufunterricht beginnen. In Christiansborg waren

wieder eine Reihe von Taufkandidaten. Gegen Ende des Jahres 1870 entschloss ich mich, in die Hauptfetschburg der ganzen Gegend, in die Stadt La einzudringen, die nur dreiviertel Stunden von Christiansborg entfernt ist. Von La konnte man sagen, wie einst von Pergamus: „Da des Satans Stuhl ist.“ Es waren dort eine Schar Fetschpriester und Priesterinnen, wahre Höllenknechte, sodass es uns Jahrzehnte lang nicht gelang eine Bresche in diese Teufelsfestung zu legen. Straßenpredigt hatten die Laer schon viel gehört. Bekehrte sich aber jemand, so ließ er sich nicht in La taufen, sondern auf einem Plantagendorf bei Abokobi, wo er den Hass der Fetschpriester weniger zu fürchten hatte. In La selbst hatten wir jahrelang nur eine christliche Frau, die treue Salome, die einst von Missionar Steinhauser geheilt worden war. Ihren Mann Awuletse musste ich neun Jahr lang auf die Taufe warten lassen, bis ich endlich durch sein Tragen der Schmach Christi überzeugt war, er sei aufrichtig geworden. Dieses Ehepaar waren nach vierzigjährigem Besuch der Stadt La die einzigen dortigen Christen. Das konnte nicht so bleiben.

Im Anfang des Jahres 1871 gelang es mir, ganz in der Nähe der Stadt, ein schönes, großes Stück Land zu kaufen als Bauplatz für ein Schulhaus und eine Kapelle. Nachdem das Dokument unterzeichnet und das Land bezahlt war, ließ ich den Kauf registrieren im englischen Gerichtshof in Jamestown. Es war unter den Lachristen, die auf den Plantagendörfern wohnten, große Freude über diesen Kauf, und sie versprachen mir, freiwillig Steine zu brechen. Auch die Abokobi-Christen, wie die Christiansborger wollten mithelfen. Ich ließ den Bauplatz abstecken, die Grabarbeit beginnen, um das Fundament zu legen, wozu die Steine bereit auf dem Bauplatz lagen. Da schwur der Hauptfetschpriester in La: „Es darf nicht gebaut werden.“ Er bot seine Leute auf, und sie trugen die Steine alle fort vom Bauplatz und verunreinigten den letzteren. Diesmal hatte sich der Teufelsknecht aber verrechnet; es kam mir gut, dass der Landkauf im englischen Gerichtshof eingetragen war. Wir hatten damals einen ausgezeichneten, christlichen englischen Richter, er war ein geborner Schotte. Er wollte keine Winkeladvokaten im Gerichtshof sehen, wie das bisher üblich war, sondern sagte den Negern: „Kommt selbst und bringt eure Sache vor; ihr könnt euer Geld ebenso gut in die See werfen, als es den Advokaten geben.“ Ein solcher Mann war für uns eine Erlösung, denn früher gingen wir mit Angst in den Gerichtshof. Ich klagte den Fetschpriester an, und wir wurden infolgedessen vorgeladen. Der Priester kam mit einem ganzen Heer, und erklärte vor dem Richter: „Lieber schneide ich mir den Hals durch, als dass ich den Missionar bauen lasse.“ Der Richter blieb ganz ruhig, und nach gründlichem Verhör diktierte er dem Priester eine Strafe von 640 Mk. Das wirkte vollständig. Nun kam eine Gesandtschaft vom Priester zu mir mit der Bitte, ich möge helfen, dass das Urteil rückgängig gemacht werde, er wolle mir jetzt selber bauen helfen. Meine Antwort war: wir haben dir von jeher nur Liebe erwiesen; nachdem du dich so benommen, traue ich dir nicht. Er musste bezahlen, der Widerstand war gebrochen, und wir konnten bauen. Das war ein großer Sieg über diesen Satansknecht.

Am 4. April 1871 machte ich eine Reise nach Cape Coast, um den Generalgouverneur von Sierra Leone und unsern Gouverneur zu sprechen wegen der gefangenen Missionare. Es handelte sich damals um ein Lösegeld von 200.000 Mk. Die Stellung der Regierung war nicht leicht, weil unsere Missionare außerhalb des englischen Protektorats gefangen genommen und keine britischen Untertanen waren. Unser Gouverneur tat aber was er konnte. Erzwingen ließ sich bei dem Unverstand und der Verschmitztheit des Asantekönigs gar nichts. Man musste Geduld haben, bis endlich am 21. Januar 1874 die Gefangenen unter dem Hochdruck des nahenden britischen Heeres ohne Lösegeld frei wurden.

Es war mir damals interessant die Arbeit der wesleyanischen Missionare in Cape Coast etwas näher kennen zu lernen; ich logierte im Missionshaus, wo ich einen älteren Superintendenten, einen erfahrenen, begabten Mann, mit einem jüngeren europäischen Missionar traf; beide machten mir einen recht guten, nüchternen Eindruck. Der Superintendent war im Begriff nach England zurückzukehren. Ich hörte seine Abschiedspredigt über die Rechtfertigung durch den Glauben. Es war ein ruhiges, klares, entschiedenes Zeugnis. Ihre Abendmahlsfeier an jenem Abschiedssonntag war recht feierlich: erst hatten sie ein Liebesmahl, das aus Wasser und Bisquit bestand. Während der Abendmahlsliturgie kniete die ganze Gemeinde und der Superintendent verlas die zehn Gebote. Nach jedem Gebot bat die Gemeinde um Vergebung ihrer Sünden gegen das betreffende Gebot. – Wir hatten ja eine halbe Stunde von Christiansborg in Jamestown auch eine wesleyanische Gemeinde, die aber nie europäische Missionare hatte. In Cape Coast bekam ich den Eindruck, dass jene Gemeinde unter europäischer Leitung doch besser gedieh, als die Gemeinde in Jamestown unter eingeborener Leitung. Das Eigentümliche und gewiss nicht nachzuahmende bei dieser wesleyanischen Mission war, dass vom Jahr 1835 bis zum Jahr 1870 nicht ein europäischer Missionar die Landessprache lernte und alle Arbeit durch Dolmetscher getan wurde, während alle Basler Missionare die Landessprache lernten, die Bibel in zwei Sprachen übersetzten und sämtliche Gemeinde- und Schulbücher in der Landessprache verfassten. Wir wurzelten darum viel tiefer im Volk als unsere Nachbarn, hatten auch ein Predigerseminar, mit geordneten Elementar- und Mittelschulen, während die Wesleyaner nur eine englische Elementarschule hatten.

Als ich in Cape Coast Castle eines Morgens am Meeresstrand spazieren ging, kam ein Druck mit dem Gefühl über mich, meine Frau sei in großer Not. Ich betete ernstlich und wurde ruhig. Nach einigen Tagen kehrte ich heim und fand dass mein Gefühl richtig gewesen war: Unser ältester Knabe Theodor war so krank gewesen, dass man wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens hatte. Der Herr half in Gnaden, und ich traf ihn außer Gefahr.

Am 28. Juni 1871 durfte ich in Christiansborg wieder neunundzwanzig Seelen taufen und am 4. Juli taufte ich in Täschi zwei angesehene Männer. Der eine war der große stattliche Laye, ca. vierzig Jahre alt, ein Negeroffizier. Die Neger haben nämlich für Kriegszeiten auch ihre militärische Organisation, und somit Offiziere verschiedenen Grades. Dieser Laye hatte früher im Dienst von unserm Missionsbaumeister Laible gestanden und hatte von ihm tägliche Andachten mit seinen Arbeitern gehört. Der gute Same, der da in sein Herz kam, schien lange verschüttet zu sein, aber endlich ging er doch auf, als er meine Predigt hörte. Weil er ein angesehener Mann war, so kamen sämtliche Stadtväter zu seiner Taufe, und ich dankte Gott an jenem Sonntag, dass endlich der Bann, den der elende Akrong auf unser Werk gebracht hatte, gebrochen war. Der zweite Täufling, Timoteo Ama, ca. fünfunddreißig Jahre alt, war ebenfalls angesehen, er hatte ein Anrecht auf den Stuhl des Täschihauptlings. In seiner Jugend besuchte er unsere Missionsschule; war also nicht ohne Erkenntnis. Er schien aber wieder ganz Heide geworden zu sein, half auch einmal unsern Paulo Mohenu mit Steinen bewerfen. Sein Beruf war Bootsmann. Er machte im Dienst von europäischen Schiffskapitänen größere Reisen an der Küste entlang. Einmal war er wieder auf einer solchen Reise mit einem Freund, der ein eifriger Verehrer des Fetisches war. Als solcher trank er täglich geweihtes Fetischwasser zur Bewahrung. Eines Tages rollten diese beiden Freunde Palmölfässer an das Ufer, um sie nachher im Boot an das Schiff zu bringen. Dieser eifrige Fetischdiener wurde aber von einem Fass zerquetscht, sodass ihm das Blut aus Mund und Nase herausfloß. Tief erschüttert stand Ama an der Seite seines sterbenden Freundes, den der

Fetisch nicht bewahren konnte. Auf jener Unglücksstelle gelobte er Gott, wenn Er ihn glücklich wieder heim bringe, so wolle er sich bekehren und sich taufen lassen. Er kam glücklich zurück, hielt sein Wort und konnte nach empfangenem Unterricht getauft werden. Auch bei ihm ging der Same auf, der in der Jugend in sein Herz gesät war. Er war noch ledig.

Bei Abraham Laye hatte ich den Schmerz am Tag, dass ich seine Frau und Kinder nicht mit ihm taufen konnte. Die heidnischen Neger an der Goldküste haben, Gott sei Dank! auch eine gewisse Ordnung im Heiraten, die einen sittlichen Zaun bildet. Will einer ordentlich heiraten, so hat er eine Morgengabe von ca 180 Mark zu bezahlen, dann gehören die Frau und die Kinder ihm. Er kann aber auch die Hälfte dieser Morgengabe zahlen hat dann aber kein Recht an die Kinder, diese sind Eigentum der Familie ihrer Mutter. Laye hatte nur die Hälfte dieser Morgengabe bezahlt, und darum hatte er auch kein Anrecht an seine Kinder. Oft versuchte er die volle Morgengabe zu zahlen, aber seine Schwiegereltern nahmen sie nicht an, weil die Kinder, ich glaube es waren fünf mehr Wert hatten als neunzig Mark. Das ist ein Stück Heidentum.

Am 14. Juli schenkte uns der Herr unsern dritten Sohn Paul, der leider frühe vom Fieber zu leiden hatte. Ich selbst fühlte auch mehr und mehr die Notwendigkeit einer europäischen Erholung. Bei meiner Frau stellte sich chronische Dysenterie ein, so dass für sie eine Rückkehr in die Heimat unumgänglich nötig war. Im ganzen ertrug sie das Klima sehr gut. Im ersten halben Jahre hatte sie einige starke Fieber; nachher konnte sie aber vier Jahre fast ungehindert arbeiten, bis im letzten Jahr die heimtückische Dysenterie eintrat, die ihre Kraft sehr schwächte. Vor unserer Abreise durfte ich noch fünf Seelen taufen und zwanzig standen im Konfirmandenunterricht. Die Rückkehr nach Europa war uns nicht leicht; wir genossen viel Liebe in der Gemeinde, und hatten Freude an unserer Arbeit. Zum Abschied schenkte mir die Gemeinde noch ein goldenes Papiermesser mit der Inschrift: Bleibe bei uns. (Luk. 24,29) In Europa glaubt man fast allgemein, der Missionar an der ungesunden Goldküste brauche zunächst nur wegen seiner Gesundheit öftere Erholung. Das ist nicht ganz richtig. Gerade in jenem schlimmen Klima erfährt man, wie innig Leib und Seele zusammenhängen. Durch die vielen Fieber wird das Nervensystem wie auch Leber und Milz mitgenommen. Man wird daher leicht gereizt, empfindlich und unklar im Urteil, was einem nachher sehr zur Demütigung wird. Pauli Wort: Auf dass sich kein Fleisch rühme; wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn, ist ein treffliches Wort für einen erholungsbedürftigen Missionar an der Goldküste.

Anfangs Mai verließen wir die Küste, und fuhren mit einer farbigen Familie über England nach Basel. War unsere Seereise im Oktober 1866 eine sehr angenehme, da wir ganz wie die Engländer behandelt wurden, und damals noch keine Kinder hatten, so war unsere Rückreise äußerst unangenehm und beschwerlich. Ist eine Seereise mit Kindern überhaupt mühsam, so war sie es für uns doppelt, weil der jüngere unserer zwei Knaben krank war und auf dem Schiff keine passende Nahrung fand. Er nahm meine Frau Tag und Nacht in Anspruch. Unangenehm wurde unsere Reise durch die farbige Familie, mit der wir bis Basel reisten. Als wir auf das Schiff kamen, gab man uns die schlechtesten Kabinen, und setzte uns in jeder Weise zurück; mit einem Wort: man behandelte uns wie Neger, während wir so viel bezahlten, wie andere Passagiere. Meine Kabine war über der Schiffsschraube, wo ich fast nicht schlafen konnte. Unsere Missionshandlung war ein guter Kunde der Dampfschiffe, denn sie bezog viele Waren durch dieselben. Eines Tages stand ich beim Schiffskassierer und sagte ihm: „Sie behandeln uns auf eine Weise, dass ich die Missionshandlung veranlassen werde, Ihnen keine Fracht mehr zu geben.“ Das wirkte wie eine Bombe. Will man einem materiellen Engländer imponieren, so muss man mit Pfund,

Schilling und Pence kommen. Der Kassierer ging zum Kapitän, und nach einer Viertelstunde hatte ich eine der besten Kabinen auf dem Schiff, und meine Frau kam in die Damenkabine. Als wir vor Madeira ankerten, konnten wir fast einen ganzen Tag an das Land gehen. Wir stiegen mehrere hundert Fuß hoch, bis zu einem katholischen Konvent, wo wir prachtvolle Luft und herrliche Aussicht hatten. Den Rückweg legten wir auf einem Schlitten zurück, der auf dem Lavapflaster entsetzlich schnell fuhr. Zwei Männer sprangen hinter dem Schlitten her, und leiteten ihn mit Lederriemen. Wir dankten Gott, als wir ohne Schaden am Ufer ankamen. Die Schiffskanone hatte bereits das Zeichen zur Abfahrt gegeben.

Von Madeira fuhren wir direkt nach Liverpool, wo wir glücklich ankamen und ohne Aufenthalt nach London weiter reisten. Unsere farbigen Reisegefährten waren zum ersten mal in Europa, und wollten London einige Tage durchwandern. Als dies geschehen, setzten wir unsere Reise fort über Dover und Calais. In Calais war ich wieder in der größten Not: Die Reisenden waren meistens Engländer; wollte ich mit einem Farbigen in einen Wagen einsteigen, so rief man überall: it is full (es ist voll). Niemand wollte mit uns reisen. Die Zeit der Abfahrt kam; was sollte ich machen? Ich stand auf dem Perron und rief aus Leibeskräften in Englisch: „Ich protestiere gegen eine solche Behandlung!“ Das hatte zur Folge, dass man für uns Verachtete einen besonderen Wagen anhing; so hatten wir das Vergnügen, allein zu sein bis Paris. Von dort ging es weiter nach Belfort, wo uns auf dem Bahnhofe deutsche Soldaten begrüßten. Das war eine Überraschung! Sie sahen natürlich sofort, dass wir aus fernen Landen kamen, und fingen an, uns vom deutsch-französischen Krieg zu erzählen. Wir sagten ihnen aber, wir wissen die Hauptsache. Mit warmem Händedruck verabschiedeten wir uns von diesen Landsleuten und fuhren weiter nach Basel, wo wir am 6. Juni 1872 glücklich ankamen.

X.

Ein Jahr Erholung im Kanton Zürich, und ein Jahr Kurpfarrer in Davos.

Unser nächstes Reiseziel war Ottenbach, wo mein Schwiegervater Pfarrer war. Dort erholten wir uns einige Monate. Am 2. Oktober siedelten wir nach Wädenschweil am Züricher See über, wohin uns der liebe Freund Julius Hauser eingeladen hatte. Von dort aus besuchte ich mehrere Missionsfeste und machte auch eine Rundreise in meiner Heimat, wo ich in einer Reihe von Gemeinden auch Missionsstunden hielt. Ein Troßinger Bruder fuhr mich von Ort zu Ort. Wädenschweil war nicht gerade ein Ort zum Ruhen. Herr Zeller in Männedorf hatte dort seit Jahren mit viel Segen gearbeitet. Mein Freund Julius Hauser baute einen großen Versammlungssaal, in dem regelmäßige Erbauungsstunden stattfanden. Diese übernahm ich in jenem Winter. Der Herr gab Segen und ich bekam sehr viel Seelsorge, oft bis spät Abends. Es war eine schöne Zeit; aber ich war noch kein Held und hätte eigentlich ruhen sollen. Am 15. Januar schenkte uns der Herr unsern Sohn Jonathan unter nicht leichten Umständen. Meine Frau hatte Gesichtsröse und eine ganz verkehrte Pflegerin. Der Herr half uns in unserer Not. Ihm sei Dank! Meine Gesundheit fing an ernstlich zu wanken, ich wurde heiser, fieberisch und müde. Im Anfang nahm ich die Sache nicht ernst und ging nach Kolmar im Elsas; um mich bei dortigen Freunden zu erholen; aber alle Ruhe und Pflege half nichts. Meine heisere Stimme war mir verdächtig. Deshalb reiste ich nach Tübingen, um mich von dem sehr tüchtigen Arzt, Herrn Professor Liebermeister, untersuchen zu lassen. Er konstatierte einen starken Lungenkatarrh und angeschwollene Milz. Seit jener afrikanischen Reise, auf der ich mir den ersten Lungenkatarrh holte, war meine linke Lunge mein schwacher Punkt. Der Herr Professor verordnete mir Ruhe, möglichst viel frische Luft und viel Milch mit einem Aufenthalt am Genfersee und später in Davos. Ich blieb aber in Wädenschweil, ruhte, lebte im Freien und genoss nur Milch und Brot vom 10. April bis Juni. Am 10. Juni 1873 ging ich nach Davos und setzte dieselbe Lebensweise fort. Der Herr segnete den dortigen Aufenthalt, mein Zustand besserte sich.

Mitte Juli kam ein Ruf an mich von einem englischen Kuratorium, in England ein „Rauhes Haus“ nach dem Vorbild des Hamburger „Rauhen Hauses“ zu gründen. Ein Engländer hatte letzteres gesehen und vermachte vor seinem Tode das prachtvoll gelegene Landgut „Cliff“ in Derbyshire zur Gründung der Anstalt. Ich lehnte diesen Ruf ab. Am 2. August wurde mir vom Presbyterium der Kurgemeinde in Davos die Stelle des Kurpfarrers angeboten. Da eine Rückkehr nach Afrika ausgeschlossen war, so nahm ich am 7. August die Kurpfarrerstelle an und trat damit aus dem Verband der Basler Mission aus. Das Missionskomitee genehmigte meinen Austritt mit der Bemerkung, dass ich mich jederzeit zum Wiedereintritt melden könne. Für diese offene Tür war ich dankbar; denn mein und meiner Frau Herz hing noch an Afrika. Es war eine eigentümliche Führung des Herrn, dass ich da, wo ich vor fünfzehn Jahren mein erstes Vikariat bekleidete, jetzt auf so ganz ungesuchte Weise Pfarrer war. Wie ganz anders sah es jetzt aus in Davos als im Jahr

1858; damals hatten wir nicht einmal eine ordentliche Straße und die Verhältnisse waren ganz patriarchalisch. Jetzt stand ich in einem rasch emporblühenden Kurort und war Seelsorger von 400 Lungenkranken. Ich führte mein Amt mit Freuden. Die sonntäglichen Gottesdienste hielt ich im Kurhaus, und in mehreren Pensionen hatte ich Bibelstunden mit dankbaren Zuhörern. Mein Elternhaus war von meinem sechsten bis zu meinem vierundvierzigsten Jahr nie ohne Krankenbett, und so hatte ich einen tiefen Zug zur Seelsorge an Kranken, war also in Davos ganz in meinem Element. Einem schönen Kreis von Kurgästen kam ich sehr nahe, und da ich in Afrika selber viel an Krankheit gelitten hatte, so konnte ich aus Erfahrung trösten, was ja bei Kranken sehr wichtig ist. Ich erinnere mich, einst eine kranke Dame besucht zu haben, die hochgradiges Fieber hatte. Ich wollte sie trösten; aber auf ihrem Gesicht las ich: du hast gut reden, du hast kein Fieber. Darauf fing ich an von meinen afrikanischen Gallenfiebern zu erzählen, mit denen tagelanges Erbrechen verbunden war; vom Schwarzwasserfieber, das in wenigen Stunden die Kraft eines Mannes bricht. Ihr Gesicht war mit einem Schlag verändert; sie merkte, ich kann aus Erfahrung trösten, und aus Erfahrung von des Herrn Hilfe reden. Vom Juni bis September hatte ich Kost bei einem Freunde. Im September kam meine Familie und wir begannen nun eigene Haushaltung in einem gemieteten Logis.

In den ersten Monaten hatte ich in meiner Seelsorge eine große Schwierigkeit zu überwinden. Es ist ja allgemein bekannt, dass die Pfarrer bei vielen Ärzten und andern Menschenkindern in dem doppelten Verdacht stehen, sie regten die Kranken auf und redeten mit ihnen vom Sterben. Das war in Davos damals etwas stark die Meinung; der Kurort war ja im ersten Stadium der Entwicklung und deshalb musste man die Kranken besonders vorsichtig behandeln, um ja den Ruf des Kurortes nicht zu gefährden. Herrn Dr. Spengler kannte ich seit fünfzehn Jahren, und wenn unser religiöser Standpunkt auch verschieden war, so standen wir doch sehr freundlich zusammen und unterstützten uns immer, wenn die Hebung des Kurortes in Frage kam. Sein Kollege, Herr Dr. Unger, war ein sehr gut gesinnter Mann, und so kam es bald vor, dass der Arzt mich zu einem Kranken sandte, weil er merkte, ich rege ihn nicht auf. Die Seelsorge an Lungenkranken hat ihre besonderen Schwierigkeiten. Sie denken ja vielfach nicht ans Sterben, und hoffen auf Genesung, wenn nichts mehr zu hoffen ist. Darum braucht man viel Weisheit. Einst kam ich mittags zu einem deutschen Beamten, dem der Tod schon auf dem Gesicht geschrieben stand. Ich redete dementsprechend mit ihm und fragte ihn, ob ich ihm das Heilige Abendmahl noch reichen soll. Er war einer von denen, die meinen, man brauche das Abendmahl nur vor Torschluss als „letzte Ölung.“ Seine Antwort war deshalb: „So weit bin ich noch nicht,“ d. h. vom Sterben ist noch keine Rede. Nach drei Stunden war er eine Leiche.

Es war mir schwer, meine Gottesdienste im Kurhaus halten zu müssen, dessen Direktor Atheist war. Kaum hatte ich den Segen gesprochen, so klirrten die Teller schon, ehe die Gemeinde sich entfernt hatte. Ich machte deshalb den Antrag im Presbyterium, eine Kapelle für die Kurgemeinde zu bauen. Der Bau wurde beschlossen und ich kollektierte bei meinen Freunden die ersten 10.000 Franken für denselben. Ein Bruder schrieb mir damals: „Man baut jetzt nicht mehr, der Herr kommt.“ Wie froh war man seither an der Kapelle. Natürlich dachte ich, man baue die Kapelle für mich, es kam mir kein Gedanke, Davos zu verlassen; meine Frau und ich erholten uns zusehends und unserem Paul, den wir wie ein Skelett von Afrika zurückbrachten, wurde Davos ein „Jungborn.“

Mitten in meine Tätigkeit hinein kam im Januar 1874 ein erneuter Ruf von England, dort ein Rauhes Haus zu gründen mit dem Vorschlag, einen Besuch zu machen und mir das

Landgut anzusehen, auf dem die Anstalt errichtet werden sollte. Ich hatte keine innere Freiheit, ohne weiteres abzusagen, und reiste nach London, um zunächst das Kuratorium kennen zu lernen. Es bestand aus vorzüglichen Männern; alle waren entschieden gläubig, fein gebildet und drei von ihnen sehr reich. Zwei derselben waren Parlamentsmitglieder. Einer der letzteren, Samuel Morley unterhandelte mit mir. Das Landgut hatte eine herrliche, gesunde Lage und war mit seinen Gebäuden sehr geeignet für den Beginn einer solchen Anstalt. Ich bekam Freudigkeit den Ruf anzunehmen. Die Begegnung mit dem genannten Herrn Samuel Morley war mir interessant. In London kannte ich eine Dame, die viel für Reichsgotteszwecke bettelte. Im Jahr 1864 gab sie mir eine Empfehlung an diesen Herrn Morley, der jährlich 1.000.000 Mark Einnahmen hatte, und sehr wohlthätig war. Ich besuchte ihn damals, in der Erwartung einer großen Gabe für unsere afrikanische Mission. Empfehlungen von Bettlern, die oft selbst lästig werden, sind aber nicht gerade die besten; das mochte auch diesmal der Fall sein, oder Herr Morley war von meinem Besuche in Missstimmung versetzt worden. Ich kam zu ihm und gab die Empfehlungskarte ab. Er fixierte mich scharf und sagte: „Ich mag sie nicht ansehen.“ So hatte mich noch kein Engländer empfangen. Ich entfernte mich möglichst rasch, wie ein übergossener Pudel. Nun stand ich zehn Jahre später wieder vor ihm, er war als Mitglied des Kuratoriums fortan mein Vorgesetzter, und er machte mir den Eindruck, jeder Zoll an ihm ist ein Gentleman. Diese Erfahrung war mir ein bleibender Beweis, dass der erste Eindruck von einem Menschen nicht immer der richtige ist.

Nach Davos zurückgekehrt kündigte ich meine Stelle zur unangenehmen Überraschung des Presbyteriums, arbeitete aber weiter bis zur sogenannten „Schneesmelze,“ vor welcher die meisten Kurgäste Davos verlassen. Die Schneesmelze bietet für die Kranken mehr eingebildete als wirkliche Gefahr. Ich habe Kranke gesehen, die während derselben in Davos blieben, und durchaus keinen Schaden nahmen. Ärzte und Hotelbesitzer müssen jährliche Ferien haben und dazu dient die Zeit der Schneesmelze. Vor Annahme der englischen Stelle erbat ich mir die Erlaubnis einer dreimonatlichen Reise in Deutschland, England und Schottland, zum Studium der inneren Mission, was mir gestattet wurde. Ich verließ deshalb Davos Ende März, da ich dort so wie so Ferien hatte. In dieser Zeit weilte ich auch fünf Wochen im Johannisstift am Plötzensee in Berlin, einem damaligen Filial vom Rauhen Haus, und dann drei Wochen im Rauhen Haus selbst, wo ich den alten Herrn Dr. Wichern noch traf; er war aber schon eine gebrochene Kraft. Jene dreimonatliche Reise war eine interessante und lehrreiche. In Berlin überwältigte mich das Elend so, dass ich krank wurde. Ich kam ja dort an vor der Zeit von Hofprediger Stöcker. Da sah ich viele Palais und Kasernen, aber wenige Kirchen und keine Stadtmission. Ein ganz kleiner Anfang von Stadtmission bestand im Jahr 1874 in zwei, sage zwei Diakonen, von denen einer ganz im Dienst der alten Kaiserin stand. Der selige Dr. Wichern sagte mir damals persönlich: „Schon im Anfang der fünfziger Jahre wollte ich in Berlin seine Stadtmission gründen; aber man sagte mir: diese Arbeit sei Sache des „ordentlichen Amts.“ So wurde der Berliner Sumpf so tief, dass man fast nicht mehr darin stehen konnte und Gott Stöcker senden musste, um die Stadtmission zu gründen. Schöne ich auf die seither verflossenen dreißig Jahre zurück, so ist es ein Wunder vor meinen Augen, was Gott in Berlin, in Norddeutschland, ja in ganz Deutschland seither getan hat. Als ich damals von Norddeutschland nach Süddeutschland kam, sagte ich: in Norddeutschland steht die Geselligkeit an der Stelle der Gemeinschaft. Das ist heute, Gott lob! ganz anders geworden. Es war im Sinn der englischen Freunde, dass ich mich besonders interessierte für die Arbeit an den Gefangenen und für die Rettung der verwahrlosten Jugend. Darum sah ich mir in Berlin und in anderen Städten die Gefängnisse genau an. Moabit in Berlin, wo die Rauhausbrüder zusammen arbeiteten

mit gläubigen Geistlichen, gefiel mir am besten. Ich bekam aber dort den bestimmten Eindruck, dass die meisten der Brüder nicht zu lange in der Gefängnisarbeit stehen dürfen, wenn sie nicht Schaden leiden sollen; nur einzelne werden Gefängnisarbeit ohne Schaden als Lebensberuf treiben können.

In der Rettung der verwaorlosten Jugend waren uns die Engländer damals insofern voraus, als sie Hunderte verwaorloster Kinder aus den Rettungshäusern nach Kanada verpflanzten, wo sie fern von städtischer Versuchung in der Landwirtschaft beschäftigt wurden. Von solchen Kindern wurden neunzig Prozent gerettet, während wir in Deutschland es nur auf achtundsechzig Prozent brachten. Konnten wir manche junge Leute und auch entlassene Sträflinge in ganz neue, gesunde Verhältnisse verpflanzen, so wäre das ein großer Gewinn. Im Juni kehrte ich von meiner Reise nach Davos zurück, wo der Herr uns am 20 Juni unsern Sohn Samuel schenkte. Der gegenwärtige Kurpfarrer Hauri wurde mein Nachfolger. Anfangs August verließ ich mit der Familie Davos, um nach England überzusiedeln. In Basel machten wir Halt, um von unsern Verwandten, die uns dort begegneten, Abschied zu nehmen. Es war keine angenehme Überraschung, als ich dort einen Brief bekam von der Frau des Erblässers, der das Landgut für Errichtung eines Rauen Hauses geschenkt hatte, ich möchte noch nicht kommen, „sie habe die Schlüssel zu ihren Möbeln verloren.“ Wäre die Sache nicht so ernst gewesen, so hätte ich lachen müssen über diese kindische Intrige. Diese Witwe hatte nämlich wieder geheiratet, und saß nun mit ihrem Mann auf diesem Landgut. Ich hatte schon bei meinem Besuch in England Verdacht geschöpft, sie könne unter Umständen dem Kuratorium das Landgut wieder entziehen, weil sie mich damals eigentümlich behandelte. Rechtlich konnte sie das nicht tun, da das ganze Anwesen dem Kuratorium gerichtlich übergeben war, sie also gar keinen Anspruch mehr darauf hatte. Aber sie war offenbar fest entschlossen, das Landgut dem bekannten Grattan Guinneß zur Errichtung einer Missionsanstalt zu geben, und darum blieb sie vorläufig dort sitzen. Wegen der „verlorenen Schlüssel“ schrieb ich etwas ironisch, sie sei ja in der Nähe von Sheffield, wo Schlüssel fabriziert würden; ich hoffe, sie würden bald ersetzt sein. Aber es blieb alles still; sie antwortete nicht mehr, und mein Kuratorium war im August und September in den Ferien. So saß ich mit meiner Familie in Basel, wie der Vogel auf dem Zweig; wo sollte der Vogel hinfliegen?

Als meine Lage ruchbar wurde, bekam ich in wenigen Wochen fünf verschiedene Rufe, auch einen an das Raue Haus in Horn bei Hamburg. Allein ich konnte mich nicht ohne weiteres lösen von dem englischen Kuratorium.

In seinem Auftrag hatte ich ja die dreimonatliche Reise gemacht; zudem hatte ich in Schottland bereits eine Anzahl Zöglinge geworben für die zu errichtende Anstalt und auch einen Lehrer engagiert. Ich musste also zwei Monate in Basel warten, bis die Mitglieder des Kuratoriums aus den Ferien zurückgekehrt waren. In dieser Zeit stand ich natürlich vor der Frage, ob es überhaupt Gottes Wille sei, dass ich nach England gehe. Unerwartet führte der Herr eine teilweise Wendung herbei. Offenbar wollte Gott mich von Davos lösen; aber in die Zukunft durfte ich noch nicht blicken. Seine treue und starke Hand führte mich Schritt für Schritt.

XI.

Ein Jahr in England von 1874 - 1875.

Als der englische General Sir Garnet Wolseley am 6. Februar 1874 Kumase, die Hauptstadt von Asante zerstört hatte, wandten sich englische Missionsfreunde an die englische bischöfliche Missionsgesellschaft in London (Church Missionary Society) mit der Bitte, dem Asantevolk das Evangelium zu bringen. Die Kanonen dürften nicht das letzte sein, was die Briten die Asanteer hören ließen; ihnen müssten die Boten des Friedens folgen. Diese bischöfliche Missionsgesellschaft war vierzig Jahre lang mit der Basler Mission verbunden. Letztere gab der englischen Gesellschaft im Lauf der Jahre etwa neunzig Missionare. So wussten sie, dass wir Basler die Bibel in die Asantesprache übersetzt hatten, und eine Schar eingeborne Arbeiter besaßen, deren Muttersprache die Asantesprache war. Darum bat die englische Gesellschaft die Basler Mission, sie möchte Asante besetzen, da sie, wie keine andere Gesellschaft, für eine Asantemission vorbereitet sei. Das Komitee der Basler Mission antwortete der Londoner Gesellschaft: „Wir würden Asante gerne besetzen, aber wir haben kein Geld.“ Darauf erwiderten die Londoner: „Senden sie einen Mann nach England; wir wollen ihm helfen, dass er Geld bekommt zur Gründung einer Asantemission.“ Das war schön von den Engländern. Der Brief kam an, während ich in Basel auf die Ersetzung der verlorenen Möbelschlüssel wartete.

Herr Inspektor Josenhans kam zu mir und fragte mich, ob ich nicht Freudigkeit habe, in England für die Asantemission zu werben. Ich sagte ja, mit dem Gedanken, mein englisches Komitee und ich hätten dann Zeit, klar zu werden über die Errichtung eines Rauen Hauses. Anfangs Oktober reiste ich mit Familie nach London. Dort hatte ich zunächst eine Konferenz mit meinem Komitee. Einer der Herren schlug vor, die frühere Besitzerin von Cliff mit Hilfe der Polizei von dort zu entfernen. Ich erklärte aber, keine Anstalt gründen zu wollen mit Hilfe der Polizei. Herr Samuel Morley machte den Antrag, mich zu bevollmächtigen, irgendwo ein passendes Stück Land für die Anstalt auszusuchen, sie wollten es bezahlen. Darauf schlug ich vor, sie möchten mir Bedenkzeit geben bis Frühjahr 1875; in der Zwischenzeit wolle ich für die Asantemission arbeiten und zugleich klar werden über die Gründung der fraglichen Anstalt. Die Herren gingen auf meinen Antrag ein. So wurde ich vorläufig frei für afrikanische Arbeit.

Im Jahr 1864/65 war ich unverheiratet in England. Diesmal stand ich da mit meiner Frau, vier Knaben und einem Dienstmädchen. Wir mussten daher ein Logis mieten, das nicht teuer sein sollte. Mein lieber alter Freund Herr J. P. Werner, Agent der Basler Mission in England, der mir früher so viel Liebesdienste erwiesen hatte half uns auch diesmal treulich. Wir klopfen an vielen Orten an; immer wieder wurde die Frage gestellt: Haben Sie Kinder? und als wir antworteten ja, so erfolgte ein entschiedenes nein. Das waren schwere Tage. Endlich fanden wir ein kleines Häuschen in der Vorstadt Acton, in dem wir den ganzen Winter blieben. So konnte ich meine Arbeit beginnen.

Diese war viel angenehmer als meine erste Kollektenreise; ich hatte auch Bruder Ramseyer einige Zeit bei mir, und wenn es ihm auch schwer wurde englisch zu reden, so war er als früherer Gefangener von Kumase doch eine Empfehlung. Die kirchliche

Missionsgesellschaft gab mir ein gedrucktes Empfehlungsschreiben für ganz Großbritannien. Dazu bekam ich einen Mitarbeiter, wie ich ihn nicht besser wünschen konnte. Meine Frau und ich reisten im Jahr 1866 nach Afrika mit John Glover, Gouverneur von Lagos, mit dem wir befreundet wurden. Er besuchte uns nachher auch einmal in Christiansborg. In dem Feldzug der Engländer gegen die Asanteer war Sir Garnet Wolseley der kommandierende Offizier der westlichen Armee und John Glover kommandierte die östliche. Unsere Basler Missionare versahen ihn mit Telegraphisten, Übersetzern, Boten, Lastenträgern etc. und er bekannte nachher, er habe den Sieg der Hilfe der Basler Missionare zu verdanken, und wir verdankten ihm und Wolseley die Rettung unseres Missionsgebietes von den blutdürftigen Asanteern. Jedenfalls führte Sir Garnet Wolseley den Hauptschlag. Bekanntlich belohnen die Engländer ihre Sieger gut. Die Königin beschenkte Wolseley und Glover reichlich und erhob letzteren zum „Sir.“ Als ich ihn in London traf, bot er mir an, mich zu begleiten, um in verschiedenen Städten die Gründung der Asantemission durch uns Basler zu empfehlen. Ich nahm sein Anerbieten mit großem Dank an. Und so redete ich in öffentlichen Versammlungen in London, Birmingham, Nottingham, Manchester und Liverpool mit Sir John Glover, dem Sieger über die Asanteer. Man öffnete uns die Stadthallen umsonst, und in Manchester allein betrug die Kollekte Pfund 600. In Birmingham und Manchester bildete ich Komitees, die die Sache in die Hand nahmen, und Hoffnung boten, auch für die Zukunft für die Asantemission tätig zu sein. Mitten in diese Tätigkeit hinein kam aber eine Abkühlung. Unser weitblickender Inspektor Josenhans, der immer die Regimentsfrage im Auge behielt, befürchtete wohl nicht ohne Grund, dass diese Komitees in Zukunft auch auf die Leitung der Asante-Mission Einfluss beanspruchen würden. Das wünschte er aber nicht, und ich musste mich, soweit es anging, von diesen Komitees zurückziehen; das gab meiner Arbeit einen bedenklichen Stoß und erweckte Misstrauen.

Vom Juli an kann man in England nicht mehr kollektieren; deshalb musste ich die Arbeit in diesem Monat schließen. Ich war natürlich in jenen neun Monaten vollständig in den Händen meiner englischen Freunde. So lange ich in London arbeitete, hatte ich mich an Sekretär Hutchinson von der kirchlichen Missionsgesellschaft zu halten. Er hätte mir gerne möglichst viel Geld verschafft, aber Künste helfen nicht. Er veranstaltete einen Bazar und gewann die Namen hoher Persönlichkeiten, auch die Prinzessin von Teck, für das Komitee; allein bloße Namen haben für einen Bazar wenig Wert, wenn es an arbeitenden Persönlichkeiten fehlt. Letztere fehlten und der Bazar war ein vollständiges Fiasko. Dann gab mir ein Freund eine Empfehlung an den Bischof von London, damit dieser hohe Herr mir wieder eine Empfehlung gebe. Ich kam in sein Palais während eines theologischen Examens und musste lange warten. Mittags lud mich der Bischof zum Lunch (zweites Frühstück) ein und ich saß an seiner Seite inmitten einer Schar Studenten. His Lordship war sehr trocken und sagte mir nach Tisch, ich möge meinen Freunden sagen, er sei freundlich gegen mich gewesen. Ich dankte ihm schön. Besser ging es Bruder Ramseyer und mir bei Pastor Spurgeon. Er war sehr freundlich und lud uns ein zu einer Montagabendbetstunde im Tabernakel. Es waren an einem regnerischen Abend etwa 1500 Personen in der Betstunde. Spurgeon empfahl der Versammlung die Asantemission und ich hielt eine Ansprache. Die Kollekte, die wir erhielten betrug 640 Mk. Ein Kaufmann versprach mir eine große Summe, wenn wir Christum nicht mehr als Gottes Sohn verkündigen würden, worauf ich selbstverständlich nicht einging.

So macht man allerlei Erfahrungen, wenn man in fremdem Lande kollektiert; hätte eine englische Missionsgesellschaft stach dem Asantekrieg kollektiert, so hätte sie wohl

hundertmal mehr bekommen als wir. Die gesamte Kollekte betrug nur zirka 70.000 Franken. Das Gefühl, dass man als Fremder kollektierte, wurde immer wieder gemildert durch die viele Liebe, die man mir und meiner Familie erwies. Meine erste Kollektenreise war doch vorbereitend gewesen für die zweite, und niemand außer Sir John Glover und der kirchlichen Missionsgesellschaft, hat sich auf meiner zweiten Reise so für mich bemüht, wie der mir befreundete Quäker John Albright in Birmingham. Gott möge es ihm vergelten! Durch Empfehlung dieser lieben Familie Albright, die mit der Familie Sturge befreundet war, welche mir das erste mal vorwärts half, logierten meine Frau und Kinder im Frühjahr 1875 einige Monate umsonst in dem schön gelegenen Charlbury bei Oxford, wo wir völlig vergaßen, dass wir Fremde seien.

Für meine Zukunft war es wichtig, dass während meines zweiten Aufenthaltes in England der Evangelist Moody mit dem Sänger Sankey dort arbeitete. Meine Frau und ich hörten ihn oft in der Landwirtschaftlichen Halle in Islington (London); auch konnte ich den Segen seiner Arbeit verfolgen bis nach Schottland. Außer Wesley, Whitefield und Spurgeon hat wohl kein Mann in Großbritannien in den letzten zwei Jahrhunderten mehr gewirkt, als Moody. Er war ein Evangelist von Gottes Gnaden. Das eigentümliche und fruchtbare in Moodys Arbeit, war die Tatsache, dass allabendlich bis achtzig Geistliche aller Denominationen, die Hochkirchlichen, katholischeren ausgenommen, auf der Plattform saßen, und in den Nachversammlungen brüderlich mit Moody zusammen arbeiteten, um die Erweckten sofort in bleibende Pflege zu übernehmen. Man hatte nur ein Ziel: Sünder zu retten; darum segnete Gott diese einmütige Arbeit reichlich. Kein Wunder, dass in der inneren und äußeren Mission Englands mit Moodys Auftreten ein nie dagewesener Aufschwung begann.

Ehe ich Moody hörte, bewegte ich den Evangelisationsgedanken neun Jahre lang in meinem Herzen, und hätte ihn in Afrika mit Begeisterung verwirklicht, wenn ich das Generalpräsidium behalten hätte. Es sollte nicht sein; ich sollte erst Berner und dann deutscher Evangelist werden. Der Herr hat seine Zeit im Gange seines Reiches. Noch von England aus schrieb ich an Herrn Inspektor Josenhans, ich möchte deutscher Evangelist werden; er riet mir aber entschieden ab und schlug mir vor, für die Basler Mission Reiseprediger in Deutschland zu werden. Es vergingen aber noch einige Monate, ehe es hierzu kam.

Bekanntlich fanden im Mai 1875 die großen Versammlungen in Brighton statt, an welchen auch viele Deutsche teilnahmen. Meine Frau und ich waren auch dort. Es redeten an denselben so viele treffliche Männer, dass niemand, der offen war für die Wahrheit, leer ausging. Die Versammlungen standen aber doch nicht mehr auf der Höhe derer vom Jahr 1873 in London und 1874 in Oxford. Was mich betrifft, so wurde ich auch gesegnet. Doch hatte ich das Gute, das sie boten, schon lange vorher erlebt, und die schwache Seite die sie zeigten, hatte ich schon vor Jahren überwunden. Die schwache Seite war der Mangel an tiefer, schriftgemäßer Erkenntnis der Sünde, der seine Konsequenzen in der ganzen Heilslehre zieht. Die Engländer überwunden nachher diese schwache Seite und so ging aus jener Bewegung die Keswicker Bewegung hervor, die Tausenden zum Segen wurde und noch wird.

Durch meine zweite Reise in England lernte ich die englischen Verhältnisse noch genauer kennen, als ich sie früher kannte und bekam die Überzeugung, dass die Engländer mit ihren eigentümlichen Verhältnissen unsere deutsche innere Mission nicht nachmachen können, und zweifelte an der Zweckmäßigkeit der Errichtung eines Rauen Hauses. Ich zog mich daher von diesem Projekt zurück. Herr Morley benahm sich sehr

nobel, ersetzte mir alle meine Auslagen und bot mir einen jährlichen Beitrag von 1400 Mark an, wenn ich in London arbeiten würde. Für letzteres hatte ich keine Freude. Da in England in weiten Kreisen Interesse für die Asantemission geweckt war, und man auch in Zukunft auf Beiträge hoffen konnte, so erschien es wünschenswert, dass die Basler Mission einen Vertreter in England haben möchte zum Wacherhalten von diesem Interesse. Die Gelegenheit hierzu bot sich. Die Pfarrstelle an der Islingtongemeinde war wieder frei, und wurde mir angeboten. Diesmal war ich geneigt, die Stelle anzunehmen und auch Herr Inspektor Josenhans stimmte zu. Als ich aber in die Sitzung des Presbyteriums kam um ja zu sagen, wurde ich so unruhig, dass ich auf die Stelle verzichtete. Ich nahm deshalb den Ruf als Missionsprediger in Frankfurt a. M. für die Basler Mission an und bin gewiss, dass Gott es war, der mich nach Deutschland zurückführte.

Durch das neunmonatliche Reisen und die vielen nächtlichen Versammlungen war ich abgearbeitet und schlaflos geworden. Ein Pfarrer in Derby, bei dem ich aus- und einging, sagte mir, es sei Torheit in diesem Zustand die Frankfurter Stelle anzutreten. Ich sollte mich erst erholen, und seinen Hausarzt um Rat fragen. Ich tat es; der Arzt versprach mir eine gute Kur, aber ich müsse Geduld haben. Meine Familie war noch in Charlbury bei Oxford. Ich ließ sie kommen, und mietete ein Logis in einem alten Landhaus außerhalb der Stadt Derby, wo wir eine wunderbare Bewahrung erfuhren. Zwei Tage ehe wir unser neues Logis bezogen, stürzte das Dach über unserem Schlafzimmer ein. Wären wir dagewesen, so hätten wir unser Leben verloren. Dem Herrn sei Dank! für seine Treue, mit der Er über uns wachte. Für meine Frau war jener Umzug schwer. In Charlbury war sie in einem lieblichen Kreis von Freunden gewesen, in dem sie sich ganz daheim fühlte; sie wäre gerne sofort nach Frankfurt umgezogen, statt nach Derby überzusiedeln, wo sie keinen Menschen kannte. Der Dacheinsturz war ja auch kein freundlicher Willkomm. Die Frau, bei der wir in Derby wohnten, begeisterte eine Mutter mit Kindern auch nicht durch ihren Empfang. Ihre erste Erklärung war, unsere Knaben dürften mit ihren Schuhen das Wohnzimmer nie betreten, sie müssten sie immer im Hausgang ausziehen; und dann dürften sie auch kein Obst im Garten essen. Wir hielten die Gebote treulich. Unsere Knaben machten allerdings etwas lange Gesichter, denn in Charlbury hatten wir ein ganzes Haus zur Verfügung gehabt, ohne Miete und ohne Gebote. Ihre Gesichter wurden aber bald helle, als sie den Park mit seinen herrlichen Linden sahen, der zum Haus gehörte und in dem sie spielen und Hütten bauen konnten. Nachher wurden wir befreundet mit der Hausfrau; sie machte den Kindern kein Gesetz mehr; führte mich sogar bei ihrem Pastor ein, der mich predigen ließ.

Meine Kur währte zehn Wochen, und wenn ich einmal eine Kur unter göttlicher Leitung machte, so war es jene. Auf meiner ersten Heimreise von Afrika hatte ich jenen akuten, lebensgefährlichen Anfall von Dysenterie, bei dem mir der Schiffsarzt viel Quecksilber gab, auch bei früheren Anfällen von Dysenterie hatte ich dieses Mittel bekommen. Natürlich lag das Quecksilber in meinem Leib, denn es assimiliert sich nicht mit dem menschlichen Organismus. Meine Kur bestand darin, dass ich zehn Wochen lang täglich zweimal elektrisiert wurde. Wie war ich überrascht, als meine Hände Wochen lange von Quecksilber bedeckt waren! Der elektrische Strom, der durch meinen ganzen Körper ging, brachte es heraus. Das war eine Wohltat für mein ganzes Leben. Mancher wird sagen, es wäre besser gewesen, du hättest das Quecksilber nie geschluckt. Das glaube ich auch; aber um da mitreden zu können, muss man todkrank auf einem Schiff gelegen haben, umgeben von lauter fremden, ungläubigen Menschen. Von jener Kur an hatte ich besseren Schlaf. Von der fünfvierteljährigen Krankheit im Jahr 1857/58 an bis zum Jahr

1875 litt ich viel an Schlaflosigkeit. In Afrika war ich oft lange Zeit nie in einem Bett, sondern schlief auf einer Lattenbank, wo ich am meisten Ruhe fand. Darum bin ich heute noch dankbar für die Hilfe, die mir in Derby zukam.

Ende September reisten wir von London nach Rotterdam. Wir waren sieben Personen und hatten viel Gepäck. Um billig zu reisen, gedachten wir von Rotterdam bis Mainz auf dem Rhein zu fahren. Da wir aber weder auf dem Kanal noch auf dem Rhein Betten hatten, und meine Frau sehr ermüdet war, so sandte ich sie mit den Kindern und dem Mädchen von Düsseldorf aus per Bahn nach Frankfurt a. M. voraus. Ich blieb mit dem Gepäck auf dem Schiff bis Mainz. Ob ich am selben Tag auch noch nach Frankfurt kommen werde, konnte ich meiner Frau nicht sagen. Glücklicherweise erreichte ich Frankfurt zwei Tage nachher gegen Mitternacht, als meine Leutchen bereits in tiefem Schlafe lagen. Mein Einstand in Frankfurt war etwas abenteuerlich. Zum Glück bin ich kein Zeichendeuter. Die Praunheimer-Straße, in der unser Haus stand, war neu und ungepflastert. Vor dem Hoftor war eine Pfütze, die ich in der Dunkelheit passierte. Da das Hoftor verschlossen war, so blieb mir nichts anderes übrig, als über den eisernen Zaun hineinzusteigen. Wie sollte ich aber in das Haus kommen? Alles schien zu schlafen. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, erschien ein Licht; der alte Reiseprediger Köhler von der Brüdergemeinde logierte im Haus und war zum Glück noch auf; er öffnete mir freundlich die Tür. Es war eine angenehme Überraschung für meine Frau als ich erschien.

XII.

Hier Jahre Missions-Reiseprediger in Frankfurt a. M. Von 1875 - 1979

In Frankfurt waren mehrere Basler Missionare meine Vorgänger gewesen, und so verstand es sich von selbst, dass ein Kreis von Freunden vorhanden war, der sich unserer annahm, was uns sehr wohl tat. Liebe Freundinnen führten meine Frau ein in das Gebiet einer Hausfrau und Missionsfrau, und ich hatte die Wohltat zu genießen, dass ein Vorgänger, der elf Jahre auf meinem Posten gewesen war, Metropolitan Strobel in Bochenheim, sich ganz in meiner Nähe befand; bei ihm konnte ich jederzeit Rat und Information haben, soweit es nötig war. In Frankfurt war es damals für einen Fremden nicht so leicht, Eingang zu finden, die religiösen Verhältnisse standen im Jahr 1875 viel tiefer als heute; es ist jetzt mehr geistliches Leben dort als zu meiner Zeit. Bald nach meiner Ankunft sagte mir ein Herr: „Sie können hier nur unter Protektion arbeiten,“ worunter er Deckung und Einführung durch irgend eine reiche Persönlichkeit verstand. Meine Antwort war: Ich komme nach Frankfurt mit Protektion, der Herr ist mein Protektor. Mit diesem Protektor bin ich in Frankfurt wie überall gut gefahren, sodass ich mich mit meiner Frau dort bald daheim fühlte. Ich wusste, dass ich auf meinem neuen Posten sehr viel werde reden müssen, kannte auch die Gefahren der Reisepredigt wohl. Deshalb begann ich gleich im Anfang ein engeres Kränzchen in meiner Wohnung mit mehreren gleichgesinnten Freunden. In diesem Kreis stärkte ich mich, so oft ich nach Hause kam, durch Gebet und Schriftbetrachtung. So sank ich nie auf das Niveau herunter, auf das mich die gegebenen Verhältnisse auf der Reise stellten. Nach einiger Zeit bildete ich dann ein größeres Kränzchen in Frankfurt, das mir auch Freude machte, und den Kreis der Freunde erweiterte: Wie die Liebe nie aufhört, so hat die Gemeinschaft mit den damaligen Mitverbundenen bis auf diese Stunde nicht aufgehört. Gepredigt habe ich in Frankfurt fast nie, weil ich bei dem besten Willen keine Zeit dazu hatte.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft in Frankfurt starb am 10. Oktober meine Mutter. Als ich im Februar 1847 meine Lehre antrat, verließ ich sie todkrank. Von dort bis an zu ihrem Heimgang, also 28 Jahre, war sie fast immer im Bett. In dieser langen Leidenschule bereitete der Herr sie immer mehr zu für die Ewigkeit. Meine liebe, einzige Schwester, die schon frühe den Heiland fand, war all diese Jahre ihre treue Pflegerin und Seelsorgerin; und wie sie der Mutter zu großem Segen war, so setzte sie der Herr auch in der Gemeinde und für die Umgegend zum Segen. Sie überlebte die Mutter noch dreizehn Jahre und schloss ihr arbeitsreiches Leben im vollen Frieden, im sieghaften Glauben an ihren Heiland. Mein einziger Bruder starb fast gleichzeitig mit der Mutter in Philadelphia, Amerika. Durch Gottes unverdiente Gnade durfte ich sie alle überleben.

Mein Arbeitsgebiet, das ich von Frankfurt aus zu bereisen hatte, war groß; es umfasste Hessen-Darmstadt, Nassau, Kurhessen und Thüringen. Da ich nur in Kirchen redete, so musste ich die Erlaubnis hierzu von den betreffenden Konsistorien erbitten, die mir auch bereitwilligst gegeben wurde. Als Erbschaft von meinen Vorgänger hatte ich sechs monatliche Missionsstunden angetreten in Frankfurt a. M., Hanau, Mainz,

Darmstadt, Friedberg und Wiesbaden. Diese Missionsstunden hatten zwei Seiten: sie nahmen dem Reiseprediger viel Zeit und erforderten viel Stoff; das war die Schattenseite. Drei von ihnen, die in Darmstadt, Friedberg und Wiesbaden hatten Lichtseiten, denn abends nach der Missionsstunde fand immer ein Kränzchen statt, an dem die Geistlichen und gläubige Beamte, in Friedberg auch die Professoren, teilnahmen. An jenen Abenden war ich mehr der Empfangende als der Gebende und hatte viel Anregung. In Darmstadt war damals die Hofkirche der Sammelpunkt der Gläubigen. Oberhofprediger Bender und Hofprediger Grein waren gläubige Männer. Bei letzterem, meinem treuen Freunde, logierte ich, und in der Hofkirche hatte ich meine monatliche Missionsstunde. Die fromme Prinzessin Karl, Großmutter des jetzigen Großherzogs fehlte in keiner Stunde. Auch die Prinzessin von Battenberg kam zuweilen. Das hatte dann zur Folge, dass ich gefragt wurde, ob ich nicht Hofprediger des Prinzen Alexander von Battenberg werden wollte, als er zum Fürsten von Bulgarien gewählt wurde. Ich schlug die Stelle ohne weiteres aus, und als der Fürst vertrieben wurde, war ich sehr froh, nicht sein Begleiter zu sein.

In Wiesbaden war ich zu Gast in der englisch-bischöflichen Kirche, wo ich vier Jahre lang allmonatlich redete, und bei dem lieben Konsistorialrat Ohly logierte. In Friedberg hatte ich wohl die wichtigste Missionsstunde, weil sich dort ein theologisches und ein Lehrerseminar befindet. Die Professoren und Seminaristen besuchten die Missionsstunde regelmäßig, die Burgkirche war immer voll. Denke ich zurück an all die lieben Freunde, mit denen ich in diesen Städten so oft zusammen war, so sind die meisten heimgegangen. Das erinnert auch mich an den Feierabend.

Die Missionsstunden waren aber nur ein kleiner Teil meiner Arbeit, die Hauptaufgabe bestand in der Reisepredigt. Diese betrachtete ich von Anfang an nicht nur als Mission sondern auch als Evangelistenarbeit, was sie tatsächlich war. Sonntags war ich nie daheim, sondern predigte immer irgendwo vormittags, und nachmittags hatte ich an demselben Ort einen Missionsvortrag mit einleitender Erbauung. Die Kirchen waren überall voll. Wenn ich in jener Zeit an einem Sonntag zweimal geredet hatte, dachte ich sehr oft: jetzt sind die Leute warm: wenn ich nur acht Tage lang predigen dürfte. Aber meine Freunde sagten: „Das würde das Konsistorium nicht erlauben.“ Zwanzig Jahre später erfuhr ich, dass mir der Generalsuperintendent mehr erlaubte als viele andere Leute. Überhaupt muss ich mit Dank erwähnen, dass die Konsistorien meiner damaligen Arbeit wohlwollend und freundlich gegenüberstanden, in Kassel das Gesamtkonsistorium. Das war eine wesentliche Förderung meiner Arbeit, weil mir alle Kirchen offen standen. In Niederhessen bereiste ich einige Diözesen und redete jeden Abend in einer anderen Gemeinde bei improvisierter Beleuchtung, sodass der Missionar und der Evangelist völlig zu ihrem Recht kamen. Es waren schöne Tage. Ähnlich arbeitete ich im Nassauischen in der Gegend von Nastätten. Dort holte ich mir im Herbst 1877 eine Lungen- und Rippenfellentzündung, die mich an den Rand des Grabes brachte. Ich musste zu Fuß von Gemeinde zu Gemeinde gehen, hatte im feuchten März kalte Betten und erkältete mich. Der Herr half in Gnaden. Als das Fieber aufs Höchste gestiegen war, hatten meine Freunde in Wädenschweil am Zürichersee eine Betstunde für mich und in derselben Nacht wurde ich besser. Dem Herrn sei Lob und Dank!

Vier Wochen nach dieser Krankheit musste ich nach Thüringen reisen, um dort an acht Missionsfesten zu reden. Leider konnte ich in Thüringen sagen: Das Missionsfest bin ich. Morgens hatte ich die Festpredigt in der Kirche, und nachmittags den Vortrag in einem Saal unter Posaunenschall beim Bierglas. Gott sei Dank! dass sich auch in jenen Landen neues Leben zu regen beginnt. Zu meiner Zeit sah es traurig aus. Doch fand ich auch dort

einige liebe Freunde. Ich ging damals nach schwerer Krankheit als Rekonvaleszent in die Arbeit und weiß nicht, was aus mir geworden wäre, ohne besondere Bewahrung des Herrn. Ich bekam ein Nachtquartier mit jener unheimlichen Bettgesellschaft, die einem Menschen mit empfindlicher Haut allen Schlaf unmöglich macht. Ich wusste mir nicht anders zu helfen, als mich die ganze Nacht auf den Tisch zu flüchten. Die Folge war hochgradiges Fieber, fünf Wochen nach Lungen- und Rippenfellentzündung. Krank kam ich in Frankfurt an, an einem Freitagabend, und tags darauf musste ich nach Lich in Oberhessen reisen, um am Sonntag morgen zu predigen, und nachmittags einen Missionsvortrag zu halten. Die Kirche in Lich ist groß und die Predigt machte mir etwas warm. Nach der Predigt war ich von meinem Fieber völlig befreit und dankte Gott von Herzen. „In wie viel Not, hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.“

Außer meiner Reisepredigt hatte ich auch die Missionskasse, einschließlich der Halbbatzenkollekte für Mitteldeutschland, und die Redaktion des monatlichen Starkenburger Missionsblattes, also Arbeit in Menge. Im Jahre 1877 bekam ich einen Mitarbeiter in Missionar Bergfeldt, der sich in Kassel niederließ und mir Niederhessen und Thüringen abnahm. Trotz dessen hatte ich soviel zu tun, dass ich während eines großen Teiles meiner Zeit im Eisenbahnwagen saß. Das war für meine Frau keine leichte Sache. Gott hatte uns zu unsern vier Knaben am 23. Dezember 1875 auch unsere Tochter Lydia geschenkt, und ihr folgte am 29. August 1877 unsere zweite Tochter Hanna, sodass meine Frau sechs Kinder zu erziehen hatte. Wir bekamen den Eindruck, die Knaben sollten unter einem Manne stehen, und brachten deshalb die drei ältesten im Jahr 1878 nach Basel in das Missionsknabenhaus. Dieser Schritt wurde uns dadurch erleichtert, dass unser Schwager Pfarrer Pfisterer, Hausvater im Knabenhaus ist, die Kinder also nicht in fremde Hände kamen. Nach dieser Veränderung war es mir möglich, mein Reiseleben fortzusetzen.

Wenn man soviel erzählen muss, wie es bei einem Missionsprediger der Fall ist, so ist man nach einigen Jahren mit dem selbst erlebten Stoff am Ende, und muss seine Zuflucht zur Missionsliteratur nehmen. Das verändert und vermehrt natürlich die ganze Arbeit. Es ist etwas ganz anderes, wenn ich meine eigene Arbeit beschreibe, als wenn ich von der Arbeit anderer erzähle. Zudem ist es eine wirkliche Arbeit, wenn man nicht nur Geschichten erzählen, sondern in die Mission einführen, Bilder von der Missionsarbeit auf einzelnen Gebieten geben will. Letztere Arbeit ist für die eigene Person und für die Gemeinde eine sehr fruchtbare Arbeit, aber eine wirkliche Arbeit, die sich reichlich lohnt. Mancher Pfarrer seufzt über seine Gemeinde; hätte er eine Ahnung, welch' herrliches Mittel ihm durch Missionsstunden gegeben ist für Erweckung und Belebung seiner Gemeinde, so würde sein Seufzen aufhören. Ich rede aber nicht von Missionsstunden, die langweilen, sondern von solchen, die interessieren. Wir haben jetzt eine reiche Missionsliteratur, und besonders einem Pfarrer auf dem Lande sollte es eine Freude sein, sich in dieselbe einzuleben, und seiner Gemeinde zu sagen, was der Herr tut in der ganzen weiten Welt. Hat er eine tote Gemeinde, so beginne er mit Vorträgen über Land und Leute, die allgemeines Interesse erwecken und schreite Schritt für Schritt fort zu Schilderung wirklicher Missionsarbeit mit Einflechten von Biographien, d. h. Bekehrungsgeschichten von Heiden, die bei gewissen Zuhörern mehr wirken, als eine Bußpredigt. Wie viel Stoff findet man hierfür in Missionstraktaten, dem Basler Missionsmagazin, der Allgemeinen Missionszeitschrift und in vielen andern guten Missionsschriften, alten und neuen Datums. In einer Landgemeinde kommt man so leicht in ein Geleise und der Blick wird eng. Geschieht das, so wird auch das Herz eng. Eingehende, regelmäßige Beschäftigung mit der Heidenmission ist eine vortreffliche Arznei

gegen Herzverengung und geistliche Verarmung. Sie bringt uns in Reichsluft hinein, erhält uns frisch und macht uns fruchtbar in den Gemeinden. Die Aufgaben unserer alten großen Missionsgesellschaften wachsen; zu den alten Freunden hin brauchen sie neue, damit das Werk des Herrn nicht gehindert werde. „Vorwärts“ ist und bleibt die Losung des Herrn; „Vorwärts“ muss auch unsere Losung bleiben. Wir kommen vorwärts, wenn wir das von den Vätern überkommene Werk stärken und in gesundem Stand erhalten helfen.

Ich arbeitete bis Juli 1879 in Mitteldeutschland. Da kam ein Ruf von der evangelischen Gesellschaft in Bern, ihr Prediger in der Stadt Bern zu werden, wo ich meine ganze Kraft für Predigt und Seelsorge verwenden konnte. Diese Gesellschaft ist so alt wie ich, vierundsiebzig Jahre, hat eine ausgedehnte Arbeit im ganzen Kanton und ist durch ihr Bleiben in der Landeskirche und ihr Festhalten am vollen Evangelium der Berner Kirche zu unberechenbarem Segen gewesen. Da ich keinerlei Hoffnung mehr hatte, nach Afrika zurückkehren zu können – obgleich ich und meine Frau es sehr wünschten – so wird man begreifen, dass ich meine Kinder gerne selbst erzogen hätte; das ließ mich eine feste Stellung wünschen. Dann hatte ich als Missionsprediger gar keine Seelsorge, ich war jahraus, jahrein nur Redner, was mich oft unglücklich machte: Meine Erlebnisse in Afrika hatte ich, wie ich bereits bemerkte, hin und her in meinem Arbeitsgebiet erzählt, und musste meine Zuflucht zur Missionsliteratur nehmen. Meine Arbeitsweise brachte es mit sich, dass ich fast täglich andere Kost und andere Betten hatte, und gerade im Jahr 1879 oft recht müde war. Im Juli hatte ich bei Winnerod in Oberhessen im Wald an einem Missionsfest zu reden. Der Wind kam gegen mich und ich musste sehr stark sprechen, um verstanden zu werden. Von Stund an regte sich mein afrikanisches Herzleiden wieder. So kam der Berner Ruf meinen verschiedenen Bedürfnissen entgegen. Zudem war mein Schwager Hans Bäschlin Sekretär der evangelischen Gesellschaft.

Im August hat die Gesellschaft alljährlich ihr Jahresfest. Ich besuchte dasselbe und hielt meine Probepredigt über Jes. 43,1 – 3. Da für meine Frankfurter Stelle in Missionar Fritz ein ganz passender Nachfolger gefunden war, so hielt mich nichts ab, die Berner Stelle anzunehmen. Am 15. September 1879 sagte ich zu. Es war mir nicht leicht, Frankfurt zu verlassen. Meine Frau und ich hatten dort einen schönen Freundeskreis gefunden. Dazu hatte mir der Herr in beiden Hessen und Nassau so viele Freunde und offene Türen geschenkt, dass es mich beim Abschied ein eigentliches Losreißen kostete. Als ich das dem seligen Pfarrer Gustav Schlosser sagte, tröstete er mich mit den Worten: „Es ist das Normale, dass einem der Abschied schwer wird; mir ist es auf allen Stellen so gegangen.“ Ich blicke mit Freude und Dank auf jene vierjährige Arbeit in Mitteldeutschland zurück. Ich durfte den Samen des Wortes reichlich ausstreuen, und bin gewiss, dass am großen Erntetag auch aus jener Zeit Frucht offenbar werden wird, zum Preise des Herrn.

XIII.

Sieben Jahre in Bern von 1879 - 1986

Meine Frau reiste mir voraus nach Bern mit den beiden Töchtern und dem Söhnchen Gottlob, der uns am 10. Febr. 1879 geboren wurde. Unsere drei Basler Knaben freuten sich, wieder bei den Eltern sein zu dürfen. Ich folgte nach und wurde am 3. November in mein neues Amt eingeführt. Die Berner nahmen uns mit viel Liebe auf; unsere Wohnung fanden wir teilweise möbliert und mit Proviant versorgt. Durch meinen lieben Schwager und seine Frau wurde uns das Einleben in Bern sehr erleichtert. Eine liebe Frankfurter Freundin, die uns nach Bern begleitete, half die Brücke bauen von Frankfurt nach der neuen Heimat. Der Übergang über diese Brücke war für meine Frau etwas heimeliger als für mich Schwaben. Sie konnte sofort ihren Züricher Dialekt reden und galt als Landsmännin; ich hatte wenigstens den Trost, dass mein schwäbisch-allemanischer Dialekt sofort von jedermann verstanden wurde, und ich verstand auch jedermann. Das war genug. Die Kinder lernten sehr bald „Berndütsch,“ der älteste Knabe ausgenommen. Bern besitzt so treffliche, freie, christliche Schulen, die keine Staatsunterstützung haben, wie man es kaum irgendwo findet: Ein Schullehrerseminar, eine höhere Töchterschule und ein Gymnasium. Insofern waren unsere Kinder besser versorgt, als an irgend einem andern Ort.

Das Komitee, dessen Mitglied ich wurde, bestand der Mehrzahl nach aus ältern, gläubigen Männern, denen das Reich Gottes am Herzen lag. Jede Sitzung wurde mit Gebet begonnen und geschlossen. Es war und ist ein Arbeitskomitee, das ein Stück sehr lehrreiche Kirchengeschichte repräsentiert. Als im Jahr 1830 der Freiheitssturm durch Europa brauste, manche alten Einrichtungen wegfegte und Raum machte für freiere Bewegung, da waren eine Anzahl gläubige Männer in Bern, denen Gott die Überzeugung ins Herz gab, sie müssten sich zusammenschließen, um in der bernischen Landeskirche neues Leben zu wecken und zu pflegen. Am 3. September 1831 einigten sie sich auf einfache Statuten, die heute noch bestehen, und gründeten an jenem Tag die evangelische Gesellschaft. Zwei Herren, die im ersten Jahre im Komitee waren, traten im zweiten Jahr aus und gründeten nachher die jetzt noch bestehende freie Gemeinde in Bern. Überschaut man nach vierundsiebzig Jahren die Wirksamkeit der evangelischen Gesellschaft, die in der Landeskirche steht, und die Wirksamkeit der freien Gemeinde, so steht man vor der Tatsache, dass im Lauf dieser Jahre viele Seelen durch die freie Gemeinde gesegnet wurden, denn sie hatte vortreffliche Arbeiter, dass aber die evangelische Gesellschaft der freien Gemeinde an Einfluss ungemein überlegen ist, und sich zu ihr verhält, wie der Strom zum Bach, das ist lehrreich für unsere Zeit, um so mehr, als dieselbe Tatsache sich an verschiedenen Orten wiederholt hat und sich immer wiederholen wird. Junge eifrige Leute, denen es aber oft an Lebenserfahrung, Weisheit von oben und an Geduld fehlt, sind immer geneigt, den Faden der Geschichte zu durchhauen und neu anzufangen; sie vergessen das Wort von Bunsen: „Gott in der Geschichte.“ Ignorieren wir die Geschichte, so riskieren wir immer, dass unsere Neuschöpfung eine kurze Geschichte habe. So lange uns die geschichtlich gewordenen Verhältnisse freie Greistesbewegung möglich machen, ist es eine Torheit,

den Zusammenhang mit ihnen aufzugeben, weil wir dadurch den göttlichen Segen, der noch da ist, und den Zaun, den das Bestehende bietet, verlieren. Wir verlieren aber noch mehr, wir verlieren die Berührungsflächen, die wir brauchen für weitreichenden Einfluss. Wir sollen das Salz der Erde und das Licht der Welt sein. An diesem Grundsatz hat die evangelische Gesellschaft in Bern festgehalten auch in den Zeiten, in denen man sie gerne aus der Kirche hinausgedrängt hätte.

Als ich in Bern eintrat, war die Gesellschaft achtundvierzig Jahre alt. Ich traf viel Frucht dieser achtundvierzigjährigen Arbeit. In der Stadt und auf dem Lande waren dreizehn Versammlungshalter tätig, die an 120 Orten monatlich 150 Erbauungsstunden hielten. Einer dieser Brüder, der Vater Heiniger, lebte ganz für die Jungfrauenvereine, die ich in Blüte fand, wie an keinem andern Ort, wo ich bis dorthin gearbeitet hatte. Ähnlich wurden die Jünglingsvereine gepflegt. Außer den dreizehn Brüdern standen noch zwei Bibelkolporteurs im Dienst der Gesellschaft. Die Frucht dieser weitverzweigten Arbeit wird nicht nur gepflegt, sondern auch für weitere Arbeit dienstbar gemacht. Hin und her im Kanton finden regelmäßige Bezirkskonferenzen für Männer statt, in denen jeder zum Wort kommt. Dann bestehen vier jährliche Hauptversammlungen, die in Bern stattfinden und deren Mitglieder sich jedes Jahr mehren. Bei meinem Eintritt waren es 120 Mitglieder. In diesen Hauptversammlungen werden Mitteilungen gemacht über das ganze Werk und die Bedürfnisse des Werkes besprochen. Durch die Mitglieder der Hauptversammlung hat das Komitee Fühlung mit dem ganzen Kanton; sie sollen das Interesse der Gesellschaft überall vertreten und deren Arbeit fördern. Um die Männer fruchtbar zu machen zum Dienst des Herrn, ist ein jährlicher Bibelkurs eingerichtet, der von großem Segen ist. Nebst dem jährlichen Fest, das in einer hierfür erbauten Festhalle stattfindet, finden eine große Anzahl Feste in verschiedenen Teilen des Kantons statt.

So wurde ich in eine große Arbeit hineingestellt. Meine Aufgabe war Predigt und Seelsorge in der Stadt. Das Berner Diakonissenhaus besitzt zwei Häuser in der Nähe der Nydeckkirche und des Bärengrabens. In einem dieser Häuser befindet sich ein Saal, der 6-7000 Personen fasst. In diesem sollte ich reden. Ich traf etwa siebzig Zuhörer an. Bald wurde der Saal übervoll, der Herr segnete Sein Wort sichtbar. Auch Seelsorge bekam ich viel, ist doch in jeder Stadt viel unbesorgte Seelsorge. Ich war ungemein glücklich in meiner Arbeit. Eine Betstunde fand ich nicht vor, gab deshalb den Anstoß für eine solche. Zuerst war sie dürftig, wurde aber später lebendig.

Etwa sechs Wochen nach meinem Eintritt kam die Bitte an mich, ich möchte in Langnau im Emmental in Evangelisationsversammlungen reden. Ich war damals achtundvierzig Jahre alt und hatte den Berner Posten angenommen unter der Bedingung, nicht mehr reisen zu müssen, nachdem ich zwanzig Jahre lang gereist war; an Evangelisation dachte ich nicht mehr. Aber der Herr dachte daran. Gegen meinen Willen war es sein Wille, dass ich in Bern meine Lehrlingsjahre als Evangelist haben sollte. Ich folgte der Einladung nach Langnau und half eine Woche evangelisieren in Gemeinschaft mit zwei Brüdern der freien Gemeinde und einem Methodistenprediger. Diese drei Brüder hatten die Versammlungen veranstaltet. Als ich heimkam sagte ich zu meinem Komitee: so kann man nicht evangelisieren; wer versorgt die Erweckten? wir oder die freie Gemeinde oder die Methodisten? Wir wollen Evangelisation anfangen. Die Antwort war: fange du an, wir verstehen das nicht. So wurde die erste Evangelisationswoche in der Kirche in Aarberg gehalten: zuerst redete ein Pfarrer, ich machte den Schluss. Die Kirche war sonst nicht gut besucht, wurde aber in jener Woche gedrängt voll. Das ermutigte zur Weiterarbeit. Auf Aarberg folgten die Gemeinden Gurzelen, Wattenwyl und Blumenstein; überall hatten wir großen Zulauf. Da ich aber für die Arbeit in der Stadt berufen war, und

Evangelisation auf dem Land sich schwer damit vereinigen ließ, so bat ich das Komitee, einen Pfarrer für Evangelisation zu berufen. Das geschah; wir beriefen einen württembergischen Geistlichen. Bald stellte es sich aber heraus, dass er weit mehr pastorale Gabe hatte als Evangelistengabe; ich musste daher gegen meinen Willen weiter evangelisieren. Im Jahre 1881 glaubten wir dann einen Evangelisten gefunden zu haben in Herrn Pfarrer Roos, der zwanzig Jahre in St. Louis (Amerika) gewirkt hatte. Er trat anfangs April ein. Seine Gabe war aber mehr lehrhaft, und ich war wieder genötigt, Evangelistendienst zu tun. Durch diese Erfahrungen bekam ich den Eindruck, Gott will es, dass ich Evangelist sei; doch behielt ich meine Arbeit in der Stadt bei. Im ersten Bernerjahr zeigte mir der Herr, dass ich für meine Evangelisationsarbeit mehr Gebetsrücken haben müsse. Da ich in der Stadt schon eingewurzelt war, so sammelte ich elf kleine Kreise von je zwei und drei Personen, die in aller Stille für mich beteten, wenn ich auf dem Lande arbeitete. Der Segen dieser Fürbitte war sichtbar, und wirkte wieder zurück auf die Beter, wenn sie hören durften, was der Herr tat. Im zweiten Jahr zeigte mir der Herr, dass ich in keiner Kirche mehr arbeiten soll, auf deren Kanzel die Gottessohnschaft Jesu Christi und das Blut Jesu Christi keine Heimstätte hatten. Ich hatte in einer solchen Gemeinde gearbeitet, und es war eine Bewegung entstanden; aber nach wenigen Wochen hatte sie ein Ende, weil die Gemeinde wieder mit Moral übergossen wurde. Dann bekam ich auch die Überzeugung, dass es fruchtbarer sei, wenn die Zuhörer abends nur eine Evangelisationsrede hören, statt zwei Ansprachen, von denen die erste zuweilen doch mehr Predigt war. Ich fing daher an allein zu reden. Der Herr war sichtbar mit mir, sodass ich sehr viel Seelsorge hatte.

Im Jahr 1882 bereitete der Herr meine Frau und mich auf weitere Arbeit vor, indem er uns erst tief demütigte und uns dann eine neue Ausrüstung von oben gab. Wir hatten ein achtzehn Monate altes Töchterlein Maria, das wie eine Rose blühte und unser aller Freude war. Im April 1882 bekam es Krupp mit Lungenentzündung. Wir und unsere Freunde baten den Herrn inbrünstig, uns das Kind zu erhalten; aber Er nahm es zu sich. Sein Tod war uns eine tiefe Demütigung. Es ist des Herrn Weise, uns vor neuen Segnungen immer erst in den Staub zu legen. Meine Frau segnete Er nachher in der Stille in der Schweiz, und mich segnete Er in der Stille in London. Ich hatte gehört und gelesen, dass damals englische Christen viel weiter seien in der Heiligung als wir auf dem Kontinent; deshalb wollte ich sie sehen; wünschte auch die Heilsarmee kennen zu lernen. Die Christen mit „reinem Herzen“ fand ich nicht; dagegen die Heilsarmee lernte ich gründlich kennen mit Licht und Schatten. Schon damals im Jahr 1882 hatte die Armee viel geleistet in London, besonders unter der verkommensten Bevölkerung, unter der sie heute noch mit Erfolg arbeitet; aber ich sah auch Bedenkliches in ihrer Arbeit, was wir nicht nachmachen könnten und dürften. Am bedenklichsten schien mir das Predigen von Knaben vor Erwachsenen. Die Generalin hörte ich auch einmal in großer Versammlung reden. Noch nie hatte ich eine Frau gehört, deren Gewalt der Rede die ganze Versammlung so mit sich fortriss, wie es mir bei Frau Booth entgegentrat. Sie war geistig die Hauptperson in der Armee. Um die ganze Arbeit kennen zu lernen, war ich auch in einer ihrer nächtlichen Versammlungen von einhalb elf Uhr abends bis morgens fünf Uhr, die unter dem Titel publiziert war: „Die ganze Nacht mit Jesu.“ Ich erwartete eine Gebetsversammlung. An demselben Abend war ich bis neun Uhr in einer herrlichen Versammlung in Mildmay gewesen, in der zwei gesalbte Geistliche der bischöflichen Kirche ergreifend redeten. Mein Herz war voll davon. So betrat ich die große Clapton-Halle der Heilsarmee, die schon ganz gefüllt war. Etwa eine halbe Stunde nachher wurde die Halle geschlossen, sodass niemand sich entfernen konnte bis morgens fünf Uhr, was für mich etwas viel war, da ich einen bewegten Tag hinter mir hatte. Der General leitete die

Versammlung, indem er auf einem Tische stand, und sein Taschentuch fortwährend schwenkte. Es wurde die ganze Nacht gesungen, geredet, gebetet und an die Bußbank gerufen; etwa 200 folgten dem Rufe. Es ging so lebhaft zu in jener Nacht, dass ich am Morgen vollständig erschöpft war. Ich hoffe, die Engländer nahmen mehr Gewinn mit als ich. Wenn man von einer solchen Versammlung auch keine überschwängliche Meinung hat, so muss man doch den Eifer und die Hingabe der Armee schätzen.

Bekanntlich gründete die bischöfliche Kirche Englands auch eine Armee, als sie den Erfolg der Heilsarmee sah. Bei der Heilsarmee bleibt jeder Bekehrte Soldat, bei der kirchlichen Armee wird er Gemeindeglied der bischöflichen Kirche. Auch die kirchliche Armee lernte ich etwas kennen durch den bekannten bischöflichen Geistlichen Evan Hopkins. In seinem „Gemeindehaus“ war ich eines Abends in einer Versammlung von etwa fünfzig jungen Männern, die alle durch die kirchliche Armee gerettet worden waren. Ich hatte meine helle Freude an diesen Leuten; es waren lebendige Menschen. Einer unter ihnen war als Atheist Anhänger des gottlosen Parlamentsmitgliedes Bradlaugh gewesen. Ich bekam an jenem Abend den Eindruck, dass wir Deutsche etwas praktischer und eifriger sein dürften.

Was mir aber der Herr während jenes Aufenthaltes in London schenkte, bekam ich nicht in Versammlungen, sondern in der Stille. Ich logierte bei lieben englischen Freunden, die den ganzen Tag in der Arbeit standen, sodass ich viel allein war. Dort in der Stille begegnete mir der Herr, legte mich tief in den Staub und schenkte mir eine neue Ausrüstung durch Seinen Geist. So kehrte ich nach Bern zurück. Bald kam ein neues Moment in meine Arbeit. Ein lieber, mir befreundeter Pfarrer bat mich, einem vornehmen, krebserkrankten Herrn einen seelsorgerlichen Besuch zu machen. Dieser Herr stand früher dem Heiland ganz fern, wurde aber immer offener für die Wahrheit und starb im Glauben. Bei diesem Besuch lernte ich auch seine Frau kennen. Sie war eine innig fromme Seele, aber in hohem Grade magenkrank, sodass sie außer einem Teelöffel Champagner nichts mehr vertragen konnte. Sie hatte gerade Besuch von einer mir befreundeten Dame. Ich fragte die Kranke, ob sie glaube, dass der Herr sie heilen könne; sie sagte ja. Darauf salbte ich sie mit Öl im Namen des Herrn nach Jakobi 5,14 und legte ihr die Hände auf an einem Vormittag. Mittags saß sie mit uns am Tische und konnte jede Speise vertragen. Nachher wurde ich zu einer älteren Jungfrau auf dem Lande gerufen, die schon sechzehn Jahre lang im Bett lag; ihr Nervensystem war ganz zerrüttet, sie konnte kein Geräusch mehr ertragen. Ihre Brüder waren Ölmüller und sollten bauen, konnten aber nicht, um dieser kranken Schwester willen. Ich redete gründlich mit ihr und zeigte ihr, dass der Herr nach Jesaja 53,4 und Matth. 8,17 uns am Kreuz das Gnadenrecht erworben hat, Ihm auch für leibliche Krankheiten zu vertrauen. Ich legte ihr die Hände auf und betete über sie. Sie stand auf, kleidete sich an und ging mit mir in das benachbarte Haus ihres Bruders zum Mittagessen. Einige Wochen nachher machte sie eine Reise nach Männedorf. Von jener Zeit an kamen Kranke zu mir, und ich hatte auf dem Lande im Zusammenhang mit Evangelisation in der Stille besondere Krankenversammlungen. Dabei machte ich einzelne liebevolle Erfahrungen von Heilung; aber viele wurden nicht gesund. Ich suchte diese Arbeit durchaus nicht, sie kam ungesucht an mich. Damals sah ich, dass Krankenheilung bei aufrichtigen Seelen vorbereitend wirken kann für Aufnahme der Predigt, und ich lernte den Zusammenhang von Jesu Heilungen und Seiner Predigt besser verstehen.

Noch eine andere Veränderung kam in meine Arbeit. In den ersten zwei Jahren meiner Evangelisation machte ich die traurige Erfahrung, dass viele von den Gemeinschaftsleuten keine Heilsgewissheit hatten. Ich schlug daher meinem Komitee vor, mich einen ganzen Winter unter den Gemeinschaftsleuten arbeiten zu lassen. Der

Vorschlag wurde genehmigt. Hatte ich früher in Kirchen geredet, so hatte diese neue Arbeit zur Folge, dass ich zunächst in kleineren Lokalen reden musste, die wiederholt der Erweiterung bedurften, durch Errichtung eines anstoßenden Bretterschuppens, sodass ich doch viele Zuhörer hatte. Um meinen Zweck besser zu erreichen, hielt ich Nachversammlungen mit Einzelunterredungen, die sich sehr zweckmäßig erwiesen. In der ersten großen Gemeinde, in der ich auf diese Weise arbeitete, kamen am ersten Abend siebenundsechzig Seelen, die Frieden mit Gott suchten. Das war mir eine Bestätigung der Notwendigkeit der Arbeit an den Gläubigen. Wie sollen wir vorwärts kommen in unsern Gemeinden; wenn die „besseren“ der Gemeindeglieder keinen Frieden mit Gott haben, und nicht zeugen können von ihrem Heiland auf Grund erfahrener Gnade? Das Erste für jeden Pfarrer muss sein, dass er einen Grundstock von Betern bekomme, die mit Freuden rühmen können: „Mir ist Erbarmung widerfahren.“ Bekommt er das nicht, so sitzt er mit seinem Ruderboot auf der Sandbank. Es war ein reich gesegneter Winter, in welchem ich auf diese Weise arbeitete; wir bekamen eine Geistesbewegung. Das hatte aber seine Folgen. In Genf und an anderen Orten hatte die Heilsarmee ihre Arbeit begonnen. Sie machte den Fehler, dass sie in der Schweiz in derselben auffallenden und aufregenden Art arbeitete, wie unter der Hefe in Whitechapel in London. Das reizte die Schweizer, und es begann eine Verfolgung gegen die Heilsarmee, die in Gesetzlosigkeit ausartete, weil die Behörde sich schwach zeigte. Diese Gesetzlosigkeit ging soweit, dass im Kanton Neuchatel sich ein Verein bildete für Rechtsschutz. Die Strömung kam auch in den Kanton Bern herüber nach Biel, wo die Armee arbeitete. Der Pöbel drang in ihr Lokal ein und zerstörte alles. Die Missetäter wurden mit acht Franken Geldstrafe belegt, während das zerstörte Eigentum einen Wert von 2000 Franken hatte. Durch solche Justiz züchtete man Roheit, die sich auch gegen meine Arbeit wandte. Man würde aber ungerecht urteilen, wenn man sagen wollte, ein Geist der Roheit hätte damals das Berner Volk erfasst; es war durchaus nicht das Volk, das mich im Jahr 1882/83 verfolgte, sondern es waren in einigen Kantonsteilen eine Anzahl gottloser Menschen, die ihrer Gottlosigkeit an meiner Arbeit Luft machten, während ich in anderen Kantonsteilen unbelästigt blieb. Ich arbeitete damals z. B. in der großen Gemeinde Steffisburg, in Ruegsauschachen, in Kammershaus im Emmental und niemand störte mich, während die Art der Arbeit doch ganz dieselbe war, wie an den Orten, wo ich verfolgt wurde. Ich selber fragte mich, waren es die profanen Lokale, die gottlose Menschen reizten? Wie wir gleich sehen werden, war es allerdings zunächst ein Tanzsaal, den der Teufel als Signal zum Aufruhr benützte; aber die Lokale an und für sich waren nicht allein die Ursache. In der kleinen Stadt Belp z. B. redete ich in der Kirche und logierte im Pfarrhaus, und doch wurden meine Versammlungen in gemeiner Weise gestört. Noch mehr: als ich in der Nacht im tiefsten Schlafe lag, flogen Steine in mein Zimmer, die die Fensterrahmen so erschütterten, dass ich vom Schrecken fünf Wochen lang starkes Herzklopfen hatte. In einem Zimmer, das an das meinige anstieß, schlief ein älteres Fräulein, das so erschrak, dass es bald darauf starb. Also auch Kirche und Pfarrhaus schützten mich damals nicht vor Verfolgung. Der Teufel merkte, dass der Herr anfang durch das Land zu gehen, und darum machte er seine Leute mobil.

Will man die damalige feindliche Bewegung richtig beurteilen, so muss man sagen: dadurch, dass die Regierung in Genf, Neuchatel und nachher auch in Bern ein Auge zudrückte gegen die Verfolgung der Heilsarmee, entstand ein Geist der Gesetzlosigkeit, der sich auch gegen die Evangelisation richtete. Als ich mich vollends auf feindliches Territorium begab und anfang, in Tanzsälen zu arbeiten mit Nachversammlungen, die ich früher in den Kirchen nicht haben konnte, war das ein rotes Tuch, das den Teufel und seine Leute zur Eröffnung des Kampfes reizte in der richtigen Erwartung: „wir werden nicht bestraft.“ Die Regierung in Basel war viel klarer: sie wies die

Heilsarmee in die nötigen Schranken, strafte den ersten Versuch der Verfolgung und es blieb alles ruhig.

Den ersten Sturm erlebte ich in der Gemeinde Wynigen. Ich hatte unmittelbar vorher eine gesegnete Arbeit in Ruegsauschachen und es verlief alles in voller Ruhe. Der Bruder, bei dem ich dort logierte, hatte Verwandte in Wynigen und ermunterte sie, mich auch zu rufen. Sie folgten seiner Aufforderung und baten mich zu kommen. Da sie kein passendes Lokal hatten und die Kirche nicht zu haben war, mieteten sie den Tanzsaal eines freundlichen Wirtes. Viele aus der Umgegend besuchten die Versammlungen und manche nahmen auch eine Erfrischung in dem Wirtshaus, in dem die Versammlungen stattfanden. Das machte wohl einem andern Wirt in Wynigen keine besondere Freude. In seinem Haus stärkten sich drei Männer zu einer befreienden Tat für Wynigen. Als ich eines abends die Versammlung verließ und auf dem Wege nach meinem Logis war, überfielen mich die drei angetrunkenen Männer auf offener Straße, vor dem Hause des Landjägers. Der stärkste unter ihnen, ein Schmied, führte einen wuchtigen Hieb gegen meinen Kopf mit einem Stück Buchenholz. Hätte der mich begleitende Freund nicht die Geistesgegenwart gehabt, den Hieb mit seinem Arm aufzuhalten, so hätte ich an jenem Abend mein Leben verloren. Ich konnte fliehen. Am folgenden Abend wollten sie ihren Zweck auf schlaudere Weise erreichen. Mehrere Männer verkleideten sich in Frauenkleider, um mich vorgeblich in das Logis zu geleiten, mich aber dann in einen Bach zu werfen und das im Winter. Die Wirtin, in deren Haus der Plan gemacht wurde, verriet denselben. Infolgedessen begleiteten mich etwa siebzig Männer in mein Logis und die Scheinweiber konnten nichts machen. Das Traurigste war aber, dass derselbe Landjäger, vor dessen Haus ich überfallen wurde, mich nachher verklagte wegen Hausbettels. Die evangelische Gesellschaft, in deren Dienst ich stand, hatte seit 1831 Kollekte in allen Versammlungen, ich hatte deshalb auch Kollekte. Diese hieß der Landjäger Hausbettel. Ich wurde nach Burgdorf vor Gericht geladen, hatte aber die gute Begleitung eines lieben, gläubigen Berner Freundes, des Herrn Pfarrer Gerber, der in diesen Tagen heimging, und eines wohlgesinnten Advokaten. Mein Freund hielt den Richtern erst eine Predigt, in der er ihnen die Torheit ihres Verfahrens vorhielt, und der Advokat machte ihnen wohl auch Eindruck. Ich wurde verhört und damit endete die Sache wie das Hornberger Schießen. Nach langer Zeit kam ein Landjäger zu meiner Frau und sagte ihr: ich werde nicht mehr vorgeladen, bekomme aber auch keinen Schadenersatz.

Nicht so unschuldig schloss die Sache in Konolfingen. Dort redete ich in einem großen Tanzsaal mit sehr vielen Fenstern. Schon bei Beginn der Versammlung, als ich den ersten Liedervers vorsagte, flog ein Stein durch das Fenster gegen mich. In der folgenden Nacht schlugen drei Männer, die sich in einem Wirtshaus für die Tat gestärkt hatten, alle Saalfenster kurz und klein. Diese drei Schnapser, von denen früher einer wegen Beißens vor Gericht stand, bekamen Angst und boten dem Eigentümer des Saales Schadenersatz an. Darauf schrieb ich dem Regierungsstatthalter, die Missetäter hätten sich selbst verraten, er möge sie fassen lassen. Die Sache kam vor Gericht. Das Komitee, das mich gerufen hatte, wurde mit 50 Franken Strafe belegt und die drei Schnapser wurden freigesprochen.

In Wangen a. A. hatte ich Versammlungen im Saal einer großen Rotfärberei; der Besitzer war gläubig. Als ich ankam, sagte er mir: Es steht bedenklich: die Männer der Stadt rotten sich zusammen mit geladenen Gewehren und wollen vor die Fabrik kommen. Ich telegraphierte sofort an den Präsidenten der englischen Gesellschaft, Edward von Wattenwyl. Sein Vetter, Regierungsrat von Wattenwyl hatte das Polizeidepartement unter sich; er bat ihn, mich zu schützen. Dieser befahl dem

Regierungsstatthalter in Wangen telegraphisch, mich zu schützen. Das Telegramm schlug ein wie ein Blitz. Die Rote kam vor die Fabrik, schoss auf das Dach und verschwand wieder. Gott möge es dem seligen Regierungsrat vergelten, dass er in jenem bösen Winter seine Hand über mich hielt. Als ich in Konolfingen vierzehn Tage lang abends meines Lebens nicht sicher war, sandte er mir Polizisten von Bern, die mich allabendlich in mein Logis geleiteten.

Wer diese Dinge nicht mit erlebt hat, wird kaum begreifen, wie solche Zustände möglich waren. Sie wurden genährt durch eine schlechte Presse, die gegen mich aufhetzte und mich verdächtigte. Alle möglichen Lügen wurden über mich verbreitet, sodass das Komitee der evangelischen Gesellschaft sich genötigt sah, mich durch ein Zirkular öffentlich zu verteidigen. Man braucht sich daher gar nicht zu wundern, dass Leute, die diese Gerüchte glaubten, ein Recht zu haben meinten, mir irgend eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Auf der Bahnlinie Bern-Luzern war ich ein Jahr lang nie sicher vor Spott. Der Schaffner war imstande, die Tür meines Coupés zu öffnen, mit dem Finger auf mich zu deuten und den Reisenden zu sagen: „Da sitzt er.“ In Langnau war auf dem Bahnhof an hoher Stange eine weiße Tafel befestigt, auf der sich eine Hand mit ausgerecktem Zeigefinger und der Überschrift befand: „Richtung für die Beschränkten,“ das heißt: Richtung zu Schrenks Versammlungslokal.

Hatte ich Versammlungen in Scheunen, was oft der Fall war, so wurde ich nie gestört. Ich denke mit Freuden an die schönen, gesegneten Versammlungen in Scheunen, wo bis zwölfhundert Menschen versammelt waren. Man nahm mir das Wort vom Munde. Ich lernte da die echten Berner kennen, die noch nicht von der falschen Kultur verdorben sind. Im Rückblick auf jenes unruhige Berner Jahr kann ich dem Herrn von Herzen danken; ich habe viel gelernt. Es ist keine Kunst, in ruhiger Versammlung, in feierlichem Gottesdienst zu reden über Nachfolge Jesu, und mit Macht zu singen: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, lass fahren dahin.“ Wie steht man aber in der Praxis da? Vielleicht ganz erbärmlich. Ich kam mir in meinem Leben noch nie erbärmlicher vor als in einer mond hellen Nacht, in der ich mit einem befreundeten Berner Pfarrer von einer Versammlung um elf Uhr in sein Pfarrhaus zurückkehrte. In der Nähe des Pfarrhauses wohnte ein gottloser Wirt. Dessen Knecht übergoss uns mit Jauche von Kopf bis zu Fuß. Wir ärgerten uns sehr. Als ich dann um Mitternacht noch meinen Überrock am Brunnen wusch, schämte ich mich von Herzen und sagte mir selbst: Ich bin ein elender Mensch: der Heiland sagt: seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden, und ich ärgere mich. – Es gibt keine Nachfolge Jesu, ohne Leiden für Jesum. Leiden für Ihn lernt man nur durch Praxis; wohl dem, der lernt!

Es wird am Tage des Herrn offenbar werden, was der Herr in jenem Jahr 1882/83 an vielen Seelen getan hat. Wie mancher Bann wurde gelöst, wie viele kamen in den Sprechstunden zum Frieden! Wie viel Opferwilligkeit zeigte sich nachher! Es wurde damals klar, dass die evangelische Gesellschaft nicht in Tanzsälen arbeiten könne, und ebenso klar war es, dass viele Kirchen für Evangelisation nicht mehr geöffnet werden. Da und dort wurden gläubige Männer nicht wieder gewählt in die Presbyterien, sondern durch freisinnige ersetzt, damit man sicher sei vor Evangelisation. Infolgedessen erkannten viele Brüder, dass wir eigene Lokale bekommen müssen. Wo Gottes Winde wehen, kommt auch der Geldschlüssel in des Herrn Hand. Es war eine Lust zu sehen, wie ein Vereinshaus nach dem andern gebaut wurde. Von Schuldenmachen war keine Rede; alles wurde bezahlt. Diese Vereinshäuser wurden der evangelischen Gesellschaft zugeschrieben, und seither kann man ungestört arbeiten und braucht um Lokale nicht mehr betteln zu gehen. Die

Evangelisation ist von dort an im Kanton Bern völlig eingebürgert worden, wie kaum irgendwo in Deutschland und in der Schweiz.

Während der Herr auf dem Lande Sein Werk hatte, arbeiteten in der Stadt verschiedene Brüder im Segen weiter Pfarrer R o o s wirkte besonders als Seelsorger sehr treu. Als der Nydecksaal für die Sonntagabende zu klein wurde, öffnete uns das Presbyterium der Nydeckkirche bereitwilligst die Kirche. Auch diese wurde voll. Es war sehr schön, dass wir das Gastrecht in der Kirche hatten: aber absolut sicher war es nicht, denn auch Presbyterien verändern sich. Im Jahre 1881 feierte die evangelische Gesellschaft ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Damals sagte ich: es wäre sehr schön, wenn wir als Jubiläumsdenkmal ein eigenes Vereinshaus in der Stadt bekämen. Die Antwort war eine einfache: „wir haben kein Geld.“ Bald darauf gab es eine Veränderung nach links in der Pastoration der Heiliggeistkirche in der obern Stadt. Da lag für uns eine Aufforderung in den Verhältnissen der Gemeinde der obern Stadt, die über 20.000 Seelen zählte, eine Lücke auszufüllen und ein Lokal zu errichten für Arbeit in diesem Stadtteil. Der Gedanke zündete. Freunde der Gesellschaft zeichneten in einer Woche in aller Stille 55.000 Franks. Mit dieser Liste kam ich in die Komiteesitzung im Jahre 1882; das Komitee zeichnete in derselben Sitzung 20.000 Franks. So hatten wir die schöne Summe von 77.000 Franks und damit war die Baufrage entschieden. Die evangelische Gemeinschaft bot uns damals ihre Kapelle für 150.000 Franks zum Kauf an; das war uns aber zu teuer; für diese Summe konnten wir viel praktischer und schöner bauen. Der Herr sprach sein Amen zu unserem Bauplan und ließ uns in der stillen Nägeligasse, in der das freie Gymnasium, die Kapelle der evangelischen Gemeinschaft und die freie höhere Töchterschule sich befinden, einen ganz passenden Bauplatz finden, auf dem vom Jahr 1882 auf 1883 eine schöne Kapelle mit 1750 Sitzplätzen errichtet wurde. Seit eine größere Orgel hineinkam, hat sie etwas weniger Sitze. Am 21. August 1883 wurde die Kapelle eingeweiht. Nun sollte sie auch gefüllt werden. Um das zu erreichen, hatten wir drei Wochen lang Evangelisationsversammlungen, in denen mein lieber, seliger Freund, Vorsteher Th u m m aus Wilhelmsdorf in Württemberg zusammen mit mir redete. Der Herr war sichtbar mit uns in jenen Wochen. Die Kapelle wurde voll; in den Morgenbetstunden waltete der Geist des Gebets und manche Seele kam vom Tod zum Leben. Von jener Evangelisation an hatte ich eine schöne Arbeit in der Kapelle. Am Sonntagabend kamen bis 1500 Menschen und in die Bibelstunden bis 800. Dementsprechend war auch die Seelsorge.

Die Sonntagmorgenbetstunde, die eine direkte Frucht jener Evangelisation war, machte mir besondere Freude; es war die schönste Betstunde, die ich in meinem Leben hatte. Sie zählte etwa siebzig Besucher. Ich redete immer erst ganz kurz über einen Text; dann beteten etwa zehn. Nie hörte ich ein langes Gebet, nie etwas Ungesundes. Es war keine gemachte Betstunde, sie war aus dem Geist geboren. Wir beteten für die Gottesdienste, Sonntagsschulen, Vereine, Gemeinschaften, für innere und äußere Mission. Das Ganze währte eine starke halbe Stunde; um ½ 9 Uhr schlossen wir. Der Mehltau vieler Betstunden sind die langen Gebete, die geistlich gesinnten Menschen die Betstunde verleiden. Ein weiterer Segen jener Zeit war eine sich mehrende Zahl von Kommunikanten. Als der Kanton Bern, wie die übrigen Schweizerkantone im Jahre 1874 ein neues Kirchengesetz und völlige Religionsfreiheit bekam, wurde die Bekenntniskirche der Reformation zu Grabe getragen und an ihre Stelle trat eine völlig bekenntnislose Volkskirche, ein Sprechsaal.

Das verursachte eine tiefgehende Bewegung unter den ernsteren Christen, und die weitblickenden Männer, die an der Spitze der Gesellschaft standen, erkannten, dass nur durch Einführung des Abendmahls in ihren Gemeinschaften eine kirchliche Auflösung in

größerem Stil verhütet werden könne. Sie täuschten sich nicht. Durch Einführung des Abendmahls in ihren Kreisen erhielten sie der Landeskirche das Salz von hunderten von lebendigen Christen. Zu dem Abendmahl kam dann noch Konfirmandenunterricht, für Kinder von Eltern, die treu am Bekenntnis festhielten. Die Zuchtlosigkeit im Bekenntnisstand brachte den Gläubigen innerhalb der Landeskirche völlig freie Bewegung für ihre Arbeit. Wie seit 1874 in dem Saal der Nydeckklaube einmal im Monat das Heilige Abendmahl von der Gesellschaft ausgeteilt wurde, so wurde es auch in der neuen Kapelle von 1883 an eingeführt. Wir hatten in der letzteren etwa 300 Kommunikanten, die man alle genauer kannte und die alle zur Landeskirche gehörten. Einzelne Brüder haben immer wieder versucht, die schweizerisch-kirchlichen Verhältnisse mit den deutschen kirchlichen Verhältnissen zusammenzuwerfen und gingen daher bei ihrer Arbeit in Deutschland von einer völlig falschen Voraussetzung aus. Das verursachte Verwirrung. Wir stehen in Deutschland heute auf dem kirchlichen Boden, auf dem die schweizerische Kirche vor 1874 stand.

Wie ich bereits bemerkte, wurde durch Vater Heiniger im Kanton für Jungfrauenvereine viel getan; auch in der Stadt hatte er einen blühenden Verein, bei dem aber leider die Gebildeten fehlten. Letzteres veranlasste mich, die gebildeten Töchter zu sammeln. Erst kam eine kleine Schar, die eine liebevolle Gemeinschaft bildeten. Nachher öffneten wir die Türe weiter und brachten es auf fünfzig Mitglieder. Auch der Männerverein wuchs durch die Arbeit in der Kapelle. Unter den Frauen hatte meine Frau eine schöne Arbeit und wir beide wurzelten tief ein in Bern. Wir hatten so innige Gemeinschaft, wie wir es vor und nach Bern nie hatten, es war wirkliche Gemeinschaft des Geistes.

Es versteht sich von selbst, dass ich bei dieser vielen Arbeit in Stadt und Land außerhalb des Kantons fast nichts tun konnte. Einmal nahm ich an Versammlungen in Stuttgart teil und im Oktober 1882 wurde ich für Evangelisation nach Basel gerufen. Drei Brüder hatten in Basel Evangelisation begonnen; nach achttägiger Arbeit riefen sie mich. Ich folgte dem Rufe und blieb vier Wochen dort. Der Zudrang zu den Versammlungen war ein außerordentlicher; wir mussten wegen Mangels an Raum die Geschlechter trennen und zu gleicher Zeit in zwei Lokalen reden. Die Stadt war bewegt, und der Geist Gottes wirkte mächtig, so dass viele zum Herrn kamen und noch jetzt lebendige Früchte aus jenen Tagen in Basel sind. Schauen ich heute auf jene Tage in Basel zurück, so glaube ich, dass mit etwas mehr Rücksicht auf das Bestehende, und mit etwas weniger Forcieren der Segen wenigstens ebenso groß, oder größer gewesen wäre, als er war. Für meine Stellung in Bern hatte die Basler Arbeit Folgen. Mehrere Berner bekamen Angst durch die Basler Arbeit und hielten es für möglich, dass der einundfünfzigjährige Schrenk ein gar zu feuriges Rösslein werden möchte, so dass ich mich in einer bewegten Konferenz zu der Erklärung genötigt sah, ich sei bereit, meinen Posten zu verlassen, was aber ganz gegen den Willen meines Komitees war. Die Angst war auch umsonst; ich hatte in der Schule von Inspektor Josenhans in Afrika eine Kirche gründen helfen, und hatte für die bedenklichen kirchlichen Verhältnisse in Bern oft nur zu viel kirchliche Klarheit. Ich blieb nach jener Konferenz noch fast vier Jahre in Bern, aber es war doch ein Schnitt in meine Stellung gemacht worden.

Dazu trat ein weiterer Einfluss, der mich auf den Gedanken brachte, nach Deutschland zurückzukehren. Mein seliger Freund, Professor Christlieb in Bonn, kam im Sommer gewöhnlich in den Kanton Bern zur Erholung. Er sagte mir wiederholt: Komme nach Deutschland und arbeite in unseren großen Städten, wo es viel nötiger ist, als im kleinen Kanton Bern. Ich entschloss mich im Jahr 1884 einen Versuch mit Evangelisation

in Deutschland zu machen; dieser sollte im Oktober in Berlin beginnen; es war aber eine Wahlbewegung dort, die Freunde veranlasste, mich nach Bremen ziehen zu lassen, wohin mich der lutherische Pastor Cuntz berief. Auch in Bremen kam ich sehr unbequem. Es war dort zehn Tage lang eine Art Kirmess, während welcher alle Tanzsäle besetzt waren. Wir hatten damals die Meinung, es sei am zweckmäßigsten, in profanen Lokalen zu evangelisieren, was sich aber in der Erfahrung nur für größere Städte bestätigt hat. So musste ich warten, bis ein Tanzsaal zu haben war. In den ersten zehn Tagen hielt ich abends Bibelstunde im Gemeindehaus, und machte während des Tages im Namen des Pastors Hausbesuche in anderthalb Straßen, von Haus zu Haus. Nur ein Mann war unfreundlich; sonst wurde ich überall anständig behandelt, auch von Sozialdemokraten. Gerne hätte ich fortgefahren mit den Hausbesuchen. Ich hatte den Eindruck, es wäre eine sehr nötige und fruchtbare Arbeit. Endlich konnte ich meine Arbeit in einem Tanzsaal beginnen, der von Anfang an voll wurde. Auch Sozialdemokraten kamen mit brennender Zigarre. Die Zigarre senkte sich allmählich und das Gesicht wurde ernster. Was mich nach den Berner Erfahrungen angenehm berührte, war die Stille, ohne alle Störung. Ich war vom 12. Oktober bis 11. November in Bremen; davon gehen aber die ersten zehn Tage ab. Nach Bremen arbeitete ich noch siebzehn Tage in Frankfurt a. M. wohin mich ein Komitee rief. In Frankfurt, wo man mich ja kannte, war ein frischer Zug in der Arbeit, ich hatte viel Seelsorge; es wurde sogar beschlossen, ich solle im nächsten Jahr wieder kommen. Nach der Arbeit in diesen beiden Städten kehrte ich wieder nach Bern zurück.

Im folgenden Herbst des Jahres 1885 kam ich für längere Zeit nach Deutschland und begann die Arbeit in Frankfurt a. M. Die damalige Arbeit gehört zu den gesegnetsten Arbeiten die ich in Deutschland hatte, sie war auch die längste. Dreiundvierzig Tage arbeitete ich ununterbrochen in verschiedenen Lokalen der Stadt. Wer den Versammlungen im Zirkus beiwohnte, wird sich heute noch über sie freuen. Weil der Polizeipräsident Angst vor Störung hatte, erschien am ersten Abend eine große Schar von Polizisten in Uniform; am zweiten Abend hatten wir noch einen in Uniform, und dieser wäre auch nicht nötig gewesen, denn der Herr war mächtig unter uns mit Seinem Geist, was ich am besten in den Sprechstunden merkte. Wie erhebend war der Gesang im Zirkus! Ich kam nach Deutschland mit dem Grundsatz, den Leuten zu begegnen auf ihrem eigenen Boden und fragte mich, was werden auch die gerne singen, die seit Jahren in keine Kirche mehr gingen? Die Antwort war: Die Melodien, die sie in der Jugend lernten. Wir sangen im Zirkus ein geistliches Lied nach der Melodie: Goldne Abendsonne, wie bist du so schön! Es war ergreifend wie die Masse Menschen sang. Es kamen damals viele zum Herrn. Aus jener dreiundvierzigtägigen Arbeit ist das Vereinshaus im Nordosten direkt hervorgewachsen, in dem seither viele gesegnet worden sind. Nach Frankfurt arbeitete ich im benachbarten Bergen, Hanau, Kassel, Heidelberg und Bonn. In Hanau erkältete ich mich, verlor deshalb in Kassel die Stimme und konnte dort nur acht Tage reden. In Heidelberg hatte ich starkes Fieber; die Brüder beteten für mich und nach drei Stunden war ich wohl, konnte die Arbeit vollenden und nach Bonn weiterreisen.

Die Arbeit jenes zweiten Winters war mehr als ein Versuch; ich bekam Freudigkeit, in Deutschland zu arbeiten. Aber es war mir ungemein schwer, mich innerlich von Bern los zu machen, meine Frau und ich waren fest angewachsen. Dazu waren die Kinder in vorzüglichen christlichen Schulen. Ich stand im fünfundfünfzigsten Jahr als Vater von acht Kindern, hatte beim Austritt aus meiner Frankfurter Reiseprediger-Stellung die Pension fahren lassen; war es richtig, wenn ich sie noch einmal fahren ließ? Der Herr gab Schritt für Schritt Klarheit, nachdem meine Frau und ich diese Fragen zwei Jahre lang bewegt hatten. Ein alter württembergischer Bruder sandte mir die Hälfte der Umzugskosten nach

Deutschland; das war ein deutlicher Wink. Wo sollte ich mich niederlassen? Eine Zeit lang dachte ich, ich wolle in Bern wohnen, und von dort aus in Deutschland arbeiten. Aber meine Arbeit in Deutschland im Winter 85/86 zeigte mir, dass das nicht ging; der Evangelist tut wohl, nach jeder Arbeit heimzugehen, und sich in der Stille zu sammeln. Hierfür musste ich in meinem Arbeitsgebiet wohnen. Ich wusste als früherer Reiseprediger in Mitteldeutschland, dass der Geist in den kurhessischen Gymnasien ein verhältnismäßig guter sei; dazu war ich in beiden Hessen und Nassau gut bekannt. Ich wandte mich deshalb nach Marburg, um dort ein Logis zu suchen. Trotz der Annoncen und meines persönlichen Bemühens fand ich nichts, und war im Begriff abzureisen mit dem Eindruck: am Ende sollst du doch in Bern bleiben. Auf einer früheren Reise lernte ich Herrn Pfarrer Scheffer kennen. Ich besuchte ihn vor der Abreise. Er sagte mir: „Sie predigten hier im Jahre 1877, und meine Schwiegermutter, Frau von Gehren, hatte Segen von Ihnen; sie würde sich freuen, wenn Sie sie grüßen würden. Ich tat es, und kaum war ich bei der alten Dame, so sagte sie: „Da drüben wäre ein ganz passendes Logis für Sie.“ Ich besichtigte es, fand es wie gemacht für mich und mietete es. Damit waren die Würfel gefallen für unsern Umzug nach Deutschland. In Bern erwies man uns noch sehr viel Liebe vor unserem Abschied. Am 26. September 1886 verließen wir Bern, um am 1. Oktober in Marburg einzuziehen. Dem Herrn sei Lob und Dank! für den vielen Segen, den Er mir in Bern geschenkt, für die viele Liebe, die ich mit meiner Familie dort erfahren durfte, und für die Vorbereitung, die ich in Bern fand für meine Arbeit in Deutschland. Der Herr segne das Werk der evangelischen Gesellschaft auch fernerhin reichlich! O wie dankbar ist man, wenn man nach siebenjähriger Arbeit den Wanderstab weiter setzt, dass man alle erkannten und unerkannten Sünden, alle Verkehrtheiten und Versäumnisse durch Christi Blut getilgt weiß, und man durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit die neue Station im Frieden Gottes betreten darf.

XIV.

Evangelist in Deutschland von Oktober 1886 an.

Das Entwurzeln einer großen Familie und ihre Versetzung in einen neuen Boden ist immer eine ernste Sache und erfordert ein tieferes Einwurzeln im Herrn, wenn man ohne Schaden durchkommen will. Das galt auch für die Übersiedelung meiner Familie von Bern nach Marburg. Hatten unsere Kinder in Bern vortreffliche christliche Privatschulen mit ihrer heilsamen Zucht, so traten sie in der kleinen Universitätsstadt Marburg in Staatsschulen ein, die stark vom Studentengeist beeinflusst waren. Wir Eltern verließen in Bern eine ganz lebendige Gemeinschaft und wohnten nun in einer Stadt, in der damals Gemeinschaft, wie man heute davon redet, unbekannt war. Zudem trafen wir zwei Konfessionen, die lutherische und die reformierte. In Bern hatte ich in einer bekenntnislosen Volkskirche gearbeitet, im Dienste einer erfahrenen und bewährten Gesellschaft; in Deutschland sollte ich in einer organisierten staatlichen Bekenntniskirche arbeiten, als freier Evangelist. Als wir in Marburg einzogen, hatte ich keine Ahnung, dass unser dortiger Aufenthalt verhältnismäßig kurz sein werde. Für meine Arbeit lag Marburg äußerst günstig: ich wohnte an einer Haupteisenbahnlinie, erreichte jeden der zwei Endpunkte meines Arbeitsgebietes: Hamburg und Bern bequem in einem Tag. Das Leben in Marburg war nicht teuer und unsere Wohnung war angenehm. Was aber mir und meiner Frau bald Bedenken machte, das war der starke studentische Einfluss auf das Gymnasium, in dem wir vier Schüler hatten. Wären unsere Knaben vorher nicht in dem vortrefflichen, christlichen Berner Gymnasium gewesen, so hätten wir diesen übeln Einfluss wohl weniger gemerkt. Was uns besonders schwer machte, das war die Versuchung der Gymnasiasten zu geheimen Verbindungen, die bekanntlich eine Pflanzschule der Lüge und anderer Sünden sind. Hatte ich bei unserer Übersiedelung von Bern nach einem Gymnasium in einer Universitätsstadt mit Garnison getrachtet – wir haben sechs Söhne – so bekam ich jetzt mehr und mehr die Überzeugung, dass unsere Kinder besser versorgt wären in dem Gymnasium einer Stadt ohne Universität, oder in einer größeren Universitätsstadt. Marburg hatte damals zirka 13.000 Einwohner mit 1000 Studenten. Vorderhand wusste ich nicht, wie wir aus dieser Verlegenheit kommen sollten. Durch meine viele Abwesenheit von Hause wurde natürlich die Gefahr für unsere Kinder verstärkt.

Wer selber Vater ist, wird begreifen, dass bei mir zuweilen die Frage auftauchte, ob ich nicht um der Kinder willen für immer eine feste Stellung annehmen sollte. Ganz unerwartet kam im Jahre 1889 ein Ruf von Straßburg i. E. an mich, Pfarrer am dortigen Diakonissenhaus zu werden. Schon in Bern war ich näher mit der Diakonissensache bekannt geworden, und liebte sie. Um meiner Familie willen hätte ich jenen Ruf gerne angenommen. Folgende Erwägungen hielten mich hiervon ab: ich ging seiner Zeit nach Bern um der Erziehung der Kinder willen. Ganz gegen meinen Willen führte mich Gott in Bern in die Evangelisation hinein und hielt mich darin fest. Ich siedelte nach Deutschland über mit dem inneren Beruf, die Evangelisation in den deutschen Landeskirchen einbürgern zu helfen. Als der Ruf von Straßburg an mich kam, war ich der einzige deutsche Evangelist. So konnte ich die Pfarrerstelle nicht annehmen, weil ich weder

Mitarbeiter noch Nachfolger für deutsche Evangelisation hatte. Ich sagte daher ab. Darauf hin baten mich die Straßburger Freunde, denen ich sehr nahe stand, ich möchte wenigstens in Straßburg wohnen, und den Diakonissen in meinen Ruhepausen Bibelstunden halten. Hierauf ging ich ein und mietete ein Logis in Straßburg. Kaum hatte ich dasselbe gemietet, so erhielt ich einen Brief von Herrn Inspektor Haarbeck aus der Evangelistenschule des Johanneums in Bonn. Er bat mich dringend, doch ja nicht nach Straßburg zu gehen, sondern in meinen Ruhepausen im Johanneum mitzuarbeiten. Selbstverständlich fühlte ich mehr Verpflichtung für eine Evangelistenschule als für ein Diakonissenhaus, und sagte zu. Infolgedessen hatte das Komitee des Johanneums eine Sitzung und beschloss, die Anstalt sollte von Bonn in das Wuppertal verlegt werden, und ich sollte deshalb in das Wuppertal übersiedeln. Das Wuppertal mit seinem geistlichen Leben bietet einen viel günstigeren Boden für das Johanneum als Bonn. Ich kündigte daher meine Wohnung in Straßburg und mietete für mich und das Johanneum eine Wohnung in Barmen. So löste mich der Herr los von Marburg. Nach nur dreieinhalbjährigem Aufenthalt in Marburg siedelte ich im Jahr 1890 mit Familie nach Barmen über. Es ist keine Frage, dass meine Kinder in Barmen, wo jedermann arbeitet, besser aufgehoben waren, als in einer kleinen Universitätsstadt mit so vielen „Pflastertretern.“ Auch die kirchliche Versorgung war in Barmen besser. Dagegen ist das Leben in Barmen entschieden teurer, als es damals in Marburg war, und die Lage von Barmen für mich viel unbequemer als die von Marburg.

Ich hatte mein Logis in Barmen kaum acht Tage gemietet, als ich schon recht kräftig erfahren musste: „Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Gott hatte beschlossen, dass ich meine ganze Kraft dem Evangelistendienst in Deutschland widmen sollte, und kümmerte sich nichts um Komiteebeschlüsse. Die Bonner wollten das Johanneum nicht ziehen lassen und es vergingen zwei Jahre, bis dasselbe endlich nach Barmen übersiedeln konnte. In dieser Zeit war es mir völlig klar geworden, dass Reisepredigt und Lehrarbeit an einer Anstalt sich unmöglich vereinigen lassen. So hatte die Übersiedelung des Johanneums nach Barmen keinen Einfluss auf meine Arbeit.

Meine Marburger Zeit war selbstverständlich Lehr- und Vorbereitungszeit für meine deutsche Evangelistenarbeit, weil unsere deutschen kirchlichen Verhältnisse, wie ich schon erwähnte, ganz andere sind als die schweizerischen. Meine Arbeit musste zunächst bahnbrechend sein; denn vor mir hatte nur der Deutschamerikaner von Schlümbach anno 1883 und 1884 in Berlin gearbeitet. Ich konnte deshalb in niemandes Fußstapfen treten, sondern musste meinen Weg mit dem Herrn finden. An Arbeit fehlte es mir nie. Wie in der Schweiz, so hielt ich auch in Deutschland am Nachmittag Bibelstunden und abends Evangelisation. Meine Bibelstunden dienen zur Stärkung und Bewahrung der Gläubigen, was bei der heutigen Lehrverwirrung nötig ist. Ich hielt aber die Bibelstunden vom ersten Tage an auch für mich, sie sind mir Bedürfnis. Der Evangelistenberuf hat seine großen Gefahren; ich kannte dieselben aus Erfahrung. Eben deshalb war es mir Bedürfnis, mich täglich mit der gläubigen Gemeinde in die Schrift zu vertiefen und mich zu wappnen gegen das „Selbstverwerflichwerden.“ Gerade durch tägliche Predigt kann man allmählich auf die Routine herabsinken, verflachen und in inneren Widerspruch kommen mit seinem eigenen Zeugnis. Das ist eine furchtbare Gefahr. Dann kommt kein Prediger durch ohne Begegnung mit unverständigen Menschen, die ihm das Weihrauchflämmchen vorhalten. Wehe uns, wenn wir den Weihrauch lieb gewinnen und aus der Demut fallen! Durch Hochmut kommen wir unter die Macht des Teufels, bekommen fleischlichen Anhang und beeinflussen andere fleischlich. Auch in der Seelsorge liegt große Gefahr: der Evangelist muss viele Bekenntnisse anhören. Es gibt für ihn Tage, an denen er stundenlang fast

lauter Bekenntnisse von Fleischessünden hören muss. O, wie leicht wird man da befleckt! Gegen diese und andere Gefahren findet man nur Bewährung durch tägliche Vertiefung in Gottes Wort, durch Umgang mit dem Herrn und Gebetsgemeinschaft mit Brüdern. Diese Erkenntnis hat mich auch veranlasst, in den letzten zwanzig Jahren nur selten Einladungen zu Tisch anzunehmen. Tägliche stille Stunden zur Vorbereitung und zum Gebet sind für den Evangelisten unentbehrlich, wenn er in Jesu bleiben soll. In diesem Rahmen möchte ich meine Bibelstunden beurteilt wissen. Wer sie für überflüssig hält, kennt die Stellung des Evangelisten nicht und ist nicht orientiert über die babylonische Lehrverwirrung, die immer noch im Wachsen ist.

In den abendlichen Evangelisationsversammlungen muss selbstverständlich der Ruf zur Buße und der Ruf zu Christo in der Front stehen. Wir wollen ja am Abend besonders die Fernstehenden erreichen. Letzteres hängt sehr von gründlicher Publikation ab. An manchen Orten ist man, die Publikation betreffend zu unpraktisch und zu träge. Man stellt sich zuweilen so, als müsste man sich ein wenig genieren die Einladung zu den Versammlungen recht unter die Masse hineinzuworfen. Die Welt geniert sich nicht mit ihren Einladungen; wie sollten wir uns genieren, wenn wir Christum bringen; „nötigt sie, hereinzukommen.“ Lasst uns Einladungskarten in jedes Haus hineinbringen. Kommen dann die Leute nicht, so haben wir doch unsere Pflicht getan und man kann uns keinen Vorwurf machen, wenn wir diese und jene nicht erreichen.

Manche haben die Meinung, die abendlichen Evangelisationsversammlungen seien nicht für Gläubige. Nach meiner sechsvierzigjährigen Evangelistenerfahrung in Afrika, in der Schweiz und in Deutschland kann ich dieser Meinung nicht zustimmen. Ich gebe ohne weiteres zu, dass in Bibelstunden den Gläubigen mehr Nahrung geboten wird als in erwecklichen Versammlungen. Aber auch für Gläubige ist es sehr heilsam, wenn sie die Grundwahrheiten des Evangeliums, besonders die Rechtfertigung durch den Glauben immer wieder hören. Es ist ja zum Erbarmen, wie in unserer Zeit die Rechtfertigungslehre von rechts und links vermischt wird: den einen ist sie nichts weiter als Vergebung der Sünden, und den andern ein „Zurechtbringen.“ Wir empfangen aber in der Rechtfertigung nicht nur Vergebung der Sünden, sondern auch die Kindschaft. Der Vater macht uns nicht nur zu begnadigten Verbrechern um Jesu Christi willen, sondern nimmt uns auch an als seine lieben Kinder. Sieht man vollends in der Rechtfertigung nur ein „Zurechtbringen,“ eine gründliche Reform des Menschen, so steht man nicht mehr auf dem Grunde des lauteren Evangeliums, man steht nicht mehr auf dem Boden der Reformation, sondern im Sauerteige Roms. Nach der biblischen-lutherischen Rechtfertigungslehre bin ich in mir selber vor Gott ein verlorener und verdammter Sünder, an dem nichts zurechtzubringen ist. Gottes Gerechtigkeit ist am Kreuze Seines Sohnes über mir geoffenbart, ich bin in Ihm, meinem Mittler, verdammt, zum Tode verurteilt, weil kein guter Faden an mir ist. Mich verlorenen und verdammten Menschen begnadigt Gott, wenn ich mich bußfertig zu Ihm nahe, mich völlig unter sein Urteil beuge und im Glauben Jesum Christum ergreife als meine Gerechtigkeit. Ich bringe nichts als meine Sünden und Gott rechnet mir, weil ich allein auf Christum vertraue, die Gerechtigkeit Jesu Christi zu und behandelt mich als Begnadigten in Christo Jesu, als sein Kind. Die Rechtfertigung ist nicht ein kalter gerichtlicher Akt, kein bloßer Rechtsspruch; durch den Glauben tritt der gnaDESuchende Sünder in Lebensverbindung mit Christo; als Gerechtfertigter ist er in Christo Jesu. Als solchen behandelt ihn Gott von Stund an, nach dem Zeugnis aller apostolischen Briefe. Nun wir denn sind gerechtfertigt durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch welchen wir auch den Zugang

haben im Glauben zu dieser Gnade darinnen wir stehen. (Röm. 5,1.2; Röm. 3,25.26.28; Eph. 1,6)

Nach dem Zeugnis der Reformatoren, vor allem Luthers, steht und fällt unsere evangelische Kirche, steht und fällt das Heil der einzelnen mit dem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Der moderne Unglaube kämpft bewusst gegen dieses Kleinod unserer Kirche; er kämpft gegen die biblische Lehre von der Sünde, gegen die Versöhnung durch das Blut Jesu Christi, gegen das stellvertretende Leiden und Sterben des Heilandes; darum der Hass gegen den Apostel Paulus. Alle die modernen Geister, die die Gottheit Christi leugnen, sind Todfeinde des Evangeliums und arbeiten bewusst und unbewusst an der Auflösung der evangelischen Kirche. In dem Artikel von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist die Lehre von der Gottessohnschaft Christi, die Lehre von der gänzlichen Verderbnis der menschlichen Natur, die Lehre der Versöhnung durch das Blut Jesu Christi und die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu eingeschlossen.

Ist es nicht Unverstand, und zum Teil elende Heuchelei, wenn Männer, die das ganze Jahr mit Kollegen arbeiten, welche die Gottheit Christi leugnen, den Evangelisten, der gesunde Lehre bringt, als kirchengefährlich hinstellen wollen? Unsern traurigen Verhältnissen entsprechend hatte ich mit meiner Evangelistenarbeit all diese Jahre drei Ziele:

1. Stärkung der Gläubigen gegenüber den vielen Gefahren unserer Zeit.
2. Rettung von Sündern.
3. Erhaltung des lautern Evangeliums in unserer evangelischen Kirche.

Dabei steht mir aber doch die Rettung von Sündern obenan, sie bleibt die Hauptaufgabe des Evangelisten. Ich weiß, dass mir viele den dritten Punkt bestreiten und behaupten, das sei nicht des Evangelisten Aufgabe. Ich lasse mir nicht bange machen. Gegenüber der zügellosen Kritik innerhalb unserer evangelischen Kirche, dem frechen Unglauben, der mit allem, was Evangelium heißt, aufräumt und alle Offenbarung Gottes leugnet, nimmt sich der Evangelist kraft seines Amtes die Freiheit, das Evangelium innerhalb der Kirche erhalten zu helfen. Ohne das lautere Evangelium wecken wir kein Leben. Nur das Leben wird siegen in den gegenwärtigen Kämpfen, in welchen es sich um Sein und Nichtsein der Kirche handelt.

Es sind nun einundzwanzig Jahre verflossen, seit ich meine Evangelistenarbeit in Deutschland begann. Einundzwanzig Jahre sind eine kurze Zeit für Einführung einer so einschneidenden Arbeit, wie die Evangelisation es ist, und ich glaube, wir Evangelisten sollen Gott danken, dass wir so weit sind, wie es heute der Fall ist. Jahrelang stand ich allein und sehnte mich tief nach Mitarbeitern. Der Herr hat sie gegeben; Ihm sei Lob und Dank! Auch für die verschiedenen Gaben meiner Kollegen danke ich dem Herrn von Herzen. Wir haben aber für das große Deutschland immer noch viel zu wenige Evangelisten, und müssen um weitere bitten. Mit dem Gesagten möchte ich aber nicht den Schein erwecken, als sei ich völlig zufrieden mit dem bisherigen Fortschritt der Evangelisation in unsern deutschen Landeskirchen. Es bleibt noch viel zu wünschen übrig. Zwar ist es aus verschiedenen Ursachen stiller geworden mit der Opposition. Einige Hauptgegner haben gemeint, wenn man die Evangelisation nur sich selbst überlasse und zunächst seine eigene Gemeinde dagegen verschließe, so werde sie des sicheren Todes sterben. Sie ist nicht gestorben und wird nicht mehr sterben. Gerade für diese Gegner war es unangenehm, als auf einmal die „Zeltmission“ auftauchte, die nicht immer um Erlaubnis

fragt. Andere mir bekannte Gegner, die keinen Evangelisten wollten, wurden auf einmal überfallen durch Evangelistinnen; das war ihnen vollends ein Beweis, dass die „Evangelisation“ ein großes Übel ist.

Mit solchen Gegnern möchte ich ein freundliches Wort reden. Ich halte den Kollektivbegriff „Evangelisation, Evangelisten“ für mehr als bedenklich. Es fällt mir gar nicht ein, mich für solidarisch zu erklären mit allem, was man hin und her in Deutschland Evangelisation heißt; ebenso wenig als ein Pfarrer sich solidarisch erklären kann mit allem, was irgend ein Pfarrer tut. Es ist ungerecht, wenn man einen ganzen Stand lichtet und ihm die Existenzberechtigung absprechen will, weil einzelne Glieder desselben fraglich handeln. Ich stehe zunächst für die Art von Evangelisation ein, die ich mit mehreren Evangelisten vertrete und kann konstatieren, dass man mich in einer Reihe von Städten seit vielen Jahren immer wieder ruft, wie man auch Pastor Keller und Prediger Dannert seit Jahren immer wieder ruft. Damit ist erwiesen, dass es eine Evangelisation gibt, die anerkannt ist. Freilich ist diese Tatsache nichtssagend für Männer, die andern keine Urteilsfähigkeit zugestehen, weil sie ihr Urteil für das einzig normale halten. Mit solchen Leuten kann man sich nicht verständigen. Man kann ihnen nur sagen, dass die Evangelisation da ist, und wenn sie die jetzt bestehende kirchliche Evangelisation nicht wollen, sie mit der Zeit eine andere bekommen werden, die ihnen sicher nicht gefallen wird.

Eine der vielen Ursachen der Bekämpfung der Evangelisation ist das Zusammenwerfen von Evangelisation und Gemeinschaftspflege, was nur verwirren kann. Wollen wir klar werden, so müssen wir uns mit allen kirchlichen Ämtern immer wieder auf biblischen Boden stellen. Der Apostel Paulus unterscheidet in Epheser 4,11 das Evangelisten- und das Hirtenamt klar von einander. Blicken wir auf das Missionsgebiet des damaligen Juden- und Heidentums, oder auf das Gebiet der heutigen äußeren Mission, so fordert schon der gesunde Menschenverstand eine Scheidung von Evangelisten- und Hirtenamt. Der Evangelist ruft zu Christo, und der Hirte weidet die zu Christo gekommenen Schafe. Der Evangelist ist der Vorläufer des Hirten. Der europäische Heidenmissionar sehnt sich nach der Stunde, in der er die aus den Heiden gesammelte Gemeinde einem eingeborenen Hirten übergeben kann. Der Missionar soll nicht Pastor werden, er soll Evangelist bleiben.

Übertragen wir das auf unsere heimatlichen Verhältnisse, um klar zu werden über den Unterschied zwischen Evangelisten- und Hirtenamt. Zunächst muss gesagt werden, dass jedes Amt nach 1. Korinther 12 eine entsprechende Gabe voraussetzt: die Gabe fordert und setzt das Amt. Es ist nicht menschliche Willkür, sondern der Wille des Hauptes der Gemeinde, dass jede Gabe des Geistes Verwendung finde in der Gemeinde. Nun hat man gesagt, und sagt es noch, wir haben ja eine Kirche, wir haben christliche Gemeinden, und diese Gemeinden haben ihre Hirten; wir brauchen keine Evangelisten. Diese Behauptung ist in krassem Widerspruch mit unsern tatsächlichen Verhältnissen. Eine schlechte, gottlose Presse, eine antichristliche Literatur vergiftet mehr und mehr unser Volksleben. Schamlose Unsittlichkeit macht sich breit. Die Gleichgültigkeit und der Unglaube nehmen schreckliche Dimensionen an. Die Autorität des Wortes Gottes wird frech untergraben; eine liberale Theologie bekämpft die Kirche der Reformation auf Leben und Tod, und da wagt man es, trotz dieser Tatsachen zu sagen: wir brauchen keine Evangelisation.

Die eben genannten Feinde sind aber nur die auffallendsten; es gibt noch andere in scheinbar geordneten kirchlichen Verhältnissen; ich nenne nur einen: den geistlichen Tod. Als ich vor einigen Jahren in Norddeutschland arbeitete, kam ein Pastor mit seiner Frau aus einer Provinz zu mir, die bisher bewahrt blieb vor Evangelisation, um Rat bei mir zu

holen. Er sagte mir: ich stehe in einer kirchlichen Gemeinde; sie kommt zur Predigt und zum Heiligen Abendmahl, aber sie ist tot. Ich habe niemand, mit dem ich beten kann, was soll ich anfangen? – Ich frage: bedarf eine solche Gemeinde Evangelistenarbeit? Offenbar hat der Pastor dieser Gemeinde keine Evangelistengabe. Es ist zum Weinen, wenn viele sich immer wieder so stellen, als hätte der Pfarrer alle Geistesgaben und bedürfe keiner Ergänzung. Wo bleibt bei einer solchen Behauptung das biblisch-geistliche Urteil? wo bleibt die biblische Lehre vom Leibe Christi, nach der ein Glied dem andern Handreichung tun soll? Ich halte es überhaupt für ein Armutszeugnis, wenn man meint, Kirchenbesucher brauchen keine Evangelisation. Ich bin bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahr kirchlich gewesen, habe die Kirche sonntäglich besucht und war ein regelmäßiger Kommunikant. Bei alledem war ich voll Selbstgerechtigkeit, ohne tiefere Sündenerkenntnis, ohne Kraft zum Überwinden der Sünde, ferne vom Frieden mit Gott. O, hätte ich damals eine Evangelisationsversammlung besuchen können! Wie ich in jenen Jahren stand, so stehen heute eine Menge Kirchgänger, gerade für sie ist Evangelisation sehr notwendig, damit sie zur wahrhaftigen Buße, zum lebendigen Glauben an Christum, und zum Frieden mit Gott kommen. Nur dann werden sie Salz und Licht in unsern Gemeinden.

Bedürfen schon viele von sogenannten kirchlichen Leuten Evangelisation, wie viel mehr die Masse unkirchlicher Menschen. Das Hirtenamt in unsern deutschen, schwer bedrängten Landeskirchen bedarf dringend der Ergänzung durch das Evangelistenamt. Das Evangelistenamt soll als Diakon des Hirtenamtes in den Riss treten. Sind Hirte und Evangelist über diesen Punkt klar, so ist ein segensreiches Zusammenwirken möglich, ohne Eifersucht. Die Arbeit des Hirten kann nur gewinnen, durch die Arbeit des Evangelisten. Unentschiedene kommen durch Evangelisation zur Entscheidung, Gleichgültige werden aufgeweckt und suchen Gnade, mit Bann Beladene kommen zum Bekenntnis ihrer Sünde und finden Frieden, Gläubige werden erfrischt und angeregt zur Mitarbeit in der Gemeinde. Das ist seit fünfundzwanzig Jahren meine Erfahrung gewesen in den Gemeinden, in welchen ich Hand in Hand mit dem Pfarrer arbeiten konnte. In Württemberg kann ich eine Reihe solcher Arbeiten nennen.

Nun weiß ich sehr wohl, dass man mir entgegen kann, ich idealisiere, es seien nicht überall Pfarrer, mit denen der Evangelist einmütig arbeiten könne. Auf diesen richtigen Einwand erwidere ich folgendes: Ich kam an Orte, wo der Pfarrer anderer Richtung war als ich; aber er stellte sich doch freundlich zu meiner Arbeit. Es waren Brüder an demselben Orte, die während meiner Arbeit täglich mit mir beteten, und es nachher verstanden, in freundlicher Verbindung mit dem Pfarrer die Frucht der Evangelisation zu sammeln und zu pflegen. Dann kam ich in Gemeinden, in denen ich von Seiten der Pfarrer mehr geduldet war; doch waren sie nicht feindlich, predigten auch den biblischen Christus. An diesen Orten waren kirchliche Gemeinschaften, an die sich die anschließen konnten, die durch die Evangelisation gesegnet worden waren. In verschiedenen Gemeinden bildetest sich durch die Evangelisation neue Gemeinschaften und Vereine, die aber an einigen Orten nicht richtig geleitet wurden. Wenn junge Männervereine bald in politische Strömungen und Agitationen hinein gezogen werden, so stört das die geistliche Entwicklung und Vertiefung. Man führe doch die Männer erst in die Schrift und durch dieselbe in die Gemeinschaft mit Christo hinein. Sind ihre Herzen fest geworden in der Gnade, so werden sie um so mehr imstande sein, ihre Bürgerpflichten zu erfüllen. Es versteht sich von selbst, dass der Evangelist nur christliche Vereine gründen helfen soll, die den Namen mit Recht tragen, indem sie christliche Charaktere bilden. Andere Vereine mögen mehr patriotische Zwecke verfolgen und zunächst staatserhaltend wirken; auch ihnen wünschen wir Gottes Segen, wir überlassen aber ihre Gründung andern.

Ich kam auch in Städte, wo ich am Schluss meiner Arbeit die Frucht derselben nicht sammeln konnte. Wenn in einer solchen Stadt Pfarrer sind, die das lautere Evangelium verkünden, in ihren Gemeinden treu arbeiten und in ihrer Weise die Gläubigen sammeln, so kann der Evangelist getrost weiter ziehen, wenn er seine Diakonendienste getan hat. Etwas anderes ist es in Gemeinden, in welchen Zersplitterung besteht. Da sollte der Evangelist am Schluss seiner Arbeit die Gewonnenen sammeln, wenn sie nicht nachher in allerlei Hände kommen sollen. Hat der Pfarrer Verständnis der Evangelisation, so wird das Sammeln nicht schwer sein. An diesem Verständnis fehlt es aber noch vielfach. Als ich einmal in einer großen Evangelisationskonferenz das Wort „Nacharbeit“ brauchte, wurde es sofort bekämpft und durch „Weiterarbeit“ ersetzt, womit man sagen wollte: Warum sollten wir anders arbeiten nach dem Abgang des Evangelisten als vor seinem Kommen? Damit spricht man aus: Wir halten es nicht für nötig, den durch den Evangelisten erweckten und angefassten Seelen besonders nachzugehen und sie speziell zu pflegen. – Mit diesen Worten habe ich die größte Not berührt, die der kirchliche Evangelist hat: Den Mangel an Pflege der Erweckten und Neubekehrten. Wo diese Pflege fehlt, da verdirbt ein sehr großer Teil der Frucht der Evangelisation. Wird diese Tatsache nicht mehr erkannt, als bisher, so wird Gott Evangelisten senden, die, ohne um Erlaubnis zu fragen, die Erweckten sammeln und pflegen. Wir sind eben vielfach in einem Geleise, und man entschließt sich schwer, die Arbeitsweise unsern Verhältnissen anzupassen, was doch durchaus nötig ist. Einst arbeitete ich in einer kleinen Stadt im Segen. Nach der Arbeit beschlossen wir in engerer Konferenz, es sollten nun die Straßen verteilt und von Haus zu Haus Besuche gemacht werden, wozu die Kräfte da waren. Es geschah nicht. Der Mangel an Pflege der Frucht der Evangelisation, den ich eine schwere Sünde nenne, ist die Hauptursache für die Behauptung: Man sieht keine Frucht der Evangelisation, und – der Evangelist erreicht die Leute auch nicht, die wir erreichen sollten.

Ich möchte zuerst ein Wort über die Frage sagen: Erreicht der Evangelist keine Unkirchlichen? Es gibt Europäer, die Jahre lang in Indien waren und wohl Elefanten, aber keine bekehrten Hindus gesehen haben. Man sieht, was man gerne sieht. So ist es auch bei der Evangelisation. An den meisten Orten, wo ich hinkomme, habe ich einen Stab von Brüdern, die treue Kirchgänger sind und die ein Herz für Evangelisation haben. Einzelne von ihnen beobachten die Leute, wenn sie in die Versammlung kommen, andere, wenn sie dieselbe verlassen. Von ihnen höre ich immer wieder: „Es kommen doch viele, die man das ganze Jahr nicht in der Kirche sieht.“ Ein unwiderleglicher Beweis, dass der Evangelist auch viele Unkirchliche erreicht, sind die Männerversammlungen. Ich habe 1200, 1500, 2000 bis 3000 Männer in meinen Versammlungen gehabt. Ist der Evangelist nicht da, so klagt man über den schwachen Kirchenbesuch der Männer. Erreicht der Evangelist die Männer, so sagt man sechs Wochen nach seiner Arbeit, er erreiche die Unkirchlichen auch nicht. Gott lob! redet ja nicht jedermann so. Sehr viele Pfarrer und Laien freuen sich gerade der Männerversammlungen. Ich war vor einigen Jahren in einer Industriestadt in der wenige Männer die Kirche besuchen; wir hatten an einem Abend die Kirche voll Männer. Vor zwei Jahren arbeitete ich in einer Gemeinde, in der wenige Männer in den sonntäglichen Gottesdienst kamen. Die Frucht meiner zwölfwöchigen Arbeit war ein Männerverein von sechzig Männern, der heute noch besteht, weil er gepflegt wird. Das sind Tatsachen.

Ich glaube nicht, dass ein Evangelist oft in eine Stadt gehen kann, in der das Ergebnis seiner Arbeit nicht gepflegt wird. Ich arbeitete mehrere Jahre in zwei größeren Städten, zog mich aber zurück, weil es an Nacharbeit fehlte. Jetzt kann ich wieder hingehen, weil sich die Verhältnisse besserten. Der geistliche Verstand fordert, dass das Hirtenamt die

Pflege der durch den Evangelisten Erweckten und neu Gewonnenen übernimmt, was am besten geschieht, wenn man sie am Schluss der Evangelisation sammelt. Zum Hirtenamt rechne ich auch Stadtmissionare, Gemeindeschwestern und alle, die in Verbindung mit den Hirten den einzelnen nachgehen. Wo diese Arbeit geschieht, sieht man nach meiner fünfundzwanzigjährigen Erfahrung in der Schweiz und in Deutschland Frucht, bleibende Frucht. Gerade über die Frucht der Evangelisation gehen die Meinungen sehr auseinander. Ich kenne zwei Synoden, die neben einander liegen; die eine erklärte: Man sieht keine Frucht der Evangelisation, und die andere erklärte: Man sieht Frucht. Diese Verschiedenheit der Meinungen hat ja etwas Schriftgrund: In Nazareth sagte man wohl von Jesu Wirken: Man sieht keine Frucht; warum? „Um ihres Unglaubens willen,“ (Matth. 13,58). In Samaria sah man viel Frucht; weil viele an ihn glaubten (Joh. 4,41.42). Selbst der Heiland konnte nicht überall gleich viel Frucht schaffen; wie viel weniger wir.

Mir ist das Urteil: man sieht keine Frucht der Evangelisation an und für sich bedenklich; denn was sagt man damit? Eine zwölf- und vierzehntägige Predigt nützt nichts. Wäre das wahr, so könnte man mit Recht fragen: nützt die sonntägliche Predigt etwas? Und die Antwort müsste sein: nein, denn der Pfarrer hat kein anderes Evangelium als der Evangelist, und vierzehn Hammerschläge hintereinander werden doch allerwenigstens so viel wirken als alle acht Tage ein Hammerschlag. „Es nützt nichts,“ kommt bei vielen daher, dass sie an ihre eigene Predigt wenig Glauben haben. Es gibt Leute, die halten es für Hochmut, wenn man von der Predigt viel Frucht erwartet. Als ich in einer größeren Stadt arbeitete, und die Zuhörer immer wieder um Fürbitte ersuchte, damit der Herr viel Frucht schaffe, schrieben mir zwei Herren einen anonymen Brief und erklärten: ich sei hochmütig, weil ich so viel Frucht erwarte. Ich antwortete den Briefschreibern öffentlich:

1. glaube ich an die göttliche Verheißung: „Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sende“ (Jes. 55,11).

2. beten eine große Schar Menschen in verschiedenen Städten für meine Arbeit und ich glaube an Gebetserhörung.

Daraufhin kamen die zwei Anonymen zu mir und baten mich um Verzeihung. Man redet von Lastern; eines der größten Laster ist der Unglaube der Predigt des Evangeliums gegenüber. Einst aß ich zu Mittag mit einem bischöflichen Geistlichen in Liverpool, der mir folgendes erzählte: „Der Herr schenkte mir viel Segen in meiner Gemeinde; es war aber nicht immer so. Einst begleitete ich einen Kollegen an die Bahn, und wir redeten über einen anderen Kollegen. Mein Freund sagte: ja, er ist schon recht, aber er glaubt nicht an seine eigene Predigt. Damit traf er mich, denn ich glaubte auch nicht an meine Predigt. Am folgenden Sonntagmorgen fiel ich auf meine Knie und bat den Herrn im Glauben, Er möge meine Predigt segnen. In jenem Jahr schenkte mir der Herr vierzig neue Kommunikanten.“ Je mehr wir Leute bekommen, die wieder an die Predigt des Evangeliums glauben, desto weniger wird man das Urteil hören: „Man sieht keine Frucht der Evangelisation.“

In einer Stadt von zirka 160.000 Einwohnern arbeitete ich dreimal. Das erste und dritte Mal hatte ich sehr viel Seelsorge, das letzte mal soviel, dass ich für 4½ Monate zusammenbrach. Es war wirkliche Seelsorge. Ist man bald fünfzig Jahre lang Seelsorger, so gewinnt man gerade durch die Seelsorge ein Urteil über die Frucht der Arbeit, bei der ich, der Herr weiß es, immer die Arbeit von Kirche, Schule und Familie voraussetze. Ich hatte in jener Stadt in beiden täglichen Versammlungen zirka 3.000 Zuhörer, die

natürlich über die ganze Stadt zerstreut waren. Fünf Jahre nach meiner Arbeit kam jemand in jene Stadt und tat öffentlich folgenden Ausspruch: „Bruder Schrenk hatte in dieser Stadt vor Jahren eine Erweckung, was ist davon übrig geblieben? Zwei Seelen!“ Ich staunte als ich das hörte. Diese zwei Seelen hat wohl jemand diesem Bruder gemeldet. Aber natürlich hat weder der Melder noch der öffentliche Berichterstatter die Stadt durchwandert und jeden einzelnen der 160 000 Einwohner gefragt, ob er vor fünf Jahren durch mich Segen bekommen und ihn bewahrt habe. O, die Zungensünden! In sehr vielen Fällen hatte ich all die Jahre her Zuhörer aus der ganzen Umgegend einer Stadt; wer kann da die Frucht kontrollieren? Niemand. Vor mehreren Monaten bekam ich eine Einladung durch einen Pfarrer zu einem Jungfrauenvereinsfest. Er schrieb mir zugleich, es sei noch viel Segen da von meiner Arbeit in jener Stadt vor zirka fünfzehn Jahren. Ich bin fest überzeugt, dass andere Bewohner jener Stadt das Gegenteil behaupten, weil sie Gegner der Evangelisation sind. In Beziehung auf Bekehrungslisten bin ich weder Amerikaner noch Engländer. Ich lebe von Barmherzigkeit und es ist lauter Gnade, dass ich dem Heiland dienen und Handlanger sein darf. Er wird am Tage Seiner Offenbarung auch die Bekehrungslisten offenbaren und da will ich jetzt und am großen Erntetag Ihm die Ehre geben, der allein das Leben ist und alles wirkt. Einstweilen sehe ich, Ihm sei Dank! so viel Frucht der Arbeit, dass ich noch nie den Mut verloren habe. Es ist ungeistlich, Fruchtlisten zu verlangen oder sie zu machen. Es gibt viel Geisteswirken, das sich nicht in Zahlen fassen lässt. Gott sei Dank dafür! Offenbar sehen viele Leute Frucht der Evangelisation, denn sie rufen den Evangelisten immer wieder.

Es versteht sich aber für erfahrene Leute von selbst, dass die Frucht der Evangelisation in verschiedenen Gemeinden sehr verschieden sein muss, weil der religiöse Zustand derselben außerordentlich verschieden ist. Es gibt Gemeinden, auf denen ein verborgener Bann liegt. Ich arbeitete in einer kleinen Stadt, in welcher seit einigen Generationen Hebammen waren, die Sympathie trieben. Um dieses Zauberbannes willen konnte ich nicht viel ausrichten. Dann kam ich an einzelne Orte, wo ich ganz armselige Gebetsgemeinschaft hatte; in solchen Gemeinden kann der heilige Geist nicht viel tun, sie sind es nicht wert. An andern Orten war bewusster passiver Widerstand; man wartete im Voraus darauf, sagen zu können: die Evangelisation ist umsonst. An vielen Orten war Vorbereitung durch anhaltendes Gebet und der Herr hat herrlich gewirkt; Er will gebeten sein. Das Urteil: die Evangelisation trägt keine Frucht, ist ungeistlich, und hat so viel Wert als das Wort: die Arznei wirkt nichts. Im allgemeinen möchte ich sagen: je mehr die Evangelisation durch Gebet vorbereitet und getragen wird, desto mehr wird man Frucht sehen.

All die Jahre her habe ich gerne in Württemberg gearbeitet. Die Väter unserer württembergischen Gemeinschaften waren und sind kirchlich. Darin haben wir in Württemberg einen Vorzug vor anderen Gegenden Deutschlands, wo fast endlose Zersplitterung ist. Die altpietistischen Gemeinschaften Württembergs, deren Vorsteher die Brüder Dietrich in Stuttgart sind, gehörten zu den ersten Kreisen Deutschlands, die ein Verständnis für Evangelisation hatten. Weil die Gemeinschaften kirchlich sind, so öffneten die Kirchenvorstände auf ihre Bitte hin fast überall im Land die Kirchen, was eine friedliche, gesegnete Arbeit ermöglichte. Es nahm es mir niemand übel, wenn ich die Erweckten von der Kanzel aus aufforderte, Gemeinschaft zu suchen und zu pflegen. Doch fehlt es auch in Württemberg nicht an Gegnern der Evangelisation, die meistens zugleich Gegner der Gemeinschaften sind. Nur an wenigen Orten Deutschlands habe ich so viel Seelsorge wie in Württemberg. Die dortigen Versammlungen gehören zu den größten Deutschlands. Ich hatte täglich bis vier und fünf Sprechstunden in Stuttgart. Zweimal half

mir der selige Pfarrer Adolf Stockmayer von Beutelsbach; er hatte täglich vier Sprechstunden und ich hatte auch vier. Meine württembergischen Sprechstunden haben aber einen andern Charakter als in allen andern Teilen Deutschlands: ich habe dort sehr viel Handauflegung, um die mich Kranke bitten. Ich suchte sie nie; darum hatte ich außerhalb Württembergs, die Schweiz ausgenommen, wenig Handauflegung. Der Herr hat manche Kranke in aller Stille gesegnet.

Auch die Hahnischen Gemeinschaften in Württemberg stellten sich mehr und mehr freundlich zu meiner Arbeit, und manche ihrer Brüder beugten ihre Knie mit mir. Ich danke dem Herrn für die viele Gebetsgemeinschaft, die ich gerade in Württemberg hatte; sie war ein Segen für mich und meine Arbeit. Ich habe sie aber Gottlob! auch an vielen andern Orten Deutschlands gehabt, sie ist für den Evangelisten unentbehrlich. Die Evangelisation ist so weit eingebürgert in Württemberg, dass sich ein Komitee aus Geistlichen und Laien gebildet hat, das die Sache in und außerhalb Württembergs fördern will. Es hat einen eigenen Evangelisten berufen und hat schon zweimal einen solchen nach Österreich gesandt. Die Evangelisation kann da am meisten Frucht schaffen, wo Kirche und Gemeinschaften zusammen bleiben, wie in Württemberg. Durch diese Verbindung wird der Evangelist auch von der Not befreit, die die Sorge für die Erweckten an manchen Orten bereitet.

Wenn ich von Seelsorge und von Versorgung der Erweckten geredet habe, so habe ich eine Arbeit des Evangelisten die in dieses Gebiet gehört, noch nicht erwähnt: die Korrespondenz, die gar nicht zu vermeiden ist. Für mich ist sie im Lauf der Jahre zu einer großen, mich oft schwer drückenden Arbeit angewachsen. Die Briefe haben meistens seelsorgerlichen Inhalt und kommen oft aus Gemeinden, in welchen ich nie gearbeitet habe. Es gab oft Tage, an welchen ich sechs, acht bis zehn Briefe zur Post sandte. Ich kann wohl sagen, dass die Korrespondenz eine große seelsorgerliche Arbeit ist und ich hoffe, dass sie allmählich abnimmt; ich habe oft tief geseufzt unter dieser Last, die viel Zeit und Kraft in Anspruch nahm.

Nach allem was ich bisher über Evangelisation sagte, sind Evangelisation und Gemeinschaftspflege eng miteinander verbunden. Wie komme ich aber zu der Behauptung, das Zusammenwerfen von Evangelisation und Gemeinschaftspflege wirke verwirrend? Es wirkt verwirrend, wenn man den Evangelisten zum Gemeinschaftspfleger, und den Gemeinschaftspfleger zum Evangelisten macht. Ein Evangelist ist Evangelist und ein Gemeinschaftspfleger ist Gemeinschaftspfleger. Man vergesse nicht, dass ich als kirchlicher Evangelist rede. Der kirchliche Evangelist ist Diakon des Hirtenamts; er arbeitet dem Hirtenamt in die Hände, überlässt ihm die Pflege der Schafe und geht weiter, um wieder andere verlorene und verirrte Schafe zum guten Hirten zu rufen. Der Evangelist wird nie stationär. Wo Kirche und Gemeinschaften zusammengehen, wie in Württemberg, da trieben die Hirten, die Stadtmissionare, die Gemeindegewerkschaften und die Vorsteher der Gemeinschaften zusammen Hirtenarbeit; sie alle helfen die Schafe in ihrer Weise versorgen. Das ist das Normale.

Wenn man aber einen Bruder Evangelist nennt, der in eine Gegend kommt, Versammlungen hält, die Erweckten sammelt, und sie bleibend in seiner Pflege behält, so ist für mich dieser Bruder kein Evangelist, sondern Gemeinschaftspfleger; das Ziel seiner Arbeit ist von der ersten Stunde an Gemeinschaftspflege. Er will nicht weiter reisen und die gewonnenen Schafe einem Hirten übergeben; er will selber Hirte sein. Diese Praxis unterscheidet sich auch von der apostolischen: die Apostel taten Evangelistenarbeit, und übergaben dann die gewonnenen Schafe den Ältesten, die sie als Hirten zu weiden hatten.

Man mache also einen klaren Unterschied zwischen dem Evangelisten und seiner Aufgabe, und dem Gemeinschaftspfleger und seiner Aufgabe. Tut man es, so kommt mehr Klarheit in die Evangelisation. Würde man mir entgegenhalten, der Gemeinschaftspfleger sei eben beides: Evangelist und Gemeinschaftspfleger, so erwidere ich: Dann ist jeder Arbeiter in der Kirche auch beides, denn alle arbeiten an Verlorenen und Gefundenen. Die apostolische Kirche hatte ein Evangelistenamt, und dieses wollen wir zurückerobert für unsere Volkskirche. Das können wir nur, wenn wir klar sind über die Aufgabe des Evangelisten. Ich freue mich der Gemeinschaftspflege von Herzen. Der Herr hat in diesem Stück Großes getan in den letzten zwanzig Jahren. Wir haben eine Menge neu entstandene Gemeinschaften, die ein Licht sind in unsern Gemeinden. Hätten wir doch in jeder Gemeinde eine lebendige Gemeinschaft, die der ganzen Gemeinde das Evangelium vorleben würde in Liebe und Demut.

Der Evangelist wird das Verständnis seiner speziellen Aufgabe auch dadurch beweisen, dass er nicht zu oft an denselben Ort geht. Er hat nicht den Pastor teilweise zu ersetzen durch öfteres Kommen, er ist und bleibt Evangelist. Leider haben wir Städte, die so ungenügend pastoriert sind, dass alle Jahre ein Evangelist kommen mag; im allgemeinen wird es aber ratsam sein, dass der Evangelist höchstens alle zwei Jahre kommt. Ich warne junge Evangelisten, zu oft an denselben Ort zu gehen. Man verletzt dadurch den Pfarrer und bestärkt jene unruhigen Elemente, denen es am angenehmsten ist, wenn sie immer von Wellenschlag umgeben sind, und nie zur Ruhe kommen.

Nachdem ich fünfundzwanzig Jahre in der Schweiz und in Deutschland evangelisiert habe, und viel kritisiert worden bin, so wird es am Platz sein, noch einige Fragen zu beantworten: erstens, gehört die Seelsorge wirklich zur Arbeit des Evangelisten? Dass die Predigt zur Arbeit des Evangelisten gehört, versteht sich von selbst. Wo bliebe der Evangelist ohne Predigt? Zur Predigt gehört aber ganz gewiss Seelsorge. Ohne Seelsorge kann kein Mensch, auch kein Pastor, in die Länge fruchtbar predigen. Könnte man es, so wäre ich vielleicht Missionsprediger geblieben. Leider hat mancher Prediger nicht viel Seelsorge, weil er vielleicht nicht verschwiegen oder unpraktisch ist, oder aber die Seelsorge seines Gottes am eigenen Herzen nicht genug erfahren hat. Er brauchte nur betend von Haus zu Haus Besuche zu machen in seiner Gemeinde, so würde er mehr Seelsorge und dadurch eine viel fruchtbarere Predigtweise bekommen. Die Seelsorge ist seine unbeschreibliche Segensquelle für jeden Prediger. Wie oft wird ihm in derselben ein Spiegel für sein eigen Herz vorgehalten, damit er sich beuge mit seinem Beichtkinde. Wie erzieht uns die Seelsorge zur Weisheit, Demut, Liebe und Barmherzigkeit, indem sie uns eingehen lehrt auf die verschiedensten Seelenzustände und Lebensverhältnisse! Die Seelsorge ist eine heilsame göttliche Schule, in der wir lernen Sünder zu retten, allen alles zu werden. Wenn ich sagte, die Predigt werde durch die Seelsorge fruchtbar, so meinte ich nicht, man soll die in der Beichte empfangenen, vertraulichen Mitteilungen in der Predigt wieder geben; das wäre das Allerschlimmste was man tun könnte; man hüte sich entschieden davor. Durch die Seelsorge lernen wir die Bedürfnisse der Herzen und die Verhältnisse der Gemeinde kennen, um sie dann in der Predigt zu berücksichtigen. Dadurch wird die Predigt selbst seelsorgerlich. Die Kunstgerechte Textbehandlung und die glänzendste Redekunst ersetzt die seelsorgerliche Predigt nicht. Jedem Pastor, vorab dem Landpfarrer rate ich, von Haus zu Haus Besuche in seiner Gemeinde zu machen, was sein Recht und seine Pflicht ist, und kein Haus zu verlassen ohne Gebet. Dann wird er Seelsorge bekommen.

❶ Die Mehrzahl der Pfarrer werden dem Evangelisten die Seelsorge nicht absprechen wollen; ich habe im Gegenteil Pfarrer getroffen, die sich von Herzen freuten,

wenn ich viel Seelsorge hatte. Anderen dagegen hat meine Seelsorge wehe getan; sie fanden, das wäre ihre und nicht meine Sache. Der Evangelist tut wohl daran, seine Zuhörer immer wieder an ihre Seelsorger zu weisen. Trotz solcher Aufforderung werden die meisten, die Seelsorge bedürfen, während seiner Arbeit zum Evangelisten kommen. Ist es nicht natürlich, dass ich mich bei dem Prediger ausspreche, der mit seinem Wort mein Herz und Gewissen getroffen hat? Dann Urteile man auch menschlich: Viele haben eher den Mut, einem fremden Prediger ihr Herz zu öffnen, als ihrem Ortsgeistlichen. Man kann eigentlich keinem Menschen befehlen, wem er sein Herz aufschließen soll. In diesem Stück haben wir sehr viel zu lernen von der Klugheit und Weitherzigkeit der katholischen Kirche. Wie viel Gelegenheit ist dem katholischen Christen gegeben, „auswärts“ zu beichten; es verdankt es ihm niemand. Die Hauptsache ist doch, dass der Mensch mit seinem Gott ins Reine kommt.

☞ Ist das Sündenbekenntnis dem Seelsorger gegenüber nötig? Wie oft bin ich angegriffen worden wegen der Privatbeichte! Männer, die dem sechsten Gebot gegenüber bedenklich stehen, haben furchtbar geeifert gegen das „katholische Beichten.“ Wohlmeinende Leute behaupteten, es sei nicht evangelisch. Ich blieb sehr ruhig bei allen Angriffen. Vielleicht blieb ich ruhig, weil mir als Württemberger nach dem sechsten Hauptstück unseres Katechismus das Beichten von Jugend auf selbstverständlich war. Doch nicht nur deswegen blieb ich ruhig, sondern auf Grund der Schrift und auf Grund meiner Erfahrung. Als ich mich bekehrte, ließ mir der Geist Gottes keine Ruhe, bis ich meine Sünden bekannte. Ganz dasselbe habe ich in meiner Seelsorge bei Tausenden erfahren: Sie kamen erst zum Frieden nach dem Bekenntnis gewisser Sünden. Sehr oft hatte ich ihnen auch zu raten, wie sie dieses und jenes zu ordnen hatten. Wie hoch hielt Luther die Privatbeichte mit Absolution! Sehr viele kommen nach meiner Erfahrung nur durch Absolution zum Frieden. Absolution ohne vorhergehende Beichte ist aber ein Unding. Beichte vor Menschen ist durchaus biblisch. Man lese Psalm 32,1 – 5, zusammen mit 2. Sam. 12,1 – 13. Hätte David unmittelbar nach seiner Doppelsünde freiwillig bekannt, so wären seine „Gebeine nicht verschmachtet.“ So aber musste der Prophet Nathan mit der einschneidenden Bußpredigt zu ihm kommen, und das Bekenntnis veranlassen. Nach dem Bekenntnis erteilte ihm der Prophet Absolution, nicht vorher, obwohl er schon bußfertig war.

Damit ist auch die Frage beantwortet: Ist es erlaubt, durch die Predigt bewusst Bekenntnis der Sünden zu veranlassen? Die Geschichte von David und Nathan beantwortet die Frage mit einem entschiedenen Ja; die Begründung dieses Ja liegt im Gewissen des Sünders, das erstens in vielen Fällen mit seinen Heimlichkeiten an das Licht kommen muss, zur Demütigung und zum Brechen mit der Sünde und zweitens zur Entlastung. Johannes der Täufer wird in Matth. 3,3 als Wegbereiter des Herrn hingestellt. Was gehörte wesentlich zu diesem Wegbereiten? Das Bekennen der Sünden von Tausenden (Matth. 3,5.6). Diese Sündenbekenntnisse waren ein Beweis wahrhaftiger Buße. Jeder erfahrene Seelsorger wird mir beistimmen, wenn ich sage: wir merken an vielen Bekenntnissen sofort, dass der Bekenner aufrichtig und bußfertig ist. Es gibt Bekenntnisse, die der Mensch nicht über seine Lippen bringt, ohne ein zerbrochenes, bußfertiges Herz. Die ganze Arbeit Johannes des Täufers, indem sie vorbereitend für Jesu Arbeit war, gibt für alle Zeiten Licht über die Notwendigkeit der Beichte, wenn wir Sünder zu Jesu führen wollen. Auch der Apostel Jakobus ermahnt in Jak. 5,16: bekenne einer dem andern seine Sünden. Betrachten wir Sprüche 28,13 und 1. Joh. 1,9 in diesem Lichte, so werden wir in beiden Stellen: nicht nur Bekenntnis vor Gott, sondern auch vor Menschen finden dürfen. Es ist ein tiefer Schade in unserer evangelischen Kirche, dass in vielen Gemeinden die

Privatbeichte so sehr abhanden gekommen ist. Je mehr wir Erweckung bekommen, desto mehr wird man wieder von Bekenntnis der Sünden hören und erkennen lernen, dass viele Menschen nur durch seelsorgerliche Hilfe zurechtkommen.

Wenn wir aber in der Predigt Bekenntnis der Sünden fordern, so muss es in geistlicher Weise geschehen. Ein Bekenntnis hat nur dann Wert, wenn es vom Geiste Gottes gewirkt ist; es muss dem Seelsorger als reife Frucht der Wirksamkeit des heiligen Geistes entgegengebracht werden. Denn nur dann hat bei dem Bekenner eine innere Loslösung von der Sünde, Sinnesänderung stattgefunden. Ohne diese innere Loslösung ist das Bekenntnis der Sünde nicht nur wertlos, sondern unter Umständen gefährlich. Jedes oberflächliche Bekenntnis hat einen Rückschlag auf den betreffenden Sünder: es bringt ihm keinen Frieden und hilft ihm zu keiner Freiheit von der Macht der Sünde: Wundere man sich daher nicht, wenn durch diese niederschlagende Erfahrung Zweifel in ihm aufsteigen, wenn er sich abwendet von der Wahrheit, sein Herz verschließt, und nach einem solchen Bekenntnis mehr gebunden ist als vor demselben. Ich warne jüngere Prediger, ihre Zuhörer ja nicht in den Schraubstock erschütternder Höllenschrecken zu spannen, um ihnen so das Bekenntnis der Sünden auszupressen. Seelisches Wirken kann nie das Wirken des heiligen Geistes ersetzen, sondern nur nachäffen. Wer im Geiste lebt, wird auch im Geiste wirken und seelische Kunstgriffe meiden, die keine bleibende Frucht schaffen. Ein weiterer Grund für den Prediger, nur in geistlicher Weise auf Bekenntnis der Sünde hinzuwirken, liegt in dem Gemütszustand und überhaupt im Gesundheitsstand mancher Zuhörer. Wie leicht werden nervöse oder zur Schwermut geneigte Leute durch schreckhafte, treiberische Predigt überreizt und über Vermögen beunruhigt. Es ist unsere Pflicht, auch auf solche Leute Rücksicht zu nehmen. Je mehr wir Gottes Wirken verstehen und erkennen lernen, dass wir Prediger nur Gottes Werkzeuge sind und die Rettung jedes Sünders ein Werk göttlicher Gnade ist, desto weniger werden wir auf unsere Methoden vertrauen. Die beste Methode kann nie den heiligen Geist ersetzen. „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein.“ Dieses Wort des Herrn wollen wir nie vergessen. Es lehrt uns die göttliche Methode, Buße zu bewirken.

③ Ist es nicht unnüchtern, ein „vierzehntägiges Geläuf“ zu veranstalten, „die Leute ihrer Arbeit zu entziehen,“ und „zu überfüttern?“ Ich habe immer gefunden, dass unser Gott am nüchternsten ist. Er hat im Alten Testament die Festwochen veranstaltet und in denselben das Volk zur Anbetung versammelt, um es geistlich zu stärken und zu bewahren. Unsere Väter haben nach der Reformation auch täglich das Gotteshaus besucht, um anzubieten und sich zu erbauen; Zehntausende von Katholiken tun das heute noch. Was ist es denn, wenn in unserem unruhigen, materialistischen Zeitalter alle paar Jahre einmal vierzehn Tage lang den Protestanten Gelegenheit gegeben wird, Gottes Wort zu hören? Ich kann aus langjähriger Erfahrung bezeugen, dass die Leute, die sich gegen „Geläuf“ und „Überfütterung“ ereifern, der Mehrzahl nach aus allabendlichen Wirtshaussitzern bestehen, also nicht viel Gewicht haben. Es kommen ja nicht alle Zuhörer regelmäßig und ich halte es mit jenem alten Basler Pfarrer der sagte: „Meinet ihr, die Leute behalten meine ganze Predigt? Jeder nimmt seine Brocken mit.“ Die größte Unnüchternheit in unserm Volksleben besteht im Wirtshaussitzen. Wie viel „Geläuf“ und „Unnüchternheit“ finden wir bei der Welt!

④ Ist es nicht ein verhängnisvoller Irrtum, wenn der Evangelist meint, „er könne in vierzehn Tagen die Leute bekehren?“ Ich versichere jedermann aus innerster Überzeugung, dass ich selbst noch keinen einzigen Menschen bekehrt habe; wohl aber hat Gott in Seiner Gnade schon oft mein Zeugnis gebraucht zur Bekehrung von Menschen. Ich

kenne keinen Evangelisten, welcher meint, die Menschen bekehren zu können. Das Bekehren ist Gottes Sache. Wenn ich jahrelang je vierzehn Tage lang an einem Orte gearbeitet habe – andere haben es mir nachgemacht, – so hat das seinen besonderen Grund: im Anfang redete ich nur acht Tage lang; dann merkte ich, dass die Seelsorge erst gegen das Ende meiner Arbeit begann. Daraus machte ich den Schluss, dass acht Tage zu kurz seien, und fing an, fünfzehn Tage lang zu reden. Ich hatte mich nicht getäuscht: in der zweiten Woche hatte ich immer viel mehr Seelsorge als in der ersten. Das wird jeder Evangelist erfahren. Evangelisation darf ja keine Schnellbleiche, keine geistliche Treiberei sein; sie soll auch nicht nur anregen, sondern zu Christo führen. Erst braucht man mehrere Tage bis die Leute sich gesammelt haben; dann erst beginnt die eigentliche Arbeit. Bis ein Gewissen geweckt ist und der Mensch willig wird, sich zu bekehren, unter Umständen auch seine Sünden zu bekennen, unrecht Gut zurückzugeben und anderes zu ordnen, braucht es Zeit; das wird jeder zugeben, der selbst eine Bekehrung erlebt hat. Nach sechsvierzigjähriger Evangelistenarbeit in Afrika und in Europa spreche ich es bestimmt aus, dass es nicht richtig ist, wenn der Evangelist die Arbeitszeit bestimmt; der Herr allein sollte sie bestimmen und wir sollten uns nach der Arbeit des heiligen Geistes richten, deren Spuren wir in der Seelsorge sehen. Könnte der Herr die Arbeitszeit bestimmen, so würde man viel mehr Frucht sehen. Meine einstige dreiundvierzig tägige Frankfurter Arbeit gehörte zu meinen gesegnetsten Arbeiten. Dürfte der Herr die Arbeitszeit bestimmen, so würde die Arbeitsweise sich selbstverständlich verändern. Wenige Männer würden die physische Kraft haben, drei, vier Wochen lang täglich zu reden und Seelsorge zu treiben. Es müssten dann einige Brüder zusammenarbeiten. So haben wir es in Basel gehalten im Jahr 1882. Als Bahnbrecher der Evangelisation konnte ich nicht so beginnen: erst erschrak man über achttägige Predigt; als ich dann mit der fünfzehntägigen kam, entsetzte man sich. Jetzt haben Tausende so viel gelernt, dass ich oft hören muss: „Wie schade, dass Sie schon aufhören.“

Je größer die Städte sind, desto länger sollte man arbeiten. Als ich vor vier Jahren zwölf Tage in Petersburg arbeitete, hatte ich den tiefen Eindruck, ich sollte weiter arbeiten können, denn ich hatte Massenseelsorge, am letzten Tag sechs Stunden. Für meine physische Kraft waren aber zwölf Tage genug. Wenn aber zwei oder mehr Brüder zusammenarbeiten, so müssen sie völlig eines sein; wäre das nicht der Fall, so ziehe ich die Arbeit des einzelnen Evangelisten vor.

⑤ Warum soll der Evangelist bei uns predigen? Soll seine Predigt mehr wirken als die unsers Herrn Pfarrers? Wie oft habe ich diese Frage im Lauf der Jahre stellen hören! Sie zeugt von völligem Mangel an Verständnis der Evangelistenarbeit. Ich will der erste Evangelist sein, der bekennt, dass viele Pfarrer viel besser und schöner predigen können als ich. Damit ist aber für die Berechtigung der Evangelistenarbeit noch gar nichts gesagt. Will man die Evangelisation verstehen, so muss man sie zunächst mit gesundem Menschenverstand beurteilen. Tut man das, so wird man finden, dass das Geheimnis ihres Erfolges teilweise in der anhaltenden, nicht in der schönen Predigt liegt. Wenn die sonntägliche Predigt noch so gut ist, so wird ihr Eindruck leider gar zu oft die Woche über verwischt. Etwas anders ist es, wenn die Zuhörer vierzehn Tage lang täglich das Wort hören, so dass jeder folgende Tag den am vorhergehenden Tag empfangenen Eindruck vertiefen kann, vorausgesetzt, dass der Zuhörer aufrichtig ist. Ich kann aus hundertfältiger Erfahrung bezeugen, dass Leute, die nie mehr in die Kirche gingen, an einem Abend angefasst wurden, und am andern Abend wieder kamen. Ein Atheist wurde aufgefordert, wenigstens einmal zu kommen; er kam und wurde vom Geist Gottes erfasst. Darauf kam er allabendlich, bekehrte sich und ließ seine acht ungetauften Kinder taufen. Die ganze

Geschichte der Evangelisation im Inland und im Ausland bezeugt es, dass anhaltende, tägliche Predigt eine viel weiter reichende Wirkung hat als eine wöchentliche Predigt.

Gerade durch tägliche, fortgesetzte Predigt erreicht man viele, die selten oder nie in den Gottesdienst kommen. Die Fernerstehenden, und nicht sie allein, werden angezogen durch die populäre, auf das Leben eingehende Predigtweise der Evangelisten, wie einmal jemand sagte: „Der redet wie ein Mensch.“ Die gewöhnliche Predigt ist sehr oft zu unpraktisch, zu schulmäßig und zu wenig seelsorgerlich. Die viele Seelsorge des Evangelisten setzt ihn in den Stand, seelsorgerlich zu reden. Die schöne Exegese zieht Fernstehende nicht an. In der fortgesetzten, populären und seelsorgerlichen Predigt des Evangelisten liegt ein Teil der Anziehungskraft, die überall die größten Lokale füllt.

Insoweit kann der gesunde Menschenverstand sich die eigentümliche Wirkung der Evangelisation ein gut Stück weit erklären. Aber das eigentliche Geheimnis der Evangelisation ist damit noch nicht erklärt. Schon vom zweiten Jahr meiner Evangelistenarbeit an, war es mir tiefes Bedürfnis, einen Gebetsrücken zu haben. Man steht ganz anders auf der Kanzel, wenn man eine Schar Beter hinter sich hat, die nicht nur um allgemeinen Segen, sondern um die Gegenwart des Herrn und Seines Geistes, und um die Rettung von Sündern bitten. Da liegt die Schwäche vieler Predigt. Es gibt viele Pfarrer, die keinen Gebetsrücken haben. Die Kirche hat es zu lange versäumt, die Gläubigen zu sammeln, die priesterlich hinter dem Pfarrer stehen. Gott sei Dank! dass dieses Versäumnis allmählich erkannt wird und man begonnen hat, eine priesterliche Gemeinde inmitten des großen Haufens zu sammeln. Das lebendige Bekenntnis: Ich glaube an die Gegenwart des Heiligen Geistes, muss die Kraft unserer Predigt werden. Als ein Zeitungsschreiber einst den Sänger Sankey fragte: Woher kommt es denn, dass alle Welt dem Evangelisten Moody nachläuft? Wir haben Prediger, die viel besser reden als Moody. Da antwortete Sankey: „Es ist ein gewisses etwas; wir nennen es Heiligen Geist.“ Keiner mir bekannter Evangelist will arbeiten ohne Gebetsgemeinschaft und keiner kann arbeiten ohne sie. Gläubiges Gebet mit Vertrauen auf die Gegenwart des Heiligen Geistes ist das Geheimnis der Evangelisation.

⑥ Es wäre ein Mangel, wenn ich nicht etwas sagen würde über die Nachversammlungen. Die Amerikaner und Engländer haben eine viel längere Evangelisationsgeschichte als wir. Schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann in Amerika eine lebhaftere Evangelisation, und in England reicht sie zurück in die Zeit vor der Reformation. In beiden Ländern kam man durch Erfahrung auf die Notwendigkeit von Nachversammlungen. Ihr Zweck ist, sich mit denen in nähere Beziehung zu setzen, die das gehörte Wort annehmen wollen, und ihnen zum Ergreifen der Gnade zu verhelfen. Es gibt verschiedene Formen von Nachversammlungen, von denen ich zwei Hauptformen heraushebe:

➤ Man fordert am Schluss der Evangelisationsversammlung die auf, zurückzubleiben, welche sich dem Herrn übergeben wollen. Diesen hält man eine kurze Ansprache, betet mit ihnen und bittet dann die dazubleiben, welche eine persönliche Aussprache bedürfen. Mit letzteren wird dann einzeln geredet und gebetet.

➤ Man bittet vor Schluss der Evangelisationsversammlung die, welche eine seelsorgerliche Unterredung bedürfen, zurückzubleiben, und redet und betet mit jedem einzelnen. Mag man diese oder jene Form der Nachversammlung wählen, so muss, wie schon gesagt, Zweck derselben sein, dem einzelnen zum Ergreifen der Gnade und zum Frieden mit Gott zu verhelfen. Das muss ja Ziel aller erwecklichen Predigt sein.

In Bern hatte ich zweieinhalb Jahre lang keine Nachversammlungen, sondern nur Sprechstunden; nachher führte ich Nachversammlungen ein. In Basel hatte ich jahrelang abendliche Nachversammlungen und am Vormittag auch noch Sprechstunden. Die Basler Nachversammlungen sind mir heute noch Ideal: ich hatte dort einen ganzen Stab von vertrauenswürdigen Mitarbeitern. Wir redeten und beteten an manchem Abend mit vielleicht siebzig Seelen. Dann wurden ihre Adressen notiert, damit man sie in ihren Wohnungen besuchen und pflegen konnte. Jeden Sonntag Nachmittag versammelte man die so Gewonnenen zu gemeinsamer Erbauung. Von Separation war keine Rede. Solche Nachversammlungen wünschte ich überall; sie setzen aber die nötigen Helfer für den Evangelisten voraus; hat er diese nicht, so muss er auf Nachversammlungen verzichten und sich auf Sprechstunden beschränken. Ich arbeitete an manchen Orten, wo es mir unmöglich gewesen wäre, die nötigen Helfer zu finden. Ohne diese hätte ich Angst vor Nachversammlungen, denn für Nachversammlung um jeden Preis bin ich nicht.

In Württemberg und auch an andern Orten hatte ich so viel Seelsorge in meinen Sprechstunden, dass mich der Mangel an Nachversammlungen nicht drückte. Ich spreche es mit Entschiedenheit aus, dass mir seelsorgerliche Einzelunterredung die Hauptsache bleibt, nicht die Form, wie ich die Leute erreiche. Dagegen war ich in Städten, wo ich gerne Nachversammlungen gehalten hätte; aber es besteht in Deutschland in kirchlichen Kreisen ein starker Widerwille gegen dieselben, wie gegen alles Neue. Da ich auch fast immer in Kirchen rede, so gebe ich zu, dass Nachversammlungen in Sälen weniger Anlass zur Kritik geben als in Kirchen. Wenn ich auch kein Prophet bin, so wage ich doch zu sagen, dass nach nicht langer Zeit Nachversammlungen allgemeinen Kredit bekommen werden. Wir haben es erlebt, dass der Oberkirchenrat in Berlin und die Kirchenkonferenz in Eisenach die Gemeinschaftssache empfohlen haben. Das hätte vor zwanzig Jahren niemand erwartet. Die Gemeinschaftsbewegung ist im Wachsen begriffen und wir gehen der Zeit entgegen, in der man allgemeiner erkennen wird, dass die Evangelisation, wie alle Reichsgottesarbeit ausmünden muss „in die Gemeinschaft der Heiligen.“ Wir haben ja jetzt eine liberale Evangelisation, deren Hauptinhalt ist: „Der Stand der heutigen Kritik.“ Es stellt sich immer mehr heraus, dass diese Herren, die den Götzen „Lehrfreiheit“ an die Stelle des ewigen Evangeliums und natürliche Entwicklung an die Stelle göttlicher Offenbarung setzen, Duldung in der Kirche haben. Diese Tatsache wird alle, die an den biblischen Christus glauben, zusammentreiben, und die Sammlung der Gläubigen wird immer mehr zur Notwendigkeit werden. So soll auf unserm Evangelisationsbanner geschrieben stehen: Sammlung aller – nicht Trennung – die festhalten wollen an Jesu Christo, dem ewigen Gottessohn, unserm gekreuzigten und auferstandenen Heiland. Es ist keine Frage, dass Nachversammlungen zu diesem Sammeln beitragen. Gott helfe uns zum Sammeln in unserer evangelischen Kirche, dass wir eine Macht werden.

Nach dem Gesagten ist noch viel Raum zum Fortschritt in der Evangelisation. Dem Herrn sei Lob und Dank! dass ich immer noch mitarbeiten darf, und wir in aufsteigender Linie sind. Nur wenige Male musste ich meine Arbeit in den letzten zwanzig Jahren unterbrechen: einmal wegen Erkältung, nachher wegen eines Unfalls auf der Barmer Straßenbahn, und zweimal wegen Überarbeitung. Der Herr hat mir in Seiner großen Gnade bis auf diese Stunde immer wieder neue Kraft gegeben. Wenn ich daran denke, dass meine Gesundheit schon im Jahr 1857-58 tief erschüttert war, dass ich im Jahr 1864 als gebrochener Mann von Afrika zurückkehrte, so ist es ein Wunder vor meinen Augen, dass ich im vierundsiebenzigsten Jahr immer noch in der Arbeit stehen darf. Ich danke dem Herrn von Herzen, für diese große Gnade. Meine Stellung ist jetzt eine leichtere, als sie es jahrelang war. Meine Kinder sind, zwei ausgenommen, demnächst selbständig.

Der Herr allein weiß, welche Aufgabe ich und meine liebe Frau mit der Erziehung und Ausbildung unserer neun Kinder in den letzten zwanzig Jahren hatten. Es ging durch viel Demütigung, durch viele Gedulds- und Glaubensproben, was bei meiner vielen Abwesenheit von Hause gar nicht anders sein konnte. Schau ich zurück auf diese Jahre, so waren sie für mich eine Zeit göttlicher Erziehung durch meine Kinder. Ich wurde bewahrt vor Höhen, vor bloßem Kanzel-, Versamlungs- und Konferenz-Christentum, weil ich durch meine Kinder beständig in den Wirklichkeiten des täglichen Lebens stand. Meine Predigt und Seelsorge wurde beständig befruchtet durch die Erfahrungen in der eigenen Familie, sodass ich viele Eltern beraten und trösten konnte, wenn sie mit Kindersorgen zu mir kamen. Dem Herrn sei Lob und Dank, dass Er mich und meine liebe Frau bisher den Kindern erhalten, und mir in meiner Frau eine treue Gehilfin geschenkt hat, die mit viel Selbstverleugnung, Liebe und Treue an meiner Seite stand, und den Kindern zum Segen war. Die Mehrzahl derselben steht in direktem Dienste des Herrn, und auch die übrigen sind bereit, in Seinen Wegen zu wandeln, wofür dem Herrn allein die Ehre gebührt. Er hat all die Jahre auch äußerlich treulich für uns gesorgt, Ihm sei Dank!

Ich bin dem Herrn auch großen Dank schuldig für die viele Gemeinschaft, die Er mir während der letzten fünfundzwanzig Jahre durch meine Evangelisationsarbeit in Deutschland und in der Schweiz geschenkt hat. Im Geiste möchte ich all den lieben Mitverbundenen die Hand drücken und ihnen von Herzen danken für die viele mir erwiesene Liebe, und besonders für ihre treue Fürbitte für mich, meine Familie und meine Arbeit. Es hat mich oft sehr gestärkt und getröstet, wenn ich versichert wurde: „Ich bete täglich für Sie.“ Ich spreche es auch hier mit innerster Überzeugung aus, dass ich der Fürbitte der großen Beterschar, die mich so viele Jahre hindurch begleitet hat, ein gut Stück des Segens verdanke, den der Herr auf meine Arbeit und meine Familie gelegt hat. Ich bitte herzlich, meiner, meiner Familie und meiner Arbeit auch ferner zu gedenken.

Dann möchte ich den vielen Seelen, die der Heiland durch meinen Dienst zu Seinem Eigentum gemacht hat, einen herzlichen Gruß senden, und ihnen zurufen: Haltet, was Ihr habt, dass niemand eure Krone raube! Die Zeit ist sehr ernst! Lasset uns anhalten am Gebet, und unverrückt festhalten an unserm hochgelobten Heiland und Seinem teuern Wort mit der täglichen Bitte, dass Er unserm Volk den Leuchter des Evangeliums erhalte und uns selbst vollende auf Seinen Tag. Ihm sei unser Herz und unser Leben auch ferner geweiht, als Dankopfer für alle Liebe, Treue und Geduld, die Er an uns gewandt hat. Ihm dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste, sei Lob und Ehre und Anbetung, jetzt und in Ewigkeit. Amen.